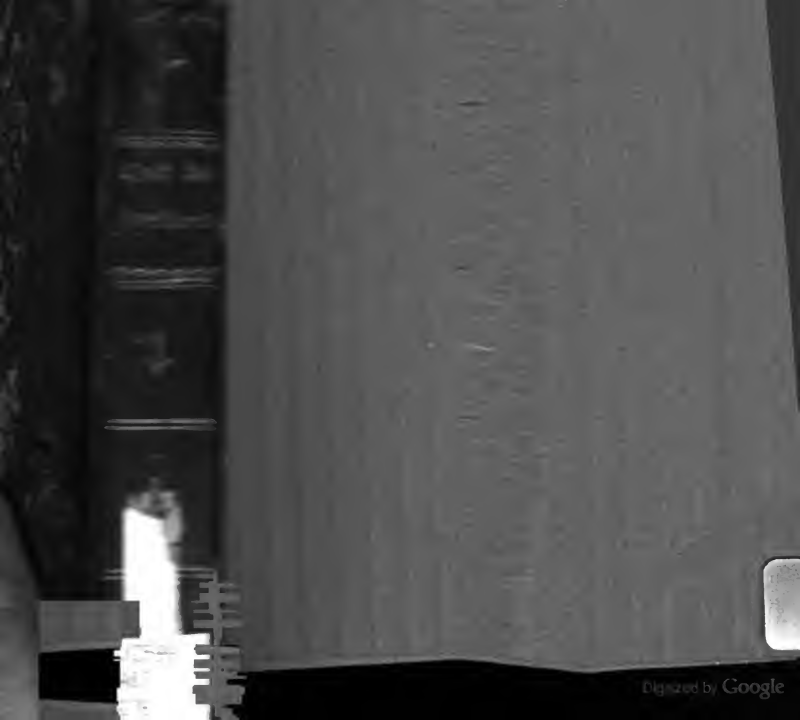
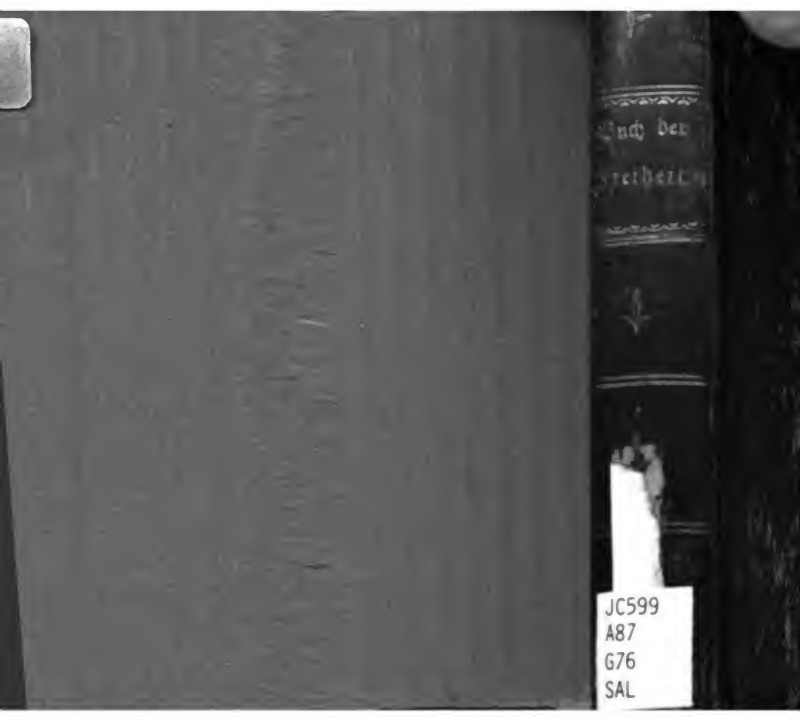
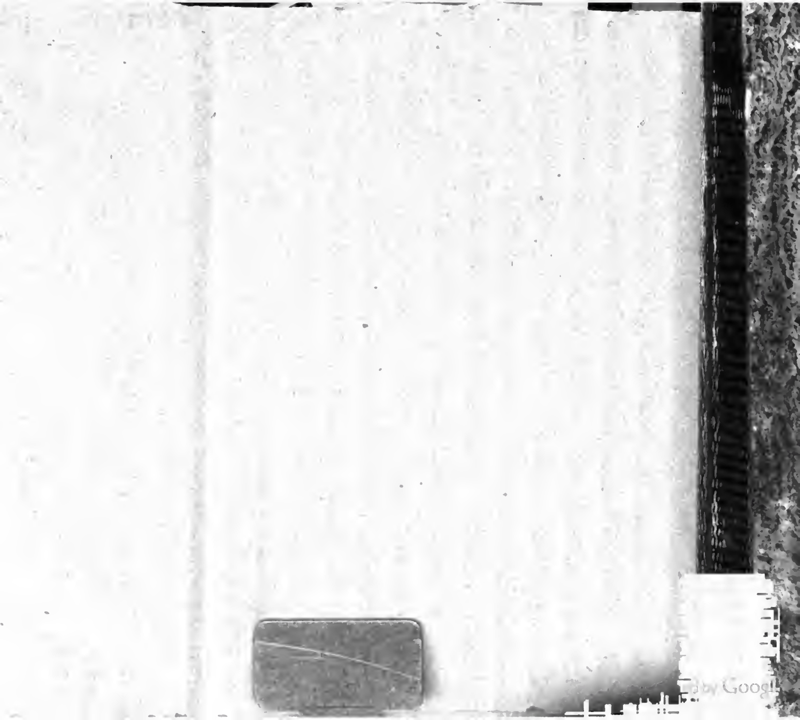
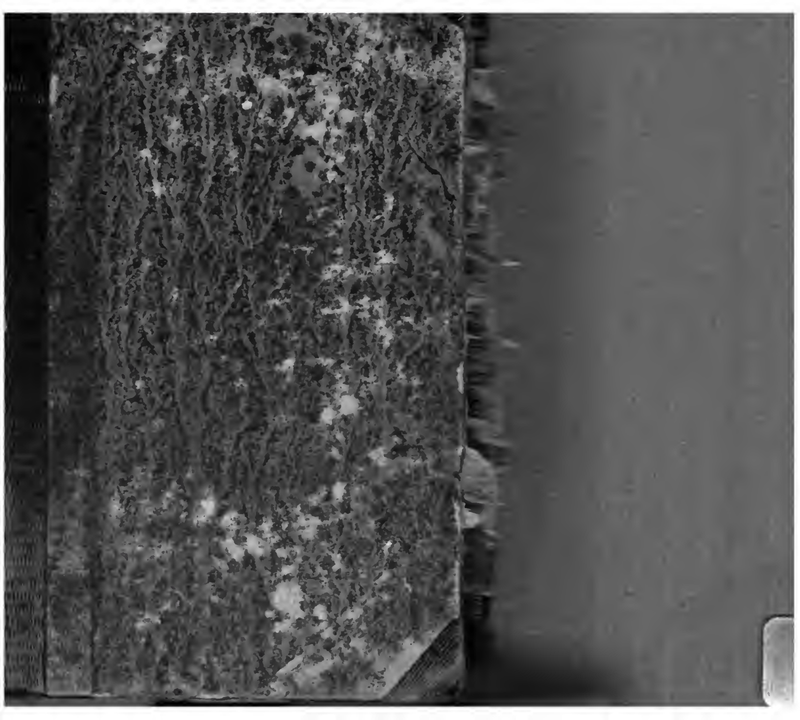
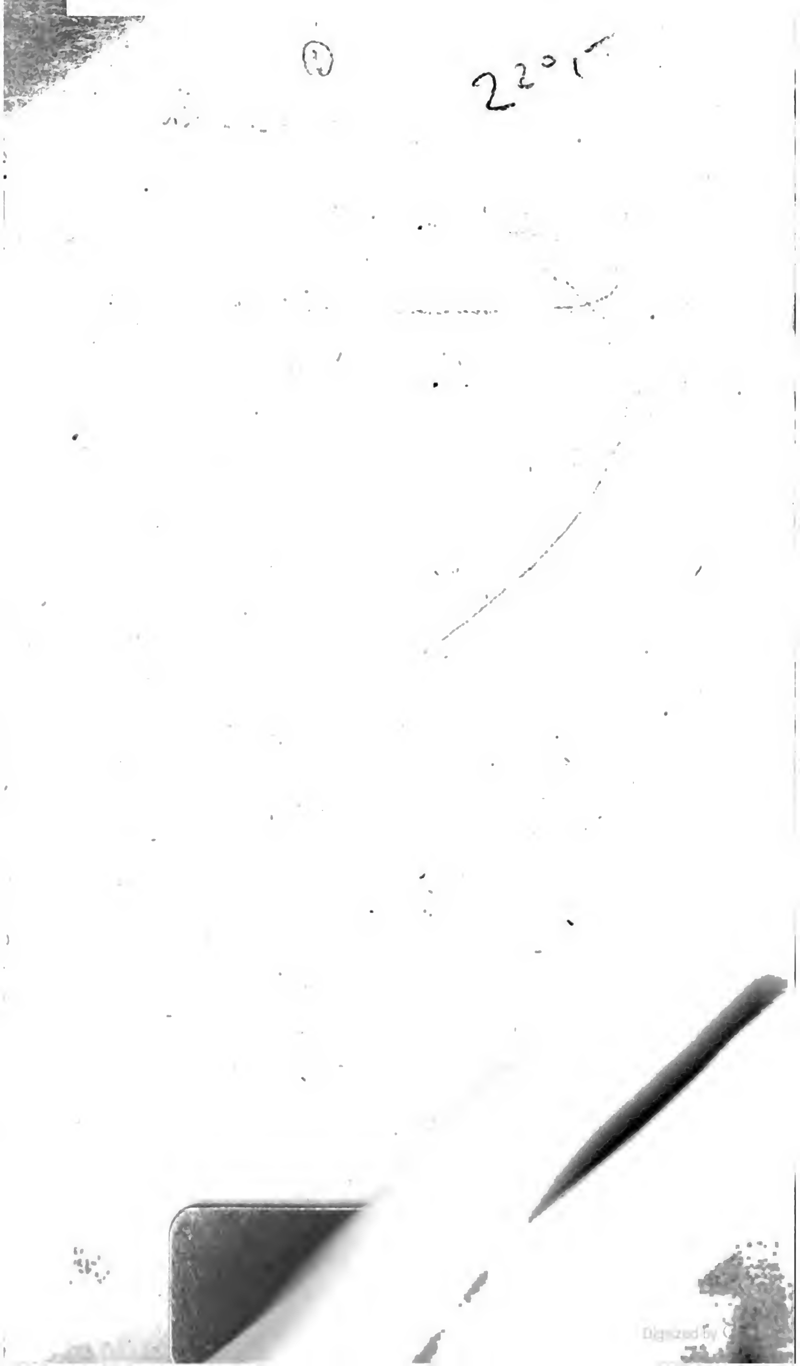





der
JC599
A87
G76
SAL









Buch der Freiheit

oder

Geist des 19ten Jahrhunderts

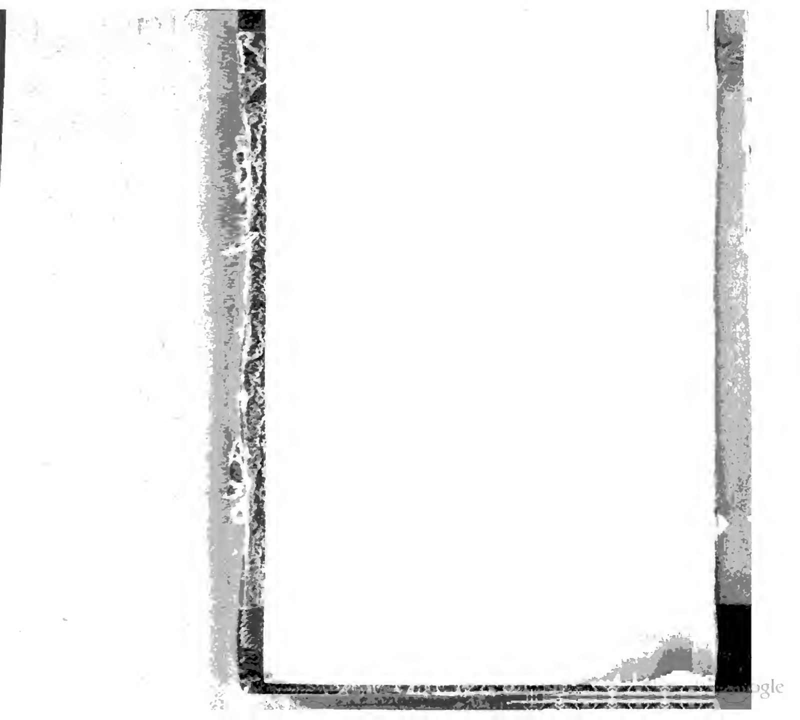
von

einem ausgewanderten Oesterreicher.

Leipzig u. Meissen,

bei F. W. Goedsche.

1834.



oder

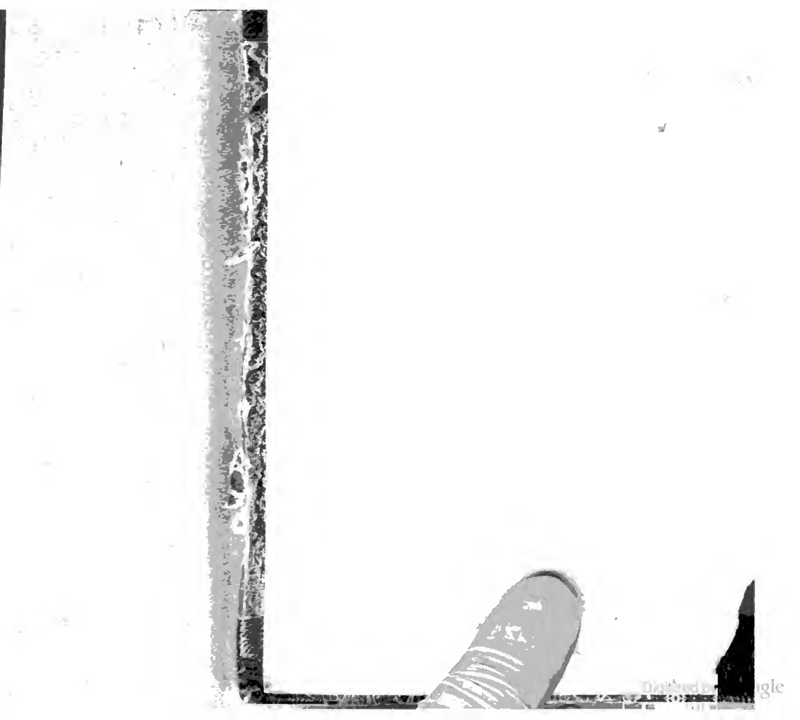
Geist des 19ten Jahrhunderts

von

einem ausgewanderten Oesterreicher.

Leipzig u. Meissen,
bei F. W. Goedsche.

1834.



Inhalt.

Herrn

O'Connell

gewidmet.

Indem ich Ihnen diese Schrift zueigne, handle ich nicht nur aus eignem Herzensantriebe, sondern zugleich im Auftrage aller jener Personen, welche hier ihre verschiedenen Ansichten mittheilen; denn sind sie auch oft Antipoden in ihren Meinungssistemen, so vereinigen sie sich doch alle hierin, dem Manne Irland's und Europa's ein Zeichen ihrer Verehrung zu geben. Jeder von ihnen findet Etwas zu achten an Ihnen, und während der Eine jene Maximen vertheidigt, zu welchen Sie sich bekennen, bewundert der Andre Ihre hohe Vaterlandsliebe und den Feuereifer,

mit welchem Sie die Rechte eines Theiles der Menschheit — vielleicht überhaupt der Gesellschaft — beschützen und verkämpfen. Was Don Oliveira insbesondere betrifft, so rühmt er mit wahrem Enthusiasmus Ihre Anhänglichkeit an Ihr theures Vaterland, und ich theile seine Gefühle. In unserer Zeit, wo so viele kleine „große Geister" eine Last schwerer Verpflichtungen von sich wälzen, indem sie sich zu keinem Vaterlande bekennen und einen gewissen Weltbürgersinn affektiren, hinter welchem sich Ohnmacht, Feigheit und Niederträchtigkeit verbirgt und welcher zum Scheine den leeren Raum in ihren petrifizirten Herzen ausfüllen soll, in unserer Zeit erscheinen Sie uns wie eine Antike unter hohlen Gypsfiguren.

Sie stehen auf dem Forum der Oeffentlichkeit, im Angesichte aller Nationen der Erde, die Sie bewundern, nicht nur als Anwalt Ihres Vaterlandes, sondern auch als Anwalt der Freiheit da. Ist unsere Zeit auch groß, so ist sie doch nicht so groß wie Sie und wir mit Ihnen

dieselbe wünschten; denn alle herrschende Liberalität tirannisirt den Glauben, die Freiheit der Meinungen. Die größten Männer unsers Jahrhunderts wälzen jene mächtigen Prinzipe über das schwache Menschengeschlecht, unbekümmert um die Zerstörungen, welche sie anrichten. Sie aber sind größer, denn diese, indem Sie die Schwachen beschützen und Ihren kräftigen Arm für sie erheben. Sie berechnen die Bedürfnisse der Gegenwart und wirken so kräftiger für nachkommende Jahrhunderte, als Jene, welche ihre Zeit zum Opfer bringen für eine kühn geträumte bessere Zukunft. Sie begreifen Ihre Menschenpflicht besser, als Jene, welche vermessen hinausgreifen aus ihrem Raum, aus ihrer Zeit in die unerleuchtbare Dunkelheit des Idealismus, und so weder sich noch ihrem Geschlechte nützen. Darum bringen wir Ihnen diese Huldigung im Namen Europa's, im Namen der Zeit und unseres Geschlechtes.

Wenn ich Ihnen diese Schrift aus Anlaß meiner Verehrung für Sie widme, so will ich



damit nicht andeuten, daß Sie durch Ihre T
ten eine völlige Uebereinstimmung mit den
ausgesprochenen Gesinnungen bewiesen hab
Nur die Begeisterung für den heiligen Geg
stand dieser Meditationen, von welcher jede I
rer Handlungen glüht, für die Freiheit
Worts und der Meinungen, rechtfertigen
wenn ich Ihnen ein **Buch der Freiheit**
eigne.

Möchten jene höheren **Mächte**, die im Ze
geiste walten, Sie auf allen Ihren Wegen f
ner schützend geleiten und das männliche Be
harren und Streben auf der Zielbahn der T
gend in allen Herzen jene Empfindungen der au
richtigsten Liebe und Bewunderung entzünde
welche in uns lodern, die wir Sie freundlich gr
ßend, Ihre Thaten segnend, uns nennen

Ihre

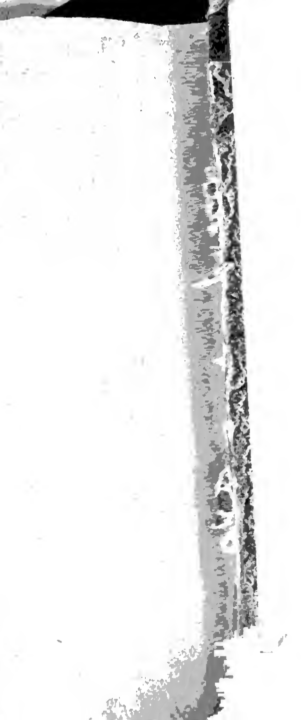
Verehrer.

Schutzrede.

Die in vorliegender Schrift entwickelten Ansichten gehören großentheils einer Philosophie an, welche alle Philosophie verhöhnt und im Ganzen der Lebensweisheit der achthundert Millionen, welche auf dem Erdkreise wohnen, widerspricht. Darum und weil unser Zeitalter sich als ein Zeitalter der Duldung angekündigt hat, unternahm ich es, der vorliegenden Schrift eine Schutzrede zu halten, theils um sie vor dem Mißverstehen zu bewahren, theils um der Wahrheiten willen, welche sie neben Hipothesen enthält.

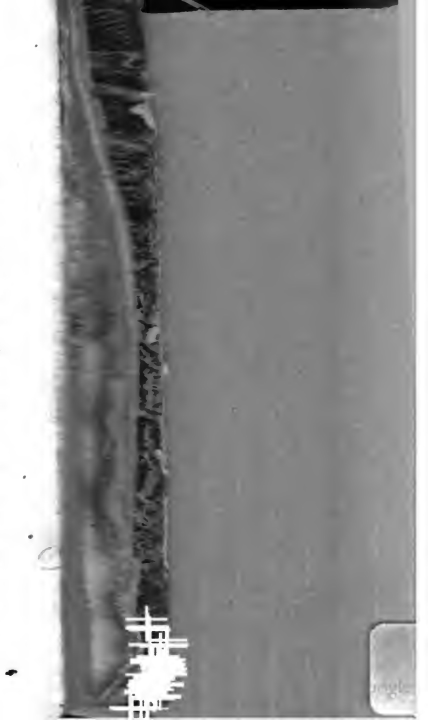
Weit hinter uns versunken ist die Reihe der finsteren Jahrhunderte, welche die Meinungen der Mehrzahl oft, sehr oft ihre Thorheiten und Irrthümer mit Galgen, Rad und Schwert, mit Reichsacht und zeitlicher und ewiger Verfluchung, den Glauben Christi, Mahomeds oder anderer Religionsfürsten mit blutiger Gewaltthat predigten. Wir sind fern von den Zeiten, sage ich





wo keine Glaubensfreiheit war, wo spanische Inquisitoren Leiber verbrannten und mit dem Pabste vereint Seelen verdammten, wo Christen im frommen Wahn hinzogen und das gelobte Land im Kreuzzuge, um das Kreuz auf blut[illegible]tem Boden triumphirend aufzupflanzen, wo böhmische Hussiten in den Eingeweiden ihrer Brüder wütheten, wo ein Zizka die Hirnschalen der Mönche unter der Tonsur einschlug, wo man Hexen verbrannte und Atheisten der ewigen Verdammniß übergab — kurz wo man [illegible] das rächte, was nur der Gottheit angehört, wo die Menschen wahnsinnige Teufel waren und die Welt eine Hölle. Wir sind [illegible] von dieser Zeit — aber nicht fern von der Zeit, wo die Toleranz sich über alle, selbst die positiven Glaubens- und Meinungsartikel ausdehnen wird, aber kaum kann man sagen, das Werk der Geistesbefreiung ist vollbracht. Noch sind uns alle Greuel der politischen Intoleranz gegenwärtig, und mit Thränen sage ich es — noch werden täglich neue vollbracht. Vor kaum vier Dezennien blutete ein König auf dem Schaffote, und Paris schwamm im Blute solcher Menschen, welche kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie anderer Meinung waren wie der wahnsinnige Haufe — und noch jetzt wirft man sogenannte Staatsverbrecher — Andersdenkende — [illegible] Kerker, wo sie [illegible]

graben; noch jetzt spricht man von Todesurtheilen in Ancona und Mailand, in Wien und St. Petersburg, Warschau, Rom, Madrid, Lisboa! Und doch jene Unglücklichen ändern ihren Glauben nicht in den Kerkern, und mit dem letzten Lebenshauche betheuern sie ihre Unschuld, wie Ludwig der XVI. einst auf dem Blutgerüste mit erschütternder, innerster Ueberzeugung rief: ich sterbe schuldlos! Nach zwanzigjähriger Haft ruft ein endlich befreiter Staatsgefangener: ich bin nicht von meiner Uiberzeugung gewichen in Hunger, Krankheit und Todesgefahr, ich bringe meine alte Philosophie wieder aus der moderndeu Kerkerluft, aus schwerer Prüfung; wenig Stunden vor seinem blutigen Ende donnert Robespierre in glühender Emphase, von der Reinheit seiner Absichten begeistert, dem Konvente zu — ich habe mir nichts vorzuwerfen, ich war für das Wohl der Nation besorgt, ich wollte auf blutigen Leichnamen ein glückseligeres Jahrhundert säen, ich opferte die Menschlichkeit der höchsten Menschenliebe, ich war uneigennützig, streng und unbestechlich! So traten die Männer, welche Tausende verfluchten, welche Wenige zu richten sich vermaßen, an die Schwelle des Lebens — furchtlos, im tröstlichen Gefühle ihres Rechts und Jeder dünkt sich gerecht, wenn er seiner innersten Uiberzeugung gefolgt war. Sie treten hin vor den Richterstuhl der Ewigkeit und spre-



chen: Herr, wenn wir sündigten, so war es Irrthum! Die Gnade aber verdammt keinen Irrenden — nur der Selbstverläugner, der wider Vernunft und Herz ankämpft, seine Uiberzeugung verkauft für einen Genuß, nur der ist verdammt, verdammt zum Bewußtsein seiner Niedrigkeit.

Wem aber steht ein Urtheil zu, ein Richterurtheil über den Menschen! Der Mehrzahl? Sie hat Gott verläugnet und Götzen gehuldigt, hat Ketzer verbrannt und Fanatiker göttlich verehrt, sie hat Könige hingerichtet und Abenteurer in königliche Pracht gekleidet, sie hat alle Thorheiten und Verbrechen tausendmal verübt, welcher der Mensch fähig ist. Der fürstlichen Autorität? Die Geschichte zeigt uns keine Krone, die von reiner Tugend strahlte; Irrthümer und Verbrechen, Leidenschaften und Laster, das Theil aller Sterblichen, haben sich auch auf dem Thron gelagert. Den Priestern? Sie sind Menschen, Irrende, Verbrecher wie wir, sie haben ihre Feinde vergiftet, haben Könige ermordet, Weiber verführt, Jungfrauen geschändet, sie haben ihre Altäre entweiht und aus ihren frommen Klöstern Bordelle gemacht. Kurz, es giebt keine menschliche Kompetenz zum Richterthume, wir befinden uns allein in einem Zustande gegenseitiger Befehdung und die Gewalt, die Uibergewalt der Waffen, der

Uiberzeugung, des Vorurtheils, des Wahns, Glaubens, Irrthums beherrscht uns und unsere Zeit. Wer da Sieger bleibt in den Kämpfen — Person oder Idee — der erscheint uns gerecht, loyal, recht, tugendhaft. Aber die Geschichte zerreißt einen Schleier um den andern und der Mensch und die Gesellschaft erscheinen uns tausendmal wieder in Erbärmlichkeit, Irrthum, Unwissenheit, Bethörung. Wir lachen über die Thorheiten unserer Väter, und kein Jahrhundert schleicht vorüber mit leisem Tritt und unsere Namen leiden ihr Schicksal.

Bei dieser Ungewißheit des Urtheils und des Maßstabes für Recht und Unrecht, Tugend und Laster, wird das Postulat der Vernunft, Schonung, Duldung, Humanität zum ersten, zum heiligsten Gesetz. Es giebt weit mehr Irrthum bei wenigen Verbrechen in der Welt, aber der Irrthum verdient nicht Verfolgung, Rache, Strafe — selbst dann nicht, wenn er den Schein des Lasters trägt und von einem oder hundert Tribunalen als solches erkannt wird. Uibt Humanität, ihr Völker, welche die Aufklärung souverain gemacht, gegen Jene, welche dem Geist der alten Zeit huldigen, glänzenden Hofstaat, prunkende Titel und den Pomp des Königthums nicht missen können; übt Humanität, ihr Fürsten, gegen die Völker und Einzelne, die euch nicht berufen glauben, das irdische Regi-

ment zu führen, die sich mündig dünken und ihre Stimme in der Geschichte nicht aufgeben wollen. Wer entschied zwischen euch Gewaltigen über das Recht, als die Gewalt? Ein einziger Unfall stürzt einen Thron, ein einziger Zwist zertrümmert eine Republik, und Fürstenthum und Volksthum wechseln wie Regentage und Sonnenschein.

Es giebt einen praktischen Gebrauch in allen Staaten und Ländern, jede That, jede Gesinnung, welche dem Bestehenden entgegen ist, als verbrecherisch, als Hochverrath, Rebellion, Majestätsverbrechen zu verdammen und zu strafen, aber selten liegt wahres, unzweideutiges Verbrechen zum Grunde, selten lasterhafte Grundsätze. Ist es Verbrechen, wenn ein Bürger die Freiheit liebt und mit allen Waffen, die ihm zu Gebote stehen, beschützt; ist es Verbrechen, daß er eine Idee liebt, in der er seine Glückseligkeit zu finden glaubt, daß er am Wahn oder an der Wahrheit hängt? Nein, eben so wenig als es Verbrechen ist, wenn ein Fürstendiener, den die Monarchie glücklich machte, dem sie Wohlstand, Ehre und Zufriedenheit gab, den Thron mit seinem Leben schützt, wenn er eher sich unter den Trümmern begraben läßt, als von der Treue weicht, die ihn seegnete.

„Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden"! Eine jener milden christianischen Lehren, welche so sehr im Wider-

spruch stehen mit den Doktrinen der Gelehrten und Hohenpriester, welche sich unterfangen, dieselben nach ihrem knechtischen Sinn zu interpretiren. Ich rufe sie den Lesern vorliegender Schrift zu, und hoffe mit Wirksamkeit. Mag der Religiöse auf jeder Seite Irrthümer und Trugschlüße finden, der Philosoph und Verehrer der Wissenschaftlichkeit, des Krückenganges lahmer Geister, Alles verwerfen, der Aristokrat die vorkommenden Ansichten als staatsgefährlich verdammen — nur in Duldsamkeit und Humanität mögen sich Alle vereinigen und einem Andersdenkenden wenigstens nicht die zeitliche und ewige Verdammniß, Kapitalstrafe und Einkerkerung als verdient zuerkennen in frommer Begeisterung. Was mich betrifft, der in dieser Schrift ohne Anstand fremde Gedanken und eine fremde Philosophie zur Oeffentlichkeit gebracht hat, so hatte ich dabei einen wichtigen und gewiß humanen Beweggrund, aber auch nur diesen einzigen überhaupt, zu beweisen, daß die kühnste naturalistische Philosophie, ja selbst der Atheismus, diese riesenhafte Verwegenheit des menschlichen Geistes, nicht immer mit Unmoralität verbunden sein müsse; ja, daß die Tugend dadurch nicht ausgeschlossen werde. In diesem Beweggrund war noch ein anderer enthalten oder verborgen, den ich eben seines großen Gewichts wegen gerne verschwiegen hätte,

mit meinem eigenen Glaubensbekenntniß und den ich noch jetzt zögerte zu nennen aus gerechter Besorgniß, man möchte mich der Billigung aller in vorliegender Schrift aufgestellter Grundsätze beschuldigen, wenn ich nicht bedächte, daß ein solches Schicksal weit weniger schrecklich wäre, als das gewissere, gänzlicher Zwecklosigkeit und der Ermangelung aller moralischen Motive stark verdächtig zu werden. Bei diesem Bedenken ist die Alternative nicht grausam, denn es kann einem Autor oder Herausgeber kaum ein größeres Uibel zur Wahl gestellt werden, als es ist, einem begründeten Verdacht zu verfallen, der eben so viel moralische Verderbtheit, Abscheulichkeit als Stupidität voraussetzt, der einen Autor bezichtigt, um den elenden Preis einer zweideutigen Berühmtheit oder noch geringerer Vortheile, ein Renegat an eigener Uiberzeugung geworden zu sein und versucht zu haben, aus Eigennutz und Eitelkeit den trägen Glücksfrieden harmloser Geister zu stören. Darum scheue ich es nicht, auf die Gefahr des Verkanntwerdens hin zu sagen, daß mir nicht wenig daran gelegen war, die von dem abenteuerlichen Zufall, der mich liebt, mir dargebotene Gelegenheit zu nützen, um die philosophischen Extravaganzen der Schrecken zu entkleiden, in welche sie die Lehrer des Volks phantastisch gehüllt haben, wie man Vogelscheuchen aufstellt, um süße Früchte vor lü-

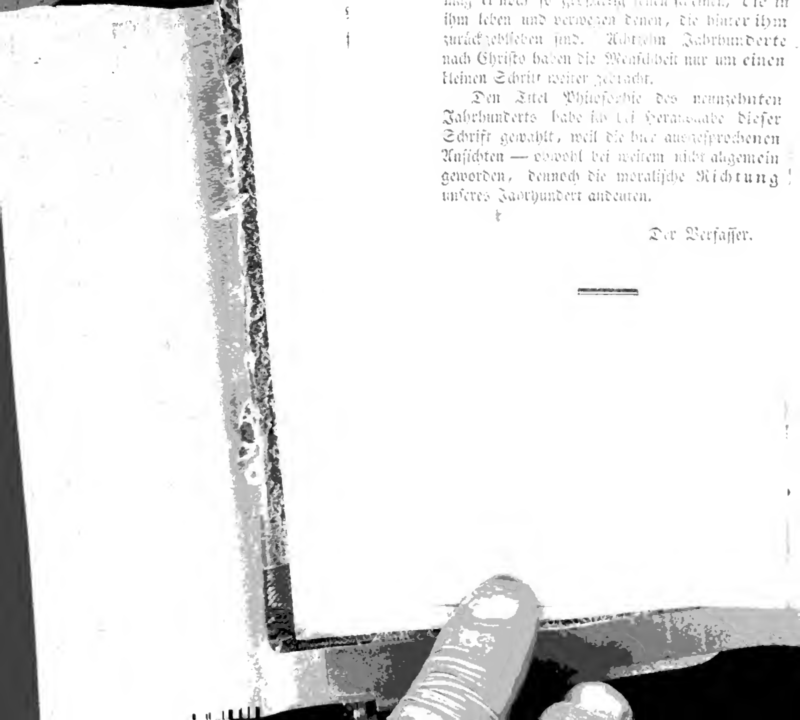
sternen Sperlingen zu bewahren. Mit einem Wort, ich wollte die philosophische Spekulation populärer machen, und meinen Lesern aus der großen Zahl derjenigen, welche da nicht erst kunstgerecht denken gelernt haben, auf Universitäten und in der Moderluft eines düsteren Studirzimmers, zurufen: Kommt furchtlos näher und betrachtet den augenlosen Popanz ohne Leben und Bewegung, der da vor dem Thore des Weisheitstempels steht, eine fratzenhafte, ohnmächtige Schildwache. Ich will nicht sagen, ihr werdet die Wahrheit finden hier, denn was ihr als solche erschaut ist nicht wahrer, als die Behauptung, die Flecken im Monde sind Berge. Kein erschaffener Geist dringt in die Geheimnisse der Natur, und kein erschaffenes Auge vermag die Höhen und Tiefen im Monde zu unterscheiden, aber hintreten könnt ihr zu dem zaubervollen Fernrohr und hinüberschauen in eine andere Welt. Könnt ihr auch nicht alles erspähen, was da drüben lebt und stirbt, erfolglos bleibt eure Mühe nie.

Es hat eine Zeit gegeben, in der man den Menschen sagte, indem man einen Anderen verbrannte: nehmt euch ein Exempel an dem Verworfenen, dem Gotteslläugner, dem Religionslästerer; seht den höllischen Geist aus seinen Augen sprühen, und erstickt nicht in dem Schwefeldampfe seiner Unheiligkeit; und die Menge kreuzigte

sich, und verwünschte den Unglücklichen in den tiefsten Abgrund der ewigen Verdammniß. Sie hielt ihn für schlimmer denn einen Dieb, Vatermörder, Blutschänder, Sodomiten, Verräther, Verläumder, und kein Christ hätte um den Preis aller Schätze Indiens mit ihm unter einem Dache wohnen mögen. So starb ein Johannes Huß, ein Hieronimus von Prag, ein Laurentius und mancher Atheist in Spanien, verflucht von den Zeugen des schrecklichen Gerichts. Ich will nun nicht sagen, das was Huß und Hieronimus lehrten und mit dem Tod besiegelten, was der Atheist glaubte, ist unbestreitbare ewige Wahrheit, ich will keine ihrer Meinungen unterschreiben, eben so wenig als Alles in dem Buche, aber ich schwöre es und nehme das Abendmahl darauf, oder ich setze die heilige Ehre zum Pfande ein, daß die Richter verblendet und ungerecht waren, daß Huß und Hieronimus und mancher Atheist keine so großen Verbrecher waren, wie ihre grausamen, unmenschlichen Richter. Ich sage euch, daß der Gottverläugner auf dem Scheiterhaufen oft gerechter war, als das thörichte Volk, das sich an seinen Qualen weidete, daß er kein Mörder, Verräther, Verläumder gewesen, und nichts gethan habe, was dem von ihm verläugneten Gott hätte mißfallen können. Ich sage euch, es ist möglich, daß er der Tugend und Pflicht ergeben war, bis auf seinen letzten Athem-

zug, daß er keinen Verrath begangen an seinem Bruder, daß er das treueste, friedlichste Herz besessen, daß er, so lange er lebte, den himmlischen Seelenfrieden des Bewußtseins eines Gerechten beherbergt habe in seiner Brust. Mit diesen Behauptungen ist der Atheismus weder empfohlen noch gebilligt, sondern mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt, die uns so sehr ziemt und die wir so wenig üben. Eben so verhält es sich mit den politischen Meinungen; denn auch hier verlieren die Extreme den schrecklichen Anschein, wenn man sie genau und ohne boshafte Voraussetzung betrachtet.

Mein eigenes Glaubensbekenntniß halte ich mich nicht verpflichtet, hier niederzulegen, denn es paßt nicht für meine Zeit. So viel nur gestattet mir mein Verstand, mich gegen die Beschuldigung indifferenter Ideen zu verwahren. Es ist ersprießlich für eines Autors Ruhm, daß er neue und auffallende Ansichten äußert, aber eines Theils hat dieser Vortheil nichts Anziehendes für mich, da ich kein Buchmacher von Profession bin, anderen Theils schreckt mich die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß jede neue Lehre mit den Märtirthume ihrer Stifter beginnt. Die Verbreiter der größten Wahrheiten und Irrthümer wurden von ihren Zeitgenossen gehaßt und verachtet, verspottet und mißhandelt, daher erscheint es mir gerathener, der Zeit ihren



[illegible] ihm leben und verwegen denen, die hinter ihm zurückgeblieben sind. Achtzehn Jahrhunderte nach Christo haben die Menschheit nur um einen kleinen Schritt weiter gebracht.

Den Titel Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts habe ich bei Herausgabe dieser Schrift gewählt, weil die hier ausgesprochenen Ansichten — obwohl bei weitem nicht allgemein geworden, dennoch die moralische **Richtung** unseres Jahrhundert andeuten.

Der Verfasser.

Ueber die Freiheit und den politischen Zustand von Europa.

Erster Brief.

Mylord!

Auf meiner Fahrt nach Philadelphia fand ich an Bord der *— unter einer Menge gewöhnlicher Menschen, welche theils aus Dummheit, theils aus Unwissenheit, theils wegen begangener Verbrechen nach Amerika auswanderten, um dort zu finden was der Unzufriedene nirgends findet, nur ein Par einzelne Individuen, welche aus einem gewissen Trieb nach Freiheit, dennoch aber mit Beimischung niedriger Absichten dem Strande der neuen Welt zueilten. Jemehr ich diese Menschen über ihre wahren Gesinnungen und Ansichten auszuforschen suchte, jemehr wurde es mir klar, daß fast ein Jeder seine eigenen ifrigen Ansichten von



der Freiheit habe — abgesehen von dem Trosse der gänzlich Blinden, welche unter Freiheit nichts anders als barbarische Gesetzlosigkeit und thierische Freiheit verstehen. Ich wurde es bald überdrüssig mich mit einer großen Anzahl von Abentheurern von einem Begriff zu unterhalten, der von der Menge so schwer zu fassen ist und fast nirgends in seiner Reinheit angetroffen wird. Ich zog mich daher immer mehr aus der Gesellschaft dieser Leute zurück und verfiel in jene schwermüthige Schweigsamkeit, die Sie, Mylord, oft an mir bemerkt und gerügt haben.

So schweigsam und ernst stand ich einst auf dem Verdecke und sah über die unbegränzte Fläche des Ozeans nach der Tiefe des westlichen Horizonts hin, wo die Sonne langsam untertauchte. Ein Portugiese, den ich bisher nicht beachtet hatte, der gewöhnlich jedem Gespräch auswich und oft Tage in trübem Sinnen zubrachte, stand in meiner Nähe und betrachtete durch ein Handperspektiv ein kleines Segel, das sich uns aus weiter Ferne glänzend zu nähern schien. Ich leitete ein Gespräch ein und erhielt zu meiner Verwunderung zwar kurze, aber freundliche Antwort. Der Umstand, daß ich in seiner Landessprache die Konversation anfing, brachte sogleich einige Wärme in unsere Unterhal-

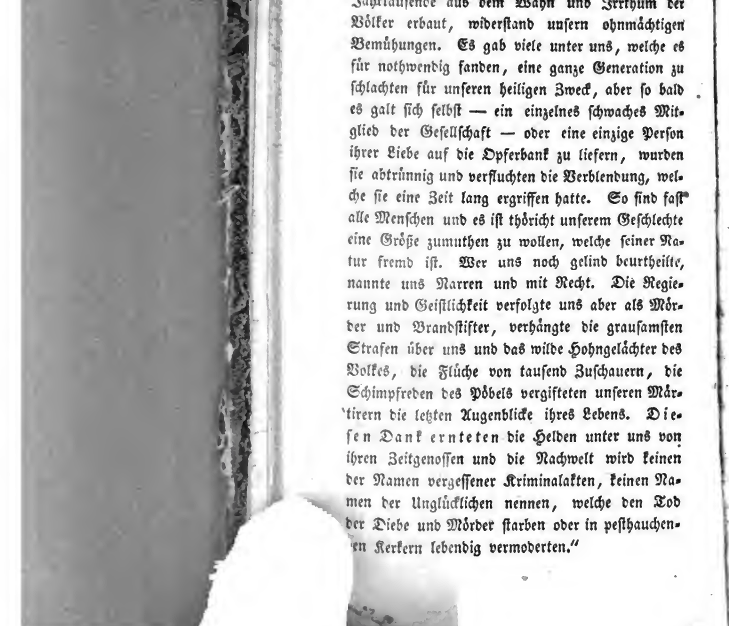
[illegible] Reise abzufragen. „Gewiß,“ sagte ich, „Sie suchen in Amerika die in Ihrem Vaterlande untergegangene Freiheit der Völker?“ Ich kenne kein Wort der Sprache das einem Südländer so elektrisirte, wie der süße Name „Vaterland.“ Meine kleine List hatte auf den Schweigsamen zaubrisch gewirkt und der Unbewegliche mit der Phisiognomie des Unglücks, der auf der halben Fahrt kaum zehn Worte gesprochen hatte, ergoß plötzlich sein von dem angeregten Gegenstand überfülltes Gemüth in eine lebenvolle Beredsamkeit voll der zündenden Lichtblicke tiefer und warmer Empfindung. Sein mattes Auge funkelte, seine träge Gestalt belebte sich, die scharfen Züge bewegten sich und über das vergelbte trockne Gesicht floß ein Glanz hinreißender Begeisterung.

„Mein Vaterland!“ rief er, „mein theures unvergeßliches Vaterland, ja es ist gestorben und seine treuesten Söhne treiben auf fremden Meeren herum und finden es nicht wieder. Ich zähle mich zu ihnen, denn jeder Athemzug meines Lebens war ihm gewidmet, aber all meine Thatkraft zersplitterte mit dem fruchtlosen Ankämpfen meiner Brüder an der eisernen Stirne des Geschicks. Hätten Sie gesagt, ich suche ein Vaterland, Sie hätten wahr gesprochen, aber die Freiheit, Mylord, die

Freiheit suche ich nicht. Es gab eine Zeit, wo ich so thöricht war nach diesem Phantom zu haschen, wo ich an dem Ideale hing mit glühender Inbrunst wie der Jüngling die Geliebte umfaßt und nie weichen will aus der heißen Umarmung. Aber das Ideal erkaltete in meinen Armen und fiel todt von meiner Brust. Die Zeit ist aus."

„Ich habe in meiner Jugend einer Faktion angehört, welche sich aus den Besten, Fähigsten der Nation gebildet hatte und wir alle waren durchglüht von dem schönen Wahn der Völkerfreiheit, von dem wärmsten Patriotismus, von der edelsten Menschenliebe. Wir bezeichneten die vorigen Jahrhunderte, das Weltleben bis auf unsere Zeiten als eine lange Nacht voll Finsterniß und Tod, und glaubten am Vorabend eines längeren Tages zu stehen; wir wollten die Strahlen der neuen Sonne zuerst auf unser Vaterland lenken und den Völkern laut zujubeln: „Wir sind erstanden aus dem Tod der Zeiten, wir sind frei!" Alle unsere Projekte trugen das Gepräg der heiligsten Schwärmerei der Tugend und obgleich Greise in unserer Mitte standen, waren alle unsere Unternehmungen Athemzüge jugendlichen Feuers, jugendlicher Kraft. Kein Hinderniß schreckte uns, kein Schaffot und ewiger Kerker. Wir wollten siegen oder das Mär-

Irrthum unseres Glaubens vorbringen. Unser gro-ßes Werk fingen wir mit Versuchen an, das Volk aufzuklären, ihm das Spielzeug seines Wahns zu entreißen, die Fabeln der Religion ihres reizenden Trugschimmers zu entkleiden, die Majestäten, vor welchen es bebte und anbetend niedersank, ihres zauberischen Glanzes zu berauben. Wir sahen in den Königen blutdürstige Tirannen, in den Dienern des christlichen Glaubens unsinnige Fanatiker und die Hauptfeinde der Freiheit und des Lichts. Indem wir in unserem Eifer Alles profanirten was dem Pöbel heilig war, wollten wir seinen Verstand reinigen und den leicht erregten Enthusiasmus auf unsere Thaten, unsere Gesinnungen hinlenken. Wir hatten viele Anhänger, welche in unserem Geiste wirkten und das Volk aufreizten. Nicht lange aber währte es, so haßte uns das Volk. Wir wirkten für nachkommende Jahrhunderte, darum haßte uns unsere Zeit, welche zum Opfer gebracht werden mußte. Bald schalt uns das Volk Aufwiegler, Rebellen und begriff nichts an unserem Wirken als die Zerstörung, welche wir verbreiteten. Die Prediger warfen Bannflüche von den Kanzeln und die heilige Scheu, welche die Gemeinden ergriff, machte uns zu Gegenständen ihres Abscheus, ihrer Verachtung. Das Gebäude, welches



Jahrtausende aus dem Wahn und Irrthum der Völker erbaut, widerstand unsern ohnmächtigen Bemühungen. Es gab viele unter uns, welche es für nothwendig fanden, eine ganze Generation zu schlachten für unseren heiligen Zweck, aber so bald es galt sich selbst — ein einzelnes schwaches Mitglied der Gesellschaft — oder eine einzige Person ihrer Liebe auf die Opferbank zu liefern, wurden sie abtrünnig und verfluchten die Verblendung, welche sie eine Zeit lang ergriffen hatte. So sind fast alle Menschen und es ist thöricht unserem Geschlechte eine Größe zumuthen zu wollen, welche seiner Natur fremd ist. Wer uns noch gelind beurtheilte, nannte uns Narren und mit Recht. Die Regierung und Geistlichkeit verfolgte uns aber als Mörder und Brandstifter, verhängte die grausamsten Strafen über uns und das wilde Hohngelächter des Volkes, die Flüche von tausend Zuschauern, die Schimpfreden des Pöbels vergifteten unseren Märtirern die letzten Augenblicke ihres Lebens. Diesen Dank ernteten die Helden unter uns von ihren Zeitgenossen und die Nachwelt wird keinen der Namen vergessener Kriminalakten, keinen Namen der Unglücklichen nennen, welche den Tod der Diebe und Mörder starben oder in pesthauchenden Kerkern lebendig vermoderten."

ihrer Verbrüderung mit dem Verbrechen, von welchem es nie getrennt betrachtet wurde, beseelten uns die lautersten Tugendideale und heiligten scheinbar unsere verbrecherischen Mittel. Die Hauptzielpunkte unserer Bestrebungen waren: Emanzipation des Volkes, Souveränität des Nationalwillens, Befreiung Aller, Gleichstellung der Rechte, Aufhebung aller Privilegien und Vorrechte, Vernichtung des religiösen Wahns, Einführung einer einfachen Moral aus Grundsätzen der allgemeinen Glückseligkeit, Aufklärung aller Finsterniß, aller Mysterien und Beleuchtung der im blendenden Nimbus verschleierten Heiligthümer der Menschheit. Bei diesen Absichten verharrte ich, während die Faktion vielleicht zehn Mal ihre Mitglieder wechselte. Viele verschmachteten in Gefängnissen und noch mehr wurden abtrünnig, ich selbst wanderte aus einem Kerker in den andern, meine Güter wurden konfiszirt, meine Familie entehrt, und als ich von Portugals Strand stieß hatte ich Alles verloren, was den Menschen an das Leben bindet, Alles nur nicht mein starres Verharren bei meinen Grundsätzen. Don Miguel kam und es strömte Freundesblut, aber ich ließ mich nicht erschüttern.

Mal einem Lande zu, wo die Freiheit eben so wenig zu finden ist als auf der pirenäischen Halbinsel, wenn auch das Glück der Bewohner entwickelter, ihr gesellschaftlicher Zustand natürlicher und rechtlicher ist. Glauben Sie mir, Mylord, in Nordamerika ist die Freiheit nicht zu finden."

Wenn Sie, Mylord, die Meinung dieses Mannes nicht theilen, seine Ansichten und namentlich die Stimmung, welche aus seinen Worten spricht nicht billigen, wenn Sie ihn für einen befangenen Pessimisten halten und nicht glauben, daß an seinen Behauptungen sein Unglück, seine getrübte Weltansicht keinen Antheil habe, so geht es Ihnen hierin nicht besser wie mir. Doch werden Sie eingestehen, daß es für einen Freiheitsenthusiasten wie wir Beide sind, kein interessanteres Gespräch geben könne als das eingeleitete, wovon ich Ihnen nur Bruchstücke aus dem Gedächtnisse liefern kann. Gleichfalls werden Sie eingestehen, daß diese Aeußerungen gleich merkwürdig sind, wegen der ihnen eigenthümlichen Kühnheit als des durchblickenden trüben Schicksals des Erzählenden. Sie werden es daher nicht mißbilligen, daß ich unsere Unterhaltung bei der nächsten vorkommenden Gelegenheit fortzusetzen suchte, was mir glücklich und bald gelang.

eben wie sie sich entwickelt hatten aus der Gäh-
ung seines Gehirns. Sein leidendes Gemüth rich-
ete sich bei dieser wohlthätigen Entleerung wieder auf
und ward mit einer milderen Stimmung befruchtet.

„Sie finden es seltsam," sagte Oliveira, „daß ich den nordamerikanischen Freistaaten gerade das abspreche was sie so stolz macht, und erstaunen über meine Behauptung, daß die Völker der Freiheit unfähig und folglich unwerth sein sollen. Ich glaube nicht, daß wir entschiedene Antipoden sind in unseren Ansichten und es hängt daher lediglich von einer Kommentirung meiner Aussprüche ab, um unsere Meinungen vielleicht zu vereinigen. Eine nähere Erläuterung des vielfach mißverstandenen Begriffs von der Freiheit wird uns hierzu am dienlichsten sein. Es ist eine ganz gemeinschaftliche Schwachheit des menschlichen Denkvermögens, von der ich weder mich noch irgend einen Menschen, der nicht ungestört am Schreibtisch sitzt und sich vor dieser Verirrung verwahren kann, freisprechen will, daß wir selbst dann, wenn wir einen Begriff in seinem ganzen Umfange kennen und uns seiner Bedeutung be-



ihrer Leidenschaften zu bewegen gewußt, einer großen Anzahl von ihnen gewählter Männer oder einem Einzelnen die Gewalt zu übertragen, im Namen des Volks zu regieren und sich selbst aller Aussprüchen, Gesetzen derselben zu unterwerfen. Dann aber sind die Einzelmänner, die Regenten, nicht das Volk, souverän. Sie sind gewissermaßen die Aeltesten, gekleidet in die gebieterische Ehrwürdigkeit ihres Alters, ihrer Fähigkeiten. Das Volk bleibt immer das Spielzeug der Willkühr Einzelner und wohl ihm, wenn diese Einzelnen die Besseren sind. Da somit die Freiheit der Völker in nichts besteht, als einem ganz unrichtigen leeren Begriff, indem schon der Name Gesellschaft, Volk als eine Verbindung in Fesseln erinnert, so handelt es sich meiner Ansicht nach weniger um die Völker, als um die Befreiung des Einzelnen, um Erweiterung seiner Wirksamkeit, seiner Rechte und Genüsse. Die Freiheit des Einzelnen soll nirgends eingeschränkt werden, wo seine Thatkraft Niemandem an seinen Rechten, seinem Eigenthum schadet. die freiwillige Richtung derselben

„Mag ein anderer von gesetzlicher Freiheit faseln, ich erkenne nur die natürliche Freiheit an, die kein menschliches Gebot einschränkt. Diese aber findet sich nirgends in unserem irdischen Lebenskreise und unsere gesellschaftliche Thätigkeit besteht allenthalben im Befehlen und Gehorchen. Nie, und wenn einst Jahrtausende unsere Zeit begraben haben, wird jedes Volk und jeder Einzelne alle seine Rechte in ihrem Umfang genießen, seine Thätigkeit den ganzen Raum einnehmen, der ihm angewiesen ist von der Natur. Einzelne werden in allen Zeiten die Zeit lenken in ihrem Fortschreiten, die Menge in ihren Bewegungen und sich jener Gewalt bemächtigen, die ihren Fähigkeiten erreichbar ist. Die Menschen müßten aufhören ehrgeizig, ruhmsüchtig, eigennützig zu sein, die Menschen müßten sich über ihre Größe erheben, leidenschaftslos und hochverständig die Bedürfnisse abmessen, die Genüsse vertheilen und Jeder müßte sich tiefer stellen um andere zu erheben. Was wäre dann das Leben? Aller Reize und Triebe entkleidet, kalt und schal, eine unerträgliche Bürde. Kampf und Unterdrückung, Sieg und Niederlage, Ruhm und Schande werden das Menschengeschlecht ewig be-

gleiten auf allen seinen Wegen, denn unser Erdenkreis ist kein Asyl der Freiheit."

„Wenig, sehr wenig Menschen und ich glaube manchmal, kein Mensch ist werth der natürlichen Freiheit, die den Edelsten bestimmt zu sein scheint. Die übergroße Mehrzahl der Menschen hat nicht ein Mal einen Trieb zur Freiheit, denn Freiheit erfordert Thätigkeit, Kraft, Verstand. Wer zählt die ungeheure Menge der Trägen, die nicht genug Witz haben in dem engen Kreise ihres Pflanzenlebens, den noch kleinern Raum ihrer beschränkten Freiheit zu benutzen, die wie der Esel in der Fabel vor ihrem Heubündel verhungern, vor einer frischen und reichen Quelle verdürsten, nicht Willenskraft genug haben, den Raum zu messen auf dem sie sich bewegen sollen. Sie folgen am liebsten fremder Leitung, denn sie dünken sich dann sicher und unfehlbar zu gehen. Sie sind wie Kinder die nicht früher einen Pfad, eine Brücke betreten, bis die väterliche Autorität ihnen denselben als gefahrlos angezeigt, gewissermaßen ihre Sicherheit verbürgt hat und sie an der Hand hinüber führt. Selbst zu prüfen sind sie zu furchtsam, zu dumm. Wollte man diese Menschen (und sie sind überall in Millionen vorhanden) sich selbst überlassen, sie strauchelten auf jeden Schritt

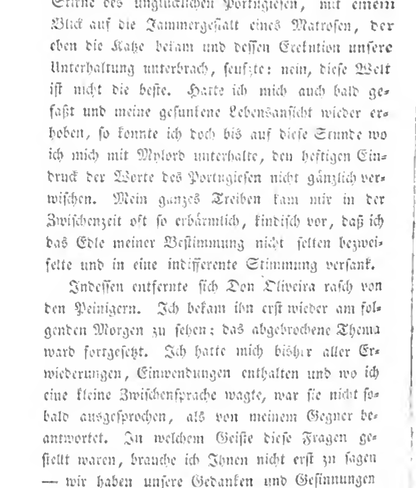
ren, vor dem Tode, sterben. Was geschah seit dem die Weltgeschichte spricht? Die wenigen Kühnen, Kräftigen eines Jahrhunderts haben sich im Bewußtsein ihres Werths über des Volks Niedrigkeit erhoben und sich zu Vätern des Volks aufgeworfen. Sie haben sich erboten das große Schiff des Staates und die kleinen Schifflein des Pigmäenvolks zu steuern und zu führen über den Ozean der Zeit, um den Preis, daß man sie achte, ehre, mit Reichthümern überschütte. Je mehr sie des Haufens Schwächen und Leidenschafeen kannten, je gewandter sie waren diese zu benutzen, je höher stiegen sie empor und wurden zu Götzen des Volks. Die Fähigen geriethen unter sich in Streit und Kampf und der Stärkere siegte und vernichtete seinen Gegner. Sie waren zu allen Zeiten die Vormünder des Volks und hießen Staatsmänner, Priester, Schriftsteller. Jeder wählte sich einen bestimmten Wirkungskreis und jagte mehr oder minder glücklich seinem Ziele nach. Sie waren freier in dem Maße, als sie kräftiger, kühner und vernünftiger waren, denn die größte menschliche Freiheit ist die Alles besiegende Kraft. Sprechen wir nicht von jenen Elenden, Unfähigen, die oft scheinbar im Besitz der Allgewalt waren, welche sie sich

ten wirken, aber sie wollten sich keine fremden Kräfte subordiniren, sie wollten das Erniedrigte erheben, aber das kleinere Gewicht, welches dasselbe in seiner Lage festhält, unterdrückte nur den Hebel ohne sich aufzurichten. Sie kämpften mit der Dummheit und mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Sie wollten, daß das Volk sich selbst bilde und vergaßen, daß es ihm an Bildungsfähigkeit gebreche, daß es die Bestimmung jedes Kräftigen ist, die todte Masse zu beleben und die ihm natürlich subordinirten Kräfte zu verwenden. Diese edlen Unklugen haben ihren Schöpfungen keine festen Grundlagen gegeben und je weiter es ihnen gelang ihren Bau fortzuführen, je zerstörender war der nothwendige Sturz ihres Gebäudes. Sie bauten auf der Idee ein monströses Werk der Wirklichkeit und die Trümmer begruben sie in schmachvolle Vergessenheit."

„Nach dieser Expektoration, Mylord! hoffe ich wird Ihnen meine Behauptung minder auffallend vorkommen und noch weniger kann es Sie befremden, daß ich von der gerühmten Freiheit der Yankees keinen großen Begriff habe. Oder ist dort Freiheit wo man schwarze Sklaven verkauft, den Vater vom Kinde, den Gatten vom Weibe reißt, wo man die Sklavenzucht betreibt wie einen Zweig

barkeit abschätzt? Ist dort Freiheit wo man mit den unrechtmäßiger Weise vertriebenen Ureinwohnern in beständiger Fehde steht, sie immer mehr und mehr verdrängt und den Raum der diesen seit Jahrhunderten angehört, weißen Auswanderern aus Europa preis giebt? Herrscht dort Freiheit oder Gewalt, die Gewalt der phisischen und intellektuellen Kräfte, die Gewalt des Vorurtheils, Wahns, der List und Ränke, welche Potenzen allüberall das Menschengeschlecht unterjochen? Wahrhaft vernichtend ist aber der Gedanke, daß in Nordamerika allgemein der glücklichste Zustand der Gesellschaft angenommen wird, der freieste und rechtlichste in der ganzen Welt unserer Zeit. Welch geringen Glücks, welcher kleinen Freiheit ist dann das Menschengeschlecht fähig! Glauben Sie mir, Mylord, diese Welt ist die erbärmlichste."

Dieser Schluß, Mylord, wird Ihnen so gut wie er mir es war, ein Kommentar sein zu den Irrthümerr und Extravaganzen eines starken Geistes, der sich nicht im Sonnenschein des Glücks, sondern in den heftigsten Gewitterstürmen entwikkelt zu haben scheint. Ich gestehe es Ihnen offenherzig, die gewaltige Beredsamkeit dieses merkwürdigen Mannes und die tiefe, kühn aufgegriffene Wahr-



Stirne des unglücklichen Portugiesen, mit einem Blick auf die Jammergestalt eines Matrosen, der eben die Katze bekam und dessen Exekution unsere Unterhaltung unterbrach, seufzte: nein, diese Welt ist nicht die beste. Hatte ich mich auch bald gefaßt und meine gesunkene Lebensansicht wieder erhoben, so konnte ich doch bis auf diese Stunde wo ich mich mit Mylord unterhalte, den heftigen Eindruck der Worte des Portugiesen nicht gänzlich verwischen. Mein ganzes Treiben kam mir in der Zwischenzeit oft so erbärmlich, kindisch vor, daß ich das Edle meiner Bestimmung nicht selten bezweifelte und in eine indifferente Stimmung versank.

Indessen entfernte sich Don Oliveira rasch von den Peinigern. Ich bekam ihn erst wieder am folgenden Morgen zu sehen: das abgebrochene Thema ward fortgesetzt. Ich hatte mich bisher aller Erwiederungen, Einwendungen enthalten und wo ich eine kleine Zwischensprache wagte, war sie nicht sobald ausgesprochen, als von meinem Gegner beantwortet. In welchem Geiste diese Fragen gestellt waren, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen — wir haben unsere Gedanken und Gesinnungen

vor nicht langer Zeit bei Scott ausgetauscht und sie ziemlich gleich klingend gefunden. Heute machte ich aber Don Oliveira den ersten Haupteinwurf und obgleich er ihn mit eben so großer Leichtigkeit löste oder umging wie alle übrigen, so fand ich mich doch ungleich mehr befriedigt, als durch seine ersten Aeußerungen. Dennoch möchte ich keine seiner Meinungen adoptiren und die Welt wird es eben so wenig thun, als ich und Mylord. Die Zeit müßte sonst ihre ganze Richtung verlieren und kein Einzelner könnte sich wohl befinden bei dieser hypochondrischen Weisheit. Sie ist wie eine große That, die uns bald wie ein Verbrechen, bald wie Tugend vorkömmt, die Niemand nachahmen will aber Jeder bewundert. Für dieses Interesse, Mylord, sende ich Ihnen die Mittheilungen welche ich nie unterschreiben, aber eben so wenig gänzlich verdammen werde.

„Mein Herr," sagte ich zu Oliveira, „ich gestehe Sie haben mich seltsam überrascht durch Ihre Freiheitsideen und ich bewundere den Scharfsinn mit welchem Sie Grundsätze vertheidigen, welche die ganze Welt unbedenklich verwerfen würde. Niemand wird den Begriff der Freiheit so ausdehnen oder so einschränken wie Sie es thun und schwerlich wird Einer von Jenen welche Sie Sklaven nennen, sich

[illegible] den Menschen am Genuß einer absoluten Freiheit hindern, nicht für Einschränkungen halte, und nicht wünschte, daß wir an der Freiheit verzweifelten. Sie gehen offenbar zu weit und verwechseln augenscheinlich den Begriff der **Macht** mit dem der Freiheit."

„Und mit Recht thue ich das," erwiederte der Portugiese schnell, „denn die Macht ist von der Freiheit durch nichts unterschieden oder eine in der andern bedingt, was dasselbe ist. Je größer die Macht eines Menschen ist zu wirken wie er will, je größer ist seine Freiheit. Die Kraft nur ist untergeordnet und die Macht und Freiheit ist das, was uns den Gebrauch unserer Kräfte verschafft, und denselben einen Spielraum giebt. Der Mächtigere ist der Freiere und der Freieste ist der Mächtigste. Darin liegt eben das Verbrecherische unserer Bestrebungen nach Freiheit wenn wir sie nicht verkennen, weil ihnen nichts anderes zu Grunde liegt, als Herrschsucht. Der freieste Mensch in einem Staate ist — abgesehen von den Kunstgriffen, mit welchen man ihn selbst zum Sklaven erniedrigen kann — der Fürst, denn er hat die ausge-

ſten Stufen des Volkes. Von nichts an ſeiner Thätigkeit eingeſchränkt werden, heißt Freiheit, und nicht beherrſcht werden, heißt herrſchen. Wer daher ſtrebt ſich aller Beſchränkung zu entledigen, beſtrebt ſich zu herrſchen, wenn auch die Herrſchſucht in ihm nicht entwickelt iſt. So täuſchten viele Freiheitsjäger in der Geſchichte, welche unmerklich von Sklaven zu Staatsdienern, von Staatsdienern zu Tirannen wurden, ſich und das Volk. Ihr urſprüngliches Ziel war Freiheit des Volks und das Volk in ſeinem Unverſtand, ſtatt ſelbſt frei zu werden, befreite nur ſie."

„Aus dieſer Anſicht geht hervor, daß große Fähigkeiten allein zur Freiheit verhelfen, und daß ſich in dem Maße die Freiheit eines Menſchen vermehrt, in welchen ſich ſeine Fähigkeiten entwickeln. Auf eben dieſe Weiſe nähern ſich die Völker dem Zuſtande der Freiheit, denn je mehr Fähigkeiten allgemein werden, je freier wirkt die Geſellſchaft. Die Erfahrung aller Jahrhunderte beſtätigt dieſen Satz. Während die unkultivirten Völker der Osmanlis in allen Gegenden Aſiens, die Afrikaner und die wilden Stämme des alten Amerika in der grauſamſten Knechtſchaft ſchmachteten, erfreuten ſich die

gebildeteren Nationen Europas eines weit freieren glücklichen Zustandes. Die Wahrheit dieser Behauptung siegt über alle Zweifel, wenn man den gesellschaftlichen Zustand einzelner Klassen betrachtet. Der Pöbel, als der unzivilisirte unfähige Theil des Volks befindet sich allenthalben in einem Dienstverhältniß, ohne Freiheit und große Genüsse. Die Neger, welche von der Natur mit so geringen Anlagen versehen worden sind, daß ihre thierische Existenz über die schwachen Geisteskräfte dominirt, befinden sich überall in Sklaverei und was auch gethan wird, sie zu befreien, bleibt fruchtlos, weil die Natur sie herabgewürdigt und unter das Menschengeschlecht gestellt hat. Weder in Brasilien noch in Nordamerika denkt man ernstlich daran, daß dieses Menschenvieh, ähnlicher einem Affengeschlecht, je zu jenem Grad der Bildung und Freiheit sich erheben könne, welchen die weißen Europäer erreicht haben."

„Der Ursprung der Völker führt zu derselben Betrachtung. So lange sie unwissend und roh im Kindesalter waren, gab es keine andere Freiheit unter ihnen als die der rohen Gewalt. Die größere Zahl der Schwachen an Geist und Körper war unterdrückt und verachtet, aller Willkühr und Mißhandlung preis gegeben, wenn nicht das

waren die Stärksten und Klügsten. Die Helden herrschten über die Schwachen und die Hohepriesterschaft über die Helden. Hohe Geisteskräfte waren stets mächtiger und befreiender als physische Anlagen. Wie die Völker wuchsen und stärker wurden und gebildeter, wuchs auch ihre Freiheit. Noch finden wir dieses Verhältniß in allen gegenwärtigen Staaten. England und Frankreich stehen am höchsten in ihrer hochgebildeten Intelligenz und genießen auch der größten Freiheit. Die größten Männer Europas im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert nannten England und Frankreich ihr Vaterland. Teutschland, wo es die Völker auf keine so große Bildungsstufe gebracht haben, wo die besten Männer ihre Zeit verlieren mit dem Kommentiren der alten Klassiker, wo noch Fanatiker und Narren wie Görres, Hegel, ihre Bewunderer finden, wo die lederne Philosophie eines Krug Anhänger hat, Teutschland schmachtet noch unter einem Dutzend altmodischer Regierungen, deren Existenz auf der den Teutschen eigenthümlichen Kälte und Gleichgültigkeit, auf ihrem Festhalten an dem treu bewahrten Herkommen des

Reifrocks=Zeitalters, ziemlich fest begründet ist. Teutschland nimmt sich unter den Staaten des neuen Systems gerade so aus, wie ein steifes, kaltes, äschernes Gemälde aus der altteutschen Schule neben den lebenswarmen Bildungen der italienischen; wie ein alter Herr mit Zopf, Puder, langer gestickter Weste, rothem Rock, Schnallenschuhen, mit einem todten farblosen Holzgesichte mitten unter duftenden Modeherrchen der neuesten Façon. Teutschlands Urvölker haben nach langem Sinnen in ihren Wäldern, bei der nährenden Eichelmast gefunden, daß es besser ist Kleider zu tragen als nackt zu gehen. Sie haben sich nun bekleidet und ihr Fortschreiten in der Zeit hat sich darin beurkundet, daß sie von Zeit zu Zeit immer ein neues Kleidungsstück zu den alten hinzufügten, bis ihre Tracht so zusammengesetzt war, daß es ein eigenes Studium ward, die Kleider Alle zu kennen und sich „anständig" anzuziehen. Sie werden aber nun noch lang brauchen, bis sie sich wieder zur Zweckmäßigkeit entkleiden und den alten elenden Schnitt verändern. Darüber werden noch viele Bücher geschrieben werden. Oestreich, welches stets von Teutschland getrennt werden muß, ist noch etwas unfreier, obwohl es über Teutschland dominirt. Die Volksbildung ist dort noch

nicht allgemein geworden, daher auch nicht die Freiheit. Dieser Staat allein oder vielmehr diese Staatengesellschaft allein giebt uns die besten Beweise für die Wahrheit unserer Thesen. Die teutschen Provinzen Oestreich, Böhmen und Mähren (sie sind durchdrungen von teutscher Sitte und Sprache), Steiermark, Tirol, Kärnten, haben eigene Verfassungen, welche den zivilisirteren Bewohnern besser entsprechen. Das lombardisch-venetianische Königreich genießt der besten Provinzialverfassung. Die weiten Ländereien der Slaven und Magyaren hingegen, Ungarn, Polen, wo im Volke noch die größte Unkultur und Ignoranz herrscht, werden nach eignen patriarchalischen Gesetzen regiert und stehen unter der eisernen Herrschaft des Adels. Durch einen Mißgriff der Regierung hat man dieselbe Verfassung, welche die teutschen Provinzen organisiren, auf Polen angewendet, aber ohne Glück. Die italienischen Völker seufzen unter dem Pantoffel des Papstes. Das Volk ist dort dumm und bigott, liegt daher mehr in der Sklaverei des Glaubens als in politischer. Die schwachen Regenten, welche auf ihren Thronen zittern, wären dort leicht entwaffnet, hätte das Volk nur einen Funken geerbt von dem Geiste der Römer. Spanien und Portugal, mein un=

glückliches Vaterland steht noch wie eine Ruine in der Geschichte des heutigen Europa's. Ein neues vermischtes Geschlecht hat seinen Wohnsitz darin aufgeschlagen und seltsam gestalten sich neue Bildungen aus den alten vorherrschenden Stoffen. Das Volk ist ein sinnliches, voll romantischer Ideen und Phantasterei — es sträubt sich die geheiligten Tempel des vom magischen Nimbus umgebenen Alterthumes niederzureißen, um der Kultur unserer nüchternen Zeit eine Wohnstube aus den Trümmern zu bauen. Rußland mit seinen hartköpfigen Slaven steht am Niedrigsten in der Volksfreiheit. Seine kindischen Völker haben es noch nicht so weit gebracht, den Götzen ihrer Anbetung, den Czar in menschlicher Gestalt, mit menschlichen Schwächen belastet, zu betrachten. Sie sinken knieend vor seinem Altar den Thron nieder und küssen die Peitsche die ihren Rücken zerfleischt. Das Lichtmeer des europäischen Westens hat kaum den Boden durchsickert und fest steht auf Felsen der Czarenthron. Ein neuer Peter der Große würde Kanäle in das Land führen und das Volk — gegen sich bewaffnen."

„Mit den Fähigkeiten der Menschen wächst ihr Wohlstand und mit beiden die Freiheit. Die gefährlichsten Feinde der sistematischen Will-

kühr, Aristokratismus genannt, sind daher nicht nur jene, welche die Intelligenz der Völker zu befördern suchen, sondern auch jene, welche den Wohlstand zu erheben suchen. Die Dürftigkeit ist immer mit einer kleinmüthigen furchtsamen Stimmung verbunden, welche die Ansprüche und Rechte der Menschen, die Anforderungen herabdrückt und die Unterwerfung begünstigt. Der Arme läßt sich gerne von fremder Willkühr lenken und küßt mit Thränen der Rührung die Hand, welche ihm eine Krume Brod zuwirft. Der Arme berechnet nicht sein gutes Recht und genießt Alles, was ihn vor dem Verhungern schützt, als eine gnädige Wohlthat. Es ist daher den Monarchien hauptsächlich anzurathen, das Volk in dem juste millieu zwischen Wohlstand und Verzweiflung zu erhalten, denn die letztere ist so mächtig wie die erstere. Der Wohlstand dagegen erhebt das gesunkene Gemüth, stimulirt die Kräfte und reizt zum Widerstand gegen willkührliche Bedrükkung. Die türkische Regierung und selbst mehrere Staaten des Alterthumes sorgen und sorgten daher stets thätigst dafür, daß keiner im Volke zu reich, zu mächtig werde. Selbst in China erkannten die Beherrscher des himmlischen Reichs die Gefährlichkeit des Wohlstands und Jedermann sind

die berühmten Gastmähler bekannt, wodurch si[e] ihre Reichen des Ueberflusses beraubten. In allen Staaten, welche die Geschichte nennt, waren die Wohlhabenden zuerst den Freiheitsideen günstig, so lange sie nicht selbst frei waren. Kaum hatten sie aber für sich die Menschenrechte geltend gemacht und ihrer Thätigkeit einen freien Spielraum verschafft, so waren sie auch schon Herrscher, Unterdrücker des Volks. Ein neuer Beweis, daß die einem Menschen nöthige Freiheit in Nichts besteht, als in Subordinirung der geringeren Kräfte, in Beherrschung Anderer. Ich maße mir nicht an, Mylord, daß ich meine Ansichten und Behauptungen schon klar entwickelt und gerechtfertigt habe, doch glaube ich wird mir dieß noch vollends gelingen, wenn wir in ungestörter Ruhe auf jenem vermeintlichen Freiheitsboden unsere Unterhaltungen über diesen Gegenstand durch einige Zeit fortgesetzt haben werden. Mag es Ihnen daher immerhin noch scheinen, daß einige dieser Aeußerungen wenig für mich Rechtfertigendes, ja vielleicht gar scheinbar Widersprechendes enthalten, so hoffe ich in der Folge so viel für meine Hypothesen anführen zu können, daß sich die leichten Schwankungen bald ausgeglichen haben werden. Ich finde mich, Mylord, durch meine letzte recapi-

tulirende Bemerkung veranlaßt zu dieser verwahrenden Abschweifung, die nicht Ihren Widerspruch entkräften, sondern bloß einen allenfalls aufkeimenden Verdacht in meine Bedachtsamkeit niederschlagen soll."

„Sie irren sehr, sagte ich, wenn Sie das von mir befürchten, denn auf Ihrem Haupte und in Ihren Gesichtszügen liegt Etwas, das mir bürgt für jede Voreiligkeit in so wichtigen Dingen, auch ist es meinerseits nicht die Absicht mit Ihren Ansichten Krieg zu führen und einen wahnsinnigen Versuch zu machen, eine mit Ihnen ergraute Ueberzeugung zu erschüttern. Ich aber für meinen Theil möchte von Niemandem fordern, seine Hypothesen, wenn sie solche abstrakte Gegenstände haben, mathematisch zu beweisen, denn es fehlt uns nur zu sehr an einer geistigen Rechenkunst. Es würde der Fehlbarkeit aller unserer Beobachtungen und Schlüsse wegen weder für die Wahrheit Ihrer Sache sprechen, wenn Sie mich als Einzelnen oder Mehrere bewegen könnten, Ihrer Meinung zu werden, noch gegen dieselbe, wenn dieß Ihnen mißlänge. Aus eben dem Grunde werde ich mich enthalten, ihre Argumente zu bekämpfen, obwohl ich schwerlich Ihre Meinungen für die meinigen anerkennen werde. Es genügt,

mir Sie zu hören und vielleicht durch Ihren Scharfsinn auf Gegenstände hingeleitet zu werden, die noch keinen Raum in meinen Meditationsstunden gefunden haben."

Mit diesen Worten war unsere Diskussion geschlossen und die wenigen Tage, die wir bei etwas stürmischem Wetter noch brauchten, um die amerikanische Küste zu erreichen, vergingen, ohne daß wir Gelegenheit gefunden hätten, das Exordium jener mündlichen Abhandlungen zu schließen, wie mir Don Oliveira versprochen hatte. Wir haben uns indessen verabredet, in Baltimore den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Don Oliveira, dessen Freund und Hauswirth in den vereinigten Staaten eine Pflanzung besitzt, hat mich zu sich geladen und ich hoffe daher, Ihnen, Mylord, vielleicht noch mit diesen Briefen interessante Mittheilungen senden zu können. Genehmigen Sie bis dahin die Versicherung meiner grenzenlosen Hochachtung und unerschütterlichen Freundschaft rc.

Nachschrift. Sollte es Ihnen, Mylord, genehm sein, den Inhalt meiner Briefe zur Publizität zu bringen, so steht es Ihnen frei und ich vertraue ganz Ihrer Einsicht hinsichtlich der Anordnungen, welche Sie dießfalls zu treffen wünschen.

Zweiter Brief.

Baltimore.

Mylord!

Man schildert oft Menschen, welche hartnäckig vom Schicksal verfolgt worden sind, welche alle Leidenschaften durchgemacht und getödtet haben und so zur Annahme einer Philosophie bestimmt worden sind, die fast alle Systeme umstürzt und der Seele in allen Dingen eine zügellose Freiheit gewährt, als gefährliche verabscheuungswürdige Geschöpfe, welche man vermeiden müsse, um die Reinheit seines Gemüths vor Anfechtungen der Freigeisterei zu bewahren. Obschon ich nun, Mylord, in Don Oliveira einen jener Unglücklichen erkannte, habe ich mich dennoch bis jetzt nicht überreden können, daß er mir gefährlich werden könnte, ja ich kann ihn durchaus keiner That fähig halten, welche der strengste und bigotteste Moralist mit Recht als unredlich bezeichnen könnte und was noch mehr ist, ich fühle mich sogar zu

dem sonderbaren Mann hingezogen und Mylord, — bei der stoischen Schule, in der wir erzogen wurden, werden sie es entschuldigen, wenn ich fast erröthe, es zu gestehen — ich liebe ihn sogar. Wenn Sie, Mylord, nach den Anzeichen seiner Grundsätze, welche Ihnen mitgetheilt wurden, letztere eben nicht liebenswürdig finden können, so werden sie sich doch einigermaßen wieder versöhnt fühlen, wenn Sie die in der That traurige Lebensgeschichte dieses Mannes hören. Mich wenigstens hat sie zu Thränen gerührt und ich bin nicht der Einzige, der so schwach ist, denn mein neuer Freund Asmus, ein Brittensohn und Hauspatron Don Oliveira's, hat sie mir mit feuchten Augen erzählt. Ehe ich sie Ihnen wiedergebe, wie ich sie in meinem Gedächtnisse finde, sei es Ihnen vorläufig gesagt, daß ich mit Don Oliveira und Asmus in einem Hause wohne, und daß wir jeden Abend, wenn Asmus, der ein sehr fleißiger Oekonom ist, sein Tagwerk vollbracht hat, verplaudern und immer wieder auf die Freiheit und Alles was sich darauf bezieht, zu sprechen kommen. Ich habe daher so viele Notizen aus unserem Dreigespräch gesammelt, daß ich Ihnen die ununterbrochene Fortsetzung unseres Briefwechsels auf Monate hin versprechen kann.

Don Oliveira da B**** aus einem angesehenen adeligen Geschlechte Portugals, das mit ihm erlischt, stammend, ward ein Jahrzehend vor dem Ausbruche der französischen Revolution zu Oporto geboren. Seine Jugendkraft reifte daher mit den Freiheitsideen, welche ein Sturm im Norden geweckt hatte und die damals sich bildende Faktion hatte bald an dem kaum ermannten Jüngling einen glühenden tollkühnen Anhänger gefunden. Vaterlos, wie er war und nicht weichlich genug seiner Verwandtschaft irgend einen Einfluß auf seine Gesinnungen ausüben zu lassen, erstarkten in ihm bald ohne Widerstand zu finden Grundsätze, welche eben so verderblich waren für sein eigenes Glück, als fruchtlos in ihrer Anwendung auf die That. Mehr aber als die Bewegungen der Zeit, wirkte ein Ereigniß seiner Jugend auf die Richtung seines Geistes, dessen er selbst jetzt nie ohne der innigsten Rührung und heftigsten Aufregung gedenkt. Eine Anverwandte Don Oliveira's, Julia V*, entbrannte in der heftigsten Liebe für den kühnen Jüngling und ward von ihm mit gleichem Feuer wieder geliebt. Den süßen Schmeichelworten dieses Engels — so genannt von der ganzen schönheitssinnigen Welt Porto's — gelang es nicht selten, das feurige Gemüth ihres Geliebten zu be-

sänftigen und Oliveira selbst gesteht, es würde ihr eben so leicht gelungen sein, ihn von dem Wege der Tugend zum Verbrechen zu bringen, als es ihr leicht war, die Freiheitsraserei in ihm zu ersticken. Seine Faktion betrauerte ihn schon als einen Abtrünnigen, Verführten, Schwächling, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre er ihr feindlich gegenüber gestanden, hätte nicht ein Blitz aus reiner Luft sein ganzes Glück mit einem Schlag zertrümmert. Der Engel von Porto hatte auch vor den Augen einer hohen Person Gnade gefunden, und kaum war das erste schüchterne Geflüster hinüber zu den Ohren Oliveira's gedrungen, als plötzlich sich in der Stadt die Schreckensnachricht verbreitete, der Engel von Porto sei entführt. Der unglückliche Geliebte wüthete und dachte an nichts, als an blutige Rache. Juliens Vater beschwor ihn, den Schimpf, der seiner Familie widerfahren war, zu tilgen. Indessen waren alle Nachforschungen vergebens. — Der Tiger, in dessen Klauen man die Taube vermuthete, lebte unbefangen in Lisboa und keine Spur zeigte sich dem gekränkten Liebhaber. Endlich nach vielen Monden entdeckte Oliveira seine Julia in einem Kloster Sta. Maria, wo sie der erlauchte Mädchenräuber nebst anderen Opfern seiner thierischen Leidenschaft eingesperrt hatte.

Nichts von der furchtbaren Wiederbegegnung — ein Dolchstoß von der Hand Oliveira's tödtete die entehrte Jungfrau — sie war Mutter. Der unglückliche Mörder entfloh nach Brasilien und die Revolutionären hatten an ihm einen treuen rachedurstigen Anhänger gefunden. Er war die Seele aller Verschwörungen und die Empörung in Pernambuco unter Martinez, wie auch die Verschwörung Gomez Freyres in Portugal, wohin er nach Jahren unerkannt zurückkehrte, hatten an ihm einen thätigen Mitschuldigen. 1819 als Freimaurer denunzirt, wurde er zum ersten Mal verhaftet, aber ehe man die Reihe aller seiner politischen Verbrechen erforschen konnte, von seinen Freunden befreit. Heimathslos durchirrte er Portugall und Spanien. Den 24. August 1820 schien die blutige Sonne der Revolution aufs Neue und Oliveira war auf dem Kampfplatze, aber weder der Geist der Junta zu Porto, noch der aller folgenden Reaktionen entsprach seiner Gesinnung ganz. Dennoch war er bei allen politischen Bewegungen bis 1828 thätig, erkannte aber immer mehr die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen. Viele Reisen in allen Ländern Europa's und die traurigen Erfahrungen eines bewegten Lebens enttäuschten ihn und bereiteten jene Stimmung in seiner Seele vor, wel-

che sich nun festgesetzt hat. Don Miguels Usurpation reizte noch ein Mal den Tiger Tirannenhaß in ihm. Eines blutigen Attentats angeklagt, wurde er neuerdings in einen Kerker geworfen und die nächste Morgensonne sollte seine Todesfackel sein. Wie durch ein Wunder entkam er und floh nach England. Von seinem Vaterland auf immer verstoßen, hatte er nichts gerettet, als einen kleinen Rest seines Vermögens, der jedoch noch immer zureicht, dem an Entbehrung Gewöhnten seine Unabhängigkeit zu bewahren. In allen Theilen Europa's suchte er nun eine friedliche Stätte, wo er einst sterben könne, aber überall begegnete ihm das Gespenst seines Jugendlebens, die Tirannei. Das freieste Volk Europa's, die Engländer, haßte er und es wunderte unseren Asmus sehr, wie er habe ein freundliches Verhältniß mit mir anknüpfen können. Er sagte, die Engländer seien eigennützig, geizig und handeln nach einer schmutzigen Krämerpolitik. Das heilige Interesse der Menschheit sei nicht das ihrige, denn sie betrachten nur ihr Nationalinteresse als ein Heiligthum. Um seines Grundes willen, Mylord, verzeih ich ihm den Haß, denn er trifft uns leider nur zu gerecht. John Bull ist ein Kaufmann, ein sehr verständiger großer Kaufmann, aber doch nur immer ein

Kaufmann, der im Nothfalle Menschen und Völker verhandelt. Bei allen diesen gerechten Anschuldigungen läßt er dennoch unseren großen Geistern Gerechtigkeit wiederfahren, daß er aber nicht in unserer Mitte leben will, kann ich ihm selbst als Engländer nicht verdenken. Darum hat er beschlossen, in Amerika sein Leben auszutrauern, fern von seinem Vaterlande, fern von England, wo man sein Vaterland verkaufte.

Ich habe Ihnen, Mylord, hier nur trockene Momente aus dem Leben Oliveira's mittheilen können, welche vielleicht ihr Herz ungerührt lassen; ich habe die erschütternden Szenen desselben nur oberflächlich berührt, denn ich will keinen Roman schreiben, sondern theilte ihnen diese Daten nur zur Prognose der Gespräche mit, welche ich mit Oliveira seither oft unterhielt. Sie mögen Ihnen als Beleg dienen, daß nichts so allgewaltig auf unsere Seele wirkt, als Lebensereignisse und bittere Erfahrungen, daß unsere Ansichten und die Richtung unserer Thatkraft mehr von diesen abhangen, als von den scharfsinnigsten Spekulationen eines kalten von Nichts bewegten Geistes. Sind wir ein Mal von einem Ereigniß auf eine Maxime hingeleitet worden und hat sich diese Hinleitung durch Zufall, Glück oder Mißgeschick wie-

derholt, so werden wir unwillkührlich veranlaßt, daran festzuhalten und kein Beweisgrund ist so mächtig, uns davon wieder abzubringen. Der immer thätige Geist sucht und findet dann selbst für Irrthümer so viele bestärkende Argumente, als nur immer für ein unumstößliches Axiom aufgebracht werden können, und entwaffnet mit kräftiger Gewandtheit jeden wohlberechneten Angriff. Die fixe Idee setzt sich um so mehr fest, als unsere schwächliche Logik selbst für die Wahrheit wenig mehr Schutzmittel besitzt, als die Lüge. Es ist z. B. wie uns Rousseau bewies, eben so leicht die Schädlichkeit der Wissenschaft zu erweisen, als das wahre Gegentheil. Der Verstand geht in solcher Selbsttäuschung so weit, daß selbst grundlose Hypothesen, welche anfänglich von uns belächelt wurden, nach kurzem Prozeß mit der Kraft der innigsten Ueberzeugung in uns fest wurzeln. Der kalte Beobachter, der den Prozeß nicht mitgemacht hat, sieht dann nichts, als die fundamentale Thorheit, und wird ungerecht gegen die paradoxe Doktrin und ungerecht gegen ihre Vertheidiger. Um Sie, Mylord, vor solcher Ungerechtigkeit zu bewahren, erlaubte ich mir diese beiläufige Bemerkung, welche zugleich meine Bekenntnisse verdeckt. Sie mag als Einleitung zu allen meinen nachfolgenden

Briefen dienen, welche ich die Ehre haben werde, Mylord, über das Meer zu schicken.

Don Oliveira befindet sich auf dem Boden der neuen Welt wohler, als in Europa, und oft, wenn er den häuslichen Szenen bei Asmus still theilnehmend beiwohnt, sehe ich sein Auge in Thränen funkeln und ein Seufzer drängt sich aus seiner verdorrten Brust, wo noch nicht aller Flammenstoff erloschen ist. Besonders interessirt ihn ein Liebesverhältniß, welches sich zwischen der lieblichen Tochter des Wirths und dem jungen Asley entsponnen hat. Er ist der Vertraute des zärtlichen Paars und läßt sich wie ein Kind zu allen ihren Projeckten brauchen, unterstützt sie in ihren Tändeleien und so ernst er gewöhnlich ist, lächelt er doch zuweilen über die kindischen Spielereien des glücklichen Schäferlebens. „Dieß ist, sagt er wehmüthig, die einzige Sklaverei, welche Knecht und Tirannen beglückt, und ich gäbe mein halbes Leben drum, wenn ich nicht auch hierin stets Freiheitsmann gewesen wäre.“ Fast thut uns diese Anhänglichkeit an unseren philosophischen Abendstunden Abbruch und der ernste Oliveira läßt sich selbst gerne von den schelmischen Neckereien Louisens unterbrechen.

Die erste Unterredung, welche ich mit Oli-

veira hatte auf dem Festlande, behandelte unser altes Thema.

„Die Befreiungskraft der Fähigkeiten, sagte Oliveira, den Gegenstand da auffaßend, wo er ihn abgebrochen hatte, ist so groß, daß kein gesellschaftlicher Zustand, er möge nun aristokratisch oder demokratisch organisirt sein, ihr widerstehen kann. Daher wird es in Bezug auf die Einschränkung der Willkühr und Herrschsucht des Einzelnen ziemlich einerlei sein, zu welcher Regierungsform ein Staat sich bekenne, der kühne kräftige Geist wird sich stets muthig erheben über alle Satzungen der Könige, der Väter des Volks, der Stände und Repräsentanten.

Die Großen und Kräftigen werden eben so unter allen Verhältnissen frei sein, wie die Schwachen und Kleinen ewig Sklaven sein werden. Man kann nicht sagen, ein Mensch sei unfrei, wenn man ihm die Hände mit Zwirnsfaden gebunden und selbst Ketten werden zersprengt, Felsensäulen zertrümmert von herkulischer Kraft. Das, was den Einen zum Sklaven macht, wird von dem Andern spielend zerrissen. Den Grad der menschlichen Freiheit bedingen daher nur seine Kräfte und dieß Verhältniß wird sich constatiren in allen Jahrtausenden, so lange der Mensch nicht seine

Natur verliert. Dennoch ist dem Kräftigsten die wahre Freiheit unerreichbar und der Freieste ist nur ein elender Sklave, wenn man ihn unter das kolossale Standbild der Freiheit stellt, seine Größe mißt. An diesem Maßstabe sind unsere Riesen eingeschrumpfte Zwerge, steife, regungslose Puppen, ohne selbstwillige Kraft und freie Bewegung, Automaten mit einer inneren — aber göttlichen — Maschinerie."

„Die Liberalen unserer Zeit reflektiren wenig oder gar nicht auf diese Ansicht, auf den Zustand der Wirklichkeit, sondern geben sich blind einem verderblichen Idealismus hin. Sie selbst, welche die Freiheit immer im Munde führen und die phrygische Mütze jauchzend schwingen, als könnten sie mit einem Schlag die Welt begraben, sind nicht größer, als die blinden Werkzeuge der großen Naturfügung. Der Freiheitswahn hat sie magnetisirt und nun tanzen sie ihren unwillkührlichen Veitstanz um den Götzen ihrer fixen Idee. Sie jagen einem Phantome nach, das sie in Labyrinthe und bodenlose Sümpfe leitet, wo sie mit ihrer Tollheit untergehen müssen, um einem vernünftigeren Zeitalter Raum zu lassen."

„Das merkwürdigste Schauspiel seit der re-

ligiösen Revolution Christi, war die französische Staatsumwälzung, am Schluß des vorigen Jahrhunderts begonnen und in dem gegenwärtigen Augenblick noch nicht beendigt. Alle Leidenschaften, denen die Völker unterworfen sind, alle Irrthümer, welche ihren Geist befangen, sind in dieser gewaltigen Krisis aufgetreten und haben sich bekämpft. Es wird uns große Aufklärung geben in unserem Thema, wenn wir den Kampf der Principe gegeneinander überschauen und unsere Betrachtungen darüber anstellen, als wären wir nie bei dieser großen Zeitbewegung betheiligt gewesen."

„Es war einer der Fundamentalirrthümer in dieser Periode, daß die Partheien ganz ernstlich die ihnen feindlichen Prinzipe zu vernichten trachteten. Jedes Prinzip aber ist unzerstörbar und es vernichten wollen, heißt eine ewig vorhandene Existenz aus der Welt, aus dem Raume der Existenzen herauswerfen wollen."

„Der Aristokratismus ist das systemisirte Prinzip der Gewaltherrschaft und dieses wird nie aufhören, so lange die Gewalt selbst nicht aufhört. In den Zeiten der Völkerkindheit hat dieses Prinzip ein eben so fehlerhaftes System zu seiner

Selbsterhaltung aufgestellt, als der Liberalismus, indem beide die Tendenz hatten, sich gegenseitig zu vernichten. Die Parthei, welche sich zum Aristokratismus bekannte, bestand aus den Bevorrechteten und Gewalthabern, welche sich in allen Jahrhunderten bestrebten, die gewohnte freie Ausübung ihrer Kräfte durch diplomatische Kunstgriffe, durch Gesetze, welche vom Volk scheinbar sanktionirt waren, für sich und ihre Nachkommen zu sichern. Sie basirten ihr „Recht" auf dem altersgrauen Herkommen, auf einem angenommenen Grundvertrag mit der Gesellschaft. Der Hauptfehler dieses Systems und die Ursache seiner Niederlage war das Festhalten an der Stabilität. Es wollte sich nicht reorganisiren, während dem sich die ganze Gesellschaft reorganisirte, es wollte den Geist des Alterthums der Neuzeit einhauchen und vergriff sich so selbst an dem göttlichen Naturgesetze. Wäre es mit den Jahrhunderten vorwärts geschritten, wäre es beweglich gewesen, wie die Zeit und das Menschengeschlecht, hätte es sein scheinbares Wesen geopfert, es hätte nie sinken können. Es giebt in der Natur kein ewiges Fortdauern der Form und des Wesens und alle Existenzen müssen sich ewig fort umbil-

den und neugestalten. Die Eiche dauert hundert Jahre und darüber, aber endlich verdorren ihre Wurzeln, erstirbt der Stamm und sie sinkt in Moder zusammen, den Boden zu neuen Bildungen befruchtend. Dieß war das nothwendige Schicksal des Aristokratismus."

„Das Volk fing an zu denken und sein erster Gedanke war ein Irrthum. Die Weisen seiner Zeit zeigten ihm das Unsinnige des Götzendienstes, profanirten seine Heiligthümer, verhöhnten und entweihten sie. Wie Schuppen fiel es von den Augen der Bethörten und sie schrien „Freiheit". Die alte morsche Eiche wurde niedergehauen und während ganz Frankreichs Bewohner zur Hälfte aus blutdürstigen, rohen Tirannen und zur andern aus feigen Sklaven bestand, glaubten sie der Freiheit zu genießen. Erst als Tausende geblutet hatten in der gräßlichen Anarchie, als das Eigenthum dem frechsten Uebermuth zur Beute war, als in einem Jahrzehend mehr Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten begangen worden waren, als früher in einem Jahrhundert, fingen sie an zu bezweifeln, daß die Glückseligkeit der Freiheit in ihrem Zustande sich entwickelt habe. Auf den Trümmern der alten Ordnung beweinten sie ih-

re Thorheit, und indem sie ihren Irrthum verwünschten, verfielen sie in einen anderen eben so großen. Sie kehrten wieder zur Monarchie zurück und nie konnte ein Volk glücklicher vorbereitet sein, für die ehrgeizigen Pläne eines großen Mannes, der seine Schwäche kannte, als die Franzosen es waren zur Zeit der politischen Geburt Napoleons. Napoleon befreite die Franzosen von den zahllosen kleinen Tirannen, die es beherrschten und jauchzte ihm Dank und Bewunderung zu. Er entriß den Plebejern die Zügel der Staatsgewalt, um sie selbst zu usurpiren. Die Nation wurde durch ein weises und glückliches Spiel dahin gebracht, dem Befreier eine Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen. So geht es mit allen Volksbefreiungsakten, das Volk wandelt als ein Spielball der Mächtigen aus einer Hand in die andere."

„Napoleon wußte die kleinen Tirannen, welchen er ihre Freiheit, ihre Gewalt entwunden, mit allerlei Begünstigungen zu entschädigen. Er kannte ihre Leidenschaften und Schwachheiten, und trefflicher benutzt hat sie wohl kein Despot der Erde. Die Nation stand wieder bei dem Königthume. Indessen konnte Napoleon nicht alle be-

friedigen und zwei mächtige Theile der Nation, die Republikaner und Bourbons, zählten kräftige Männer genug, die stets bereit waren, den Koloß zu stürzen. Seine eigenen Schwächen, Ehrgeiz, Ruhm- und Eroberungssucht untergruben seinen Thron. Von Innen und Außen, durch mächtige Feinde verfolgt, erlag er endlich. Die Franzosen waren mittlerweile zur Ueberzeugung gelangt, auch das Kaiserthum entspreche nicht den Wünschen der Nation. Unglückliche Kriegsereignisse, innere Spaltung entmuthigte das geschwächte Volk und bald gelang es, nach zwei fruchtlosen, mit schwerem Unglück erkauften Restaurationen, die Nation wieder auf das Kapitel zu bringen, wo sie das Buch bei der Entthronung Louis XVI zugeschlagen hatte. Die Bourbons saßen wieder auf ihrem alten Thron."

„Aber diese Wiedereinsetzung verdankte die bourbonische Dinastie nur der Schwäche und Apathie, welche selbst die Kräftigsten entwaffnet hatte. Ein solcher Zustand konnte von keiner Dauer sein und Frankreichs neuer Geist glich dem Riesen, den man im Zustand der Schwäche an die Säulen des alten Philistergebäudes fesselte. Sobald seine Kraft wieder erwachte, mußte das morsche Haus zusam-

men stürzen über seine von mächtigen Armen erschütterten Grundfesten. Die Zeit kam und mußte kommen. Karl X. besaß keine von den hohen Eigenschaften, welche nothwendig waren, seine selbstständige Erhabenheit über dem Volke aufrecht zu erhalten. Es gab bessere Männer unter seiner Regierung, welche sich schon bei der Revolution einen Einfluß auf das Volk erworben hatten, die Mehrzahl der Franzosen stand über ihm an Klugheit und moralischer Kraft, daher war das Volk stärker, als er und er mußte stürzen. Die Julirevolution vom J. 1830 zeigte Europa wie hoch die Franzosen an Intelligenz über den meisten Nationen Europa's stehen. Die Spannkraft war wiedergekehrt, und ein elektrischer Schlag lähmte den altersschwachen Aristokratismus. Noch dachte man der Schreckensscenen der ersten Revolution und weil man sie fürchtete und fälschlich die Republik als nothwendig mit ihnen verbunden betrachtete, vermied man diese Regierungsform und wählte das Mittelding zwischen Aristokratie und Demokratie, ein konstitutionelles Königthum. Durch den Willen des Volkes ward Louis Philipp als Wahlkönig auf den Thron berufen, aber man dachte bei diesem wichtigen Schritt an nichts, als an das Be-

Interimskönig, ohne deßhalb ihre ursprünglichen Tendenzen aufzugeben. Die Republikaner dachten bei seiner Einsetzung dennoch daran, bei nächster Gelegenheit ihn seiner Würde zu entkleiden, Aristokraten ihrerseits die alte Dinastie wieder empor zu bringen, sobald der erste Sturm vorübergegangen sein würde. Sie vereinigten sich zu dem sonderbaren Hilfsmittel, wie sich oft Feinde vereinigen zu gemeinschaftlicher Anstrengung, um die Gefahr, welche ihnen von einer höheren Macht droht, abzuwenden. Die Regierung Philipp's ist daher nichts als ein Waffenstillstand, zwischen den streitenden Partheien abgeschlossen, und kann als solcher nicht lange dauern. Schon ist der neue König zum Gespötte des Volkes geworden und viele Maßregeln, welche er zur Unterstützung des Thrones unternehmen mußte, haben ihn unpopulär gemacht. Jede Parthei hat ihm die Hälfte ihres Stuhles an-



gewiesen und ihn höflich ersucht, darauf Platz zu nehmen, aber jede hat es sich in Gedanken vorbehalten, seinen Platz wieder zurück zu nehmen, und so kann es nicht lang mehr hin sein, wo der arme König der Franzosen, nach dem Sprichworte, zwischen zwei Stühlen auf der Erde sitzen wird. Beide Partheien haben unredlich gehandelt, aber Ludwig Philipp thöricht wie ein Kind. Er ist weder stark genug zu herrschen, noch groß genug, um der Nation eigenhändig seinen Szepter zu übergeben. Er wird abdanken, aber erst dann, wenn er nicht mehr herrschen kann. Das ist der Zeitpunkt bei dem wir stehen."

„Beurtheilen wir nun das Betragen der Liberalen in diesem großen Zeitabschnitte und jenes ihrer Proseliten in den übrigen Staaten Europa's, so finden wir, daß sie fast nie eine richtige Idee von der Freiheit, die so sehr begeisterte, besaßen."

„Als in einem großen Theile der Gesellschaft der Freiheitstrieb sich entwickelte, nannte man die zu einer Parthei angewachsenen Glieder die Liberalen, und die Idee welche sie vertheidigten den Liberalismus. Ihre Begriffe und Ansichten sammelten sie aus den Lehren und Schriften der größten Männer ihrer Zeit, aber ihre dauerhaftesten Meinungen waren Mißverständnisse, Irrthü-

mer, Ausschweifungen. Die Edelsten unter ihnen wollten die unmögliche Freiheit der Gesellschaft, die Unredlichen barbarisches Faustrecht. Die meisten unter ihnen nahmen ihre Ideale von der Freiheit aus dem Zeitalter der Kindheit unseres Geschlechts und die Einen träumten von dem friedlichen Nomadenleben der unschuldigen Voreltern — wo Wahrsager und Götzenbilder die Menschen beherrschten — die Anderen von der ritterlichen Zeit, wo ein Jeder sein Eigenthum mit kräftiger Faust erwarb und bewahrte — wo die Stärkeren den Schwachen unterdrückten und beraubten. Die Einen und die Anderen betrachteten den ursprünglichen Zustand der ersten Menschen als den der natürlichen Freiheit, und meinten, man müsse hierauf zurückkommen. Die Ereignisse trieben nun jeden Kräftigen zur That und die erste That war Thorheit und Verbrechen. Sie wollten Freiheit, und machten sich durch ihre ersten Schritte nach diesem Ziele eben jener Versündigung an den Menschenrechten, der Gewaltthat schuldig, welche sie aufheben wollten. Der Thron fiel und das war gerecht, aber der König blutete und die meisten seiner Anhänger und dieß war Barbarei. Ein wilder Taumel ergriff die Franzosen und wer es für sich zu einer Freiheit seiner Thätigkeit gebracht hatte, glaubte das

goldene Zeitalter erlebt zu haben. Jeder dehnte seine Freiheit aus, so weit es ihm möglich war und beschränkte dadurch natürlich den Spielraum Anderer. Dem Pöbel gefiel das blutige Kampfspiel, denn die Reichthümer der Großen lagen ihm eine leicht zu erringende Beute vor. Aber bald wurden die, welche in ihrem Freiheitstaumel fremdes Eigenthum und fremdes Recht mißhandelt hatten, selbst die Opfer der allgemeinen „Freiheit" und dieß gefiel ihnen nicht. Sie wollten die Ausübung der Freiheit, die in einer gesellschaftlichen Ausdehnung nicht bestehen kann, aber sie scheuten die Reciprozität der Freiheit, weil es ihnen dabei klar wurde, daß dieselbe in nichts anderem bestehe, als in gegenseitiger Beherrschung, Beraubung, Mißhandlung. Man ging einen Schritt zurück und stand am Gesetze, als dem einzigen Bande, mit welchem sich jeder gerne fesseln ließ, weil auch Andere gebunden wurden. So fanden sich die Liberalen beim ersten Widerruf, dem noch mehrere bedeutendere nachfolgten, aber ich folge ihnen nicht auf ihren Abwegen und Rückkehrungen, sondern will nur bei den Liberalen unserer Zeit stehen bleiben."

„Das Menschengeschlecht denkt viele Jahrhunderte und in diesen eine Unzahl von Sekten und

Partheien, aber keine noch hat so viele Widersprüche in sich vereinigt, als die unserer heutigen Liberalen. Viele unter ihnen laboriren noch an der alten Narrheit, die Mehrzahl hat ihre Ansichten korrigirt, denn die Probearbeiten, welche ihr Witz geliefert hatte in fünfzig Jahren, wimmelten von Fehlern. Die gesammelten Erfahrungen sprachen bald für, bald wider diesen und jenen Satz und manche erdichtete Wahrheit, die im Ansehen göttlicher Offenbarung gestanden hatte, wurde in praxi zu Schanden. Jeder Einzelne pfuschte an dem gemeinschaftlichen Sisteme und nun hat Jeder sein eigenes. Viele anerkannte Liberale, vielleicht die Verständigsten, welche man zu dieser Parthei zählt, leugnen das Grundprinzip der Liberalität, die Freiheit, und bringen so Spaltungen in ihrer Parthei hervor, welche nimmer auszugleichen sind. Richtiger gesagt wäre es demnach, wenn man die Liberalen nur nach den Regierungsformen bezeichnete, welche sie wünschen, in Republikaner und Konstitutionelle. Somit wären doch die Unsinnigsten dieser Parthei, welche keiner Staatsform anhängen, deren einzige Tendenz es ist, alles Bestehende zu Grunde zu richten, ohne Rücksicht darauf, was sich noch Brauchbares darunter befinden möge. Diese Ultra's halten sich für die Apostel der Freiheit

und finden ihr größtes Vergnügen daran, wenn Alles um sie her in Trümmer geht. Keine Reform, keine Revolution genügt diesen verneinenden Geistern und weil ihre Idee unmöglich ist zu realisiren, sprechen sie, indem sie Alles niederreißen, „wir bauen für nachkommende Jahrhunderte." Und wahrlich sie sind die Schlechtesten, Dümmsten und Unnützesten ihrer Zeit, denn wer seiner Zeit nicht nützen kann, kann es nimmer in den nachfolgenden Zeiten. Diese Wahnsinnigen würden das Menschengeschlecht opfern, bis auf ihre eigene werthe Person, einzig und allein um der Freiheit willen, sie würden mit Vergnügen den Erdball zerstören um in einem anderen Planeten ihr erträumtes Reich der Freiheit aufgehen zu sehen. Wo sie nicht zerstören können, beschimpfen sie, denn es ist ihnen alles zu schlecht in der Gesellschaft, oder vielmehr sie sind zu schlecht für die Gesellschaft. Sie faseln von Aufklärung des Menschengeschlechts und betrachten ihre eigene Verrücktheit als die vollkommenste Erleuchtung. Sie bestehen aus Abenteurern, welche unersättlich sind, und Narren, welche ihren Geist überspannt haben, aus Unglücklichen, Misanthropen, welche das Schicksal verfolgt, die Gesellschaft ausgestoßen hat und endlich aus jungen Menschen, welche noch zu keiner Erfahrung, zu keiner nüchternen Weltan-

schauung gelangt sind. Ein großer Theil dieser Menschen hat keine edlere Absicht als sich bekannt zu machen oder mit ihren auffallenden Handlungen, mit ihren Schriften, Pamphleten, Karrikaturen Geld zu verdienen."

„Die echten Republikaner — denn nicht alle sind Republikaner, welche sich dafür ausschreien — bilden vielleicht die einzige Parthei, welche es mit der menschlichen Gesellschaft aufrichtig meint und das richtig erkennt, was unserer Zeit am meisten noth thut. Sind auch viele darunter, welche der republikanischen Staatsform anhangen, um ihres schwärmerischen Begriffs von Freiheit willen, welche vielleicht, wenn sie ihre Absicht erreicht haben, nicht mit der Wirkung zufrieden sein werden, so kann darum doch nicht der Nutzen dieser Parthei gänzlich zu Grunde gehen. Wahr ist es, nur wenige Republikaner lieben die Republik als glückliche Staatsform, allein diese wenigen sind die Fähigsten, die Mächtigsten und darum regieren sie die blinde Mehrzahl und ihre Zeit. Sie haben nicht die Freiheit, nicht die Gleichheit im Auge, sondern bloß das Glück ihrer Zeitgenossen, die wohl in keiner anderen Ordnung mehr glücklich sein können. Frankreich ist reif zur Republik und wird sie bald durchsetzen. Die alte Aristokra-

ger, als die künstlich aufrecht erhaltenen Maximen der Diplomaten. Die Aristokraten verfallen nun in denselben Irrthum, welcher früher die Republikaner bethörte, sie glauben ihre Ansichten geltend machen zu können, ohne daß das Volk sie mit ihnen theilt und sie unterstützt, und sie sind noch thörichter, denn sie vertheidigen Vorurtheile gegen die Allgewalt der Wahrheit. Das französische Volk ist so ziemlich zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht worden, und es zurückbringen wollen von derselben, wäre Tollheit."

„Die Thorheiten der Republikaner bestehen darin, daß sie versuchen die Republik überall zu befördern, selbst da, wo man noch nicht zu jener geistigen Mündigkeit gelangt ist, welche zur Bekämpfung aller großgewordenen Vorurtheile erforderlich ist. In Paris haben sich philanthropische Gesellschaften gebildet, welche, lächerlich genug, sogar versucht haben, in Rußland jene liberalen



ter selbst vergebens. Sie entfernen sich von der Nationalität ihrer Thätigkeit, zerstreuen ihre Kräfte zu kosmopolitischen Zwecken und träumen von einer europäischen, von einer Weltrepublik, während sie eine Französische verzögern. Unwissenheit, nationale Unwissenheit, ist die Grundlage aller dieser Irrthümer, welche sie von den Interessen ihres Vaterlandes entfernen. Sorge ein Jeder für sich und ward ihm hohe Kraft, so verwende er sie für sein Vaterland, denn indem er mit voller Macht die Interessen desselben vertheidigt, vertheidigt er Weltinteressen. Hat sich Frankreich ein Mal zu einer Republik erhoben, so wird das Beispiel mächtiger wirken, als alle Machinationen und schwärmerischen Entwürfe einer ohnmächtigen Gesellschaft, und die übrigen Staaten werden stufenweise nachrücken, ohne daß man ihnen Agenten, Aufwiegler

und Aufklärer zu senden braucht. Die Geschichte ist die beste Aufklärung, und steht ein Mal die Thatsache: „Frankreich eine glückliche, mächtige Republik" fest, so werden Millionen nachstreben. Thatsachen allein sprechen eine Allen verständliche, kräftig überzeugende Sprache und die Menge läßt nur durch sie sich belehren. So lange aber französische Agenten, Abenteurer und Emigrés nur Unwesen und Meuterei anzetteln in friedgewohnten und friedliebenden Ländern, entstehen nur Thatsachen, unglückselige blutige Ereignisse, welche eben so kräftig gegen die neuen Principe sprechen, als die bessere Ueberzeugung der Vorurtheilslosen für dieselben. Man giebt dadurch der alten Aristokratie neue Waffen in die Hand, denn diese spricht: „seht die Früchte des neuen Zeitgeistes, der Freiheitsideen und Revolutionen: Tausende verbluten und das Volk versinkt in Elend und Armuth. Brandstifter und Meuterer gefährden die Sicherheit des Lebens, die Sicherheit des Eigenthums, Handel und Gewerbsfleiß geht zu Grunde und die Brodlosigkeit der Arbeiter, der Handwerker und Landleute gebährt neuen Frevel, neues Unglück." Diese mächtigen

Argumente findet man in der neuesten Zeit vervielfältigt in kaiserlichen und königlichen Edikten, in den Schriften der Historiographen, in den Zeitungen jeden Staates. Die Menge, nie geneigt zu großen und gefährlichen Unternehmungen, schreckt zurück vor diesen Jammerbildern der Revolution und wird nicht die Sicherheit ihrer, wenn auch dürftigen Existenz ans Spiel setzen."

„Die Konstitutionellen sind zur Hälfte Aristokraten, welche dem Sturm nicht die Stirne zu bieten Muth haben und so zu sagen mit halbem Wind laviren, zur Hälfte Republikaner, welche für ein langsames, friedliches und allmähliges Fortschreiten gestimmt sind. Zusammengenommen sind sie friedfertige Leute, welche mitnehmen, was die Zeit bringt, ohne durch eigene Kraft die Zeit vorwärts poussiren zu wollen. Sie wollen nichts machen und doch gewinnen, nichts säen und doch ernten. Sie sind die politischen Mitfresser, welche die Früchte der Arbeit genießen, die durch Andere vollbracht wurde. Sie sind halbe Freunde und halbe Feinde beider Partheien, Niemanden gefährlich, denn sie leisten keinen starken Widerstand. In Frankreich werden sie durch das juste milieu repräsentirt."

Seit meiner letzten Unterredung mit Don Oliveira, machten wir eine interessante Bekanntschaft mit einem jungen Teutschen, der sich sogleich unseren Gesprächen anschloß und seine Ansichten mit einer Anmaßung und Vehemenz aussprach, die mir bald eben so zuwider ward, als seine lächerliche Aeußerlichkeit, welche uns sämmtlich sehr ergötzte. Er heißt Minktorf, wenn ich anders recht hörte und beschäftigt sich mit der Malerei, ohne ein besonderes Geschick in seiner Kunst zu besitzen. Er brachte an Asmus einen Empfehlungsbrief von einem Menschen, dessen er sich kaum erinnern konnte, aber die natürliche Gutmüthigkeit unseres Hauspatrons gewährte ihm eine Aufnahme, die ihm unter ähnlichen Umständen weder bei mir noch einem meiner verehrten Landsleute geworden wäre. Ich würde mich wohl hüten, Mylord, von diesem Menschen, der nur zu sehr das Gepräge

der Gemeinheit und einer durch ununterbrochene Landstreicherei begünstigten Verwilderung des Gemüthes, an sich trägt, zu unterhalten, wenn nicht eben seine Persönlichkeit und die demagogischen Freiheitsideen, welche er aus Teutschland hierher mitbrachte, mit unserem Gegenstande im Zusammenhange stünden und Oliveira's Behauptungen zum Theil bestätigten. Dabei ist unser Maler ein ganzer Teutscher und trägt alle die Fehler an sich, welche seine Landsleute hier und in Europa lächerlich machen, ohne ihre Vorzüge zu besitzen. Er erschien bei Asmus an einem Sonntage Vormittags, als dieser eben seinen Töchtern die Befreiungsgeschichte Nordamerika's vorlas. Sein Anzug war burschikos, sein schwarzer Rock ganz kurz, kaum die Kniee bedeckend, sein Haar floß in langen schwarzen Locken über einen gelben Hals und einen schmutzigen Hemdkragen. Seine Füße staken in riesengroßen Stiefeln mit mächtigen Sporen, während sein dicker Kopf von einem kleinen Käppchen mit schwarz-roth-goldener Einfassung kaum zur Hälfte bedeckt wurde. In der Hand trug er einen schweren Knüppel, den er im Gespräche immer an die Erde stieß und auf der Nase saß eine unförmliche messingene Brille, deren dicke massive Stangen sich in dem struppigen

Haar versteckten. Fast das ganze Gesicht war von wucherndem Bart bedeckt. Er begrüßte Herrn Asmus mit einem derben Händedruck, nannte ihn sogleich lieber Freund und eine halbe Stunde später „Bruder.“ Rohheit, Unwissenheit, Keckheit war in seinem Benehmen das Hervortretende. Mit den Töchtern des Herrn Asmus hatte er es bald ganz verdorben, denn er behandelte sie nicht viel anständiger als feile Dirnen, deren Gesellschaft er vor allem zu lieben schien. Herr Asmus bat ihn auf den Abend zu sich.

Minktorf erschien noch vor der Abenddämmerung und brachte einen polnischen Offizier mit, der den ganzen Feldzug mitgemacht hatte und von polirteren Sitten zu sein schien, als unser teutscher Bramarbas.

Wir verwunderten uns alle, diesen Mann in solcher Gesellschaft zu finden, gewannen ihn aber bald lieb. Ich werde Gelegenheit finden, Mylord, auf ihn zurückzukommen. Asmus bewirthete seine Gäste mit Thee und Punsch, aber Minktorf erbat sich Porter und Käse. Man brachte ihm das Verlangte und er nahm von dem ersten so viel zu sich, daß seine Rohheit bald in viehische Gemeinheit ausartete. Man befragte ihn um Neuigkeiten aus Teutschland. Er erzählte uns von den

„Revolutionen" in Stuttgart, Leipzig, Berlin rc. und endlich von dem famosen Hambacher Feste, bei welchem er, nach seiner Versicherung, eine Hauptrolle gespielt hatte. Von Fürsten und Königen sprach er in den gemeinsten Ausdrücken, und wenn es nach seinem Kopf ginge, sagte er, so müßten sie alle hängen. Er habe in Teutschland für die Freiheit gefochten, erzählte er weiter, sei einige Male eingesperrt worden, aber endlich glücklich den Verfolgungen der Regierungen entkommen, nachdem er, wie er treuherzig uns mittheilte, seinen alten Esel vom Vater gebrandschatzt hatte, um die Reise nach Amerika bestreiten zu können. Hier denke er nun, sagte er mit vieler Zuversicht, von seiner Kunst zu leben und sich so viel zu erwerben, um dereinst, wenn Teutschland erst eine Republik wäre, wieder zu den fidelen Burschen, welche er dort verlassen habe, zurückzukehren. Er behauptete, man müsse alle Aristokraten und Pfaffen todt schlagen, denn früher wäre für Teutschland nichts zu hoffen, und trank den teutschen Fürsten so häufig ein pereat, daß er endlich lallend und betäubt zu Boden sank. Asmus ließ dann das Vieh in ein Bett bringen und zog die Sache ins Lächerliche, um unsere Verstimmung zu verscheuchen. Indessen war Don Oliveira durch

merkenswerthes, daß ich wider unsere Abrede handeln würde, wollte ich sie Ihnen vorenthalten. Ohnehin wird die politische und literarische — weniger die artistische Aufmerksamkeit in der Neuzeit vielfach auf dieses merkwürdige Volk, dem nichts gebricht als Alles, was zu einer Nation gehört, gelenkt und abwechselnd bald mit Rührung bald mit Aerger über die spießbürgerliche kleinliche Charakterrichtung desselben betrachteten wir die wenigen der Rede werthen Vorfälle, welche dort die Zeit markiren. Aber eben dieser Stillstand bei den vielen politischen Regenerationen oder vielmehr die kleinen zimpferlichen und unsicheren Schritte, welche die Teutschen alle Jahrhundert ein Mal machen, sind für den Psychologen ein höchst merkwürdiges Räthsel, da man die Teutschen bei alle ihrer Ungeschicklichkeit, bei all ihrem Mangel an Energie und Ausübung ihrer Kraft, dennoch nicht des Mangels an Intelligenz beschuldigen kann. Die Teutschen stehen an Intelligenz höher als die Fran-

zosen, tiefer als die Engländer, sie sind besonnener als die ersten, größerer Empfindungen und Thaten fähig und dennoch wirken sie kleinherziger, furchtsamer als beide. Die Teutschen beschuldigen die Franzosen, daß sie blind in den Tag hineinhandeln und nur von heute nach morgen denken, aber zugegeben, daß Teutsche und Franzosen blind sind, so besitzt doch der Franzose einen so vollendeten Tastsinn, daß er ohne Gefahr allein fortkommen kann, während der teutsche Blinde, im Sitzen alt und lahm geworden, keinen Schritt thun kann ohne Führung. Teutschlands Liberale werden durch ihre Landsleute zu Narren und sind es auch, während keine Besseren und Fähigeren in Frankreich für große Männer gehalten werden.

„Mylord," sagte Oliveira, „der Mann, den wir eben betrunken nach seiner Schlafstelle gebracht haben, ist ein echter Teutsche, aber von der südlichen Rasse und Sie werden nicht sehr ungerecht sein, wenn Sie nach ihm einen großen Theil seiner Landsleute, nämlich die Liberalen, beurtheilen. Auf meinen weiten Reisen auf dem europäischen Kontinente sind mir nirgends so viele bestialische Naturen begegnet als unter den Liberalen in Teutschland. Ehe ich Ihnen, Mylord, diese verächtliche Menschenklasse näher charakterisire, muß ich

Ihnen noch flüchtig erzählen, in welchem Zustande ich Staaten und Völker in Teutschland gefunden habe."

„Die Teutschen sprechen und schreiben viel von Teutschland, aber ich habe zwar viele teutsche Länder, aber nirgend ein Teutschland gefunden. Sie selbst klagen über das Zerwürfniß der teutschen Völker, über die zerstörte Einheit, die doch nie bestanden hat, selbst als das heilige römische Reich das Centrum Europa's beherrschte, nicht. Sie klagen über die Benennung Oesterreicher, Preussen, u. s. w. und im Grunde ist diese Eintheilung vernünftiger, als wenn man alle Völker teutscher Zunge zusammengenommen, als eine ganze Nation betrachtet. Ihr ideales Teutschland ist nichts als Hirngespinnst, an welches nur ein so kontemplatives Volk, wie eben diese Teutschen, glauben kann. Es fällt nie einem Polen oder Böhmen ein, den Slowaken, Russen und andere Slaven als Landsleute zu begrüßen, obgleich sie nur verschiedene Dialekte einer und derselben Grundsprache sprechen, weil sie durch Raum, Bildung und Sitten gänzlich von einander getrennt sind. Nur die Teutschen, aus Nord und Süd, aus West und Ost, obgleich sie sich unter einander von jeher tödtlich haßten und bekämpften, obgleich sie durch Sitten

Gewohnheiten, Charakter und Leidenschaften gänzlich von einander verschieden sind, mystifiziren sich auf eine eben so thörichte als grausame Weise, indem sie sich Brüder, Landsleute schreiben. Dieses künstliche Aneinanderhängen, befördert durch die teutschen Schriftsteller, bei gänzlich natürlicher Getrenntheit, bringt die Teutschen zu einer gefährlichen Selbsttäuschung, die weder ihrer politischen, noch ihrer moralischen Existenz Ruhm bringt, vielmehr beide bedroht. Einzig und allein ihre gemeinschaftliche Literatur wird dadurch begünstigt, und dieß ist ein mächtiges Reizmittel. Denn ein großer Theil der Teutschen, die Nordteutschen bestehen aus Lesern und Schriftstellern."

„Die Teutschen zerfallen entschieden in zwei Hauptvölker, die von einander so verschieden sind, wie die Franzosen und Engländer, Italiener und Russen, in die Nord- und Südteutschen. Es ist dem gemäßigten Himmelsstrich eigen, daß er alle Widersprüche in sich vereinigt und diese Eigenheit besitzt namentlich das Centrum Europa's, welches die teutschen Völker einnehmen. Hier versengt in gewissen Zeiträumen die Südhitze den Boden und die üppige reiche Vegetation des südlichen Europa's waltet hier dicht neben der erstarrenden allen Fruchtkeim ertödtenden Kälte des Nordens.

Die Menschen befinden sich in denselben Verhältnissen. Das heiße Blut des Italieners strömt wenig gemäßigt in den Adern des Südteutschen, während der Nordteutsche das träge, wässerig kalte Blut kaum in sich verspürt und seine leichten Regungen ohne Mühe unterdrückt."

„Der Südteutsche ist in der Regel heftig, aufbrausend, empfindlich, offen aber derb. Er ist leicht für eine gute Sache entflammt, aber auch leicht zu Thorheiten und Verbrechen hingerissen. Hauptzüge im Charakter des Südteutschen sind Gutmüthigkeit, Heiterkeit, verschwenderische Gastfreiheit, Vergnügungssucht und Leichtsinn. Einer sucht dem Anderen das Leben zu erleichtern, schnell nähern sich Fremde und schließen Bekanntschaft, Freundschaft für's ganze Leben, die freilich nicht selten in der nächsten Woche einem anderen Bündniß Platz macht. Die Südteutschen gerathen leicht in Zank und Thätlichkeiten, aber der nächste Augenblick söhnt sie wieder aus. In der Liebe heiß und leidenschaftlich, sind sie auch eben so unbeständig und in übermäßigem Genuß bald gesättigt. Sie lieben vor allen Dingen Wein, Weiber und Gesang, eine wohlbesetzte Tafel und ein bewegtes freies Leben in der großen Gesellschaft der Oeffentlichkeit."

„Eine untergeordnete, wiewohl richtige Ein-



theilung ist die der Südteutschen, in die Ostlånländer und Westländer. Jene sind, entfernt von allen fremden Einflüssen, treuer, biederer, fröhlicher als die Westländer und behaupten die Grundsätze ihres Charakters unverändert, während ihre westlichen Nachbarn von nordteutschen, französischen und anderen Einflüssen viel von ihrer originalen Eigenheit verloren haben. Die Westländer sind gebildeter, vielleicht auch indüstriöser, die Ostländer zufriedener, fröhlicher. Die Westländer sind dürftiger, neuerungssüchtiger, die Ostländer wohlhabender, friedliebender und dem Altherkömmlichen, das ihren Wohlstand erhielt, treu ergeben. Freigeisterei wurzelt leichter im Gemüthe des Westländers, als in dem sinnigen seines Nachbarn. Die Freundschaft hält besser beim Ost-, der Haß, namentlich Nationalhaß besser beim Westländer."

„Gemeinschaftlich beiden, auch den Nordteutschen, und folglich der einzige Nationalfehler oder die einzige Nationaltugend, ist die teutsche Grobheit. Die Teutschen glauben fast allgemein, man könne nicht aufrichtig, nicht bieder sein ohne Grobheit, weil sie es nicht sein können ohne sie. Verzeihlicher und weniger verletzend ist indessen die Grobheit der Südteutschen, welche sich in Gemüthsbewegungen in einem Strom von gemeinen Schimpf-

wörtern und Flüchen ergießt, aber bald wie ein Rausch verfliegt und oft mit der Versicherung endigt, daß es dem Beleidiger herzlich leid thut, in aufbrausender Bewegung den Anstand verletzt zu haben. Er denkt in wenig Minuten nicht mehr an erlittene Beleidigungen und vergißt eben so leicht ausgeübte, weil er die Stimmung nicht wieder findet. Anders ist es mit der Grobheit des Nordteutschen, der sie gebraucht, um tief zu verletzen, empfindlich zu beleidigen."

„Als Südländer fand ich mich natürlich mehr hingezogen zu dem Südteutschen, als zu dem schroffen Nordteutschen, der gerade das Gegentheil von alle dem ist, was den Südteutschen charakterisirt. Er ist kalt, trocken, unempfindlich und gleicht in aller Hinsicht ihren Landsleuten, Mylord; aber nur nicht darin, was sie achtungswerth macht in den Augen Europas. Unzugänglich für Alles, was ihm fremd ist, findet er es jedoch aus angeborener Bequemlichkeit und Trägheit nicht unter seiner Würde, fremde Thorheiten nachzuahmen. Viele Nordteutsche reisen nach Paris und anderwärts, gefallen sich besser im fremden Lande als zu Hause, aber was sie von fremder Sitte in ihre Heimath verpflanzen, ist der partie honteuse et ridicule des pariser Lebens entnommen. Im geselligen Le-

ben bilden sie die traurigsten Gestalten, denn sie sind einsilbig, düster, mürrisch, unfreundlich, und wenig geneigt zur Belustigung, fröhlicher Bewegung. Die lebhafte brausende Allemande der Südteutschen muß ihren Takt verlängern und wird zu einem schleppenden, langweiligen Tanz, dem alle Grazie und Lebhaftigkeit der Bewegung abgeht. Man sondert sich ab in Klubbs, geschlossene Gesellschaften, Tables d'hôtes. Es gewährte mir eine ergötzliche Betrachtung, an öffentlichen Orten die Tischgesellschaft sich versammeln zu sehen. Zuerst kam der älteste Stammgast und setzte sich auf seinen Präsidentenstuhl. Dann erschien ein zweiter, fremder, der seinen Platz so weit entfernt von dem ersten wählte, daß es ohne Verletzung der Lunge unmöglich war, eine Konversation einzuleiten, wozu auch Beide keine Lust zu haben schienen. Ein Dritter kam und sah sich gezwungen, sich zwischen die beiden erst angekommenen Gäste in gleichweiten Abständen zu postiren. So ging es fort und fort, bis alle Zwischenräume nothwendig ausgefüllt werden mußten. Stumm mit seiner Atzung beschäftigt, saß Einer neben dem Andern."

„Ohne von unzähligen Empfehlungsschreiben belastet zu sein, ohne ein bedeutendes Vermögen zu besitzen, darf ein Fremder nicht hoffen, in Fa-

aufs Empfindlichste beleidigt fühlen. Selbst bei längerer Bekanntschaft dauern alle kalten Förmlichkeiten des Anstandes fort und nichts vermag den Nordteutschen zu erwärmen, zu beleben oder ihm die Gefühle des Wohlwollens einzuflößen gegen einen Mann, der noch keinen Zentner Salz mit ihm gegessen hat. Das Freundschaftsverhältniß in diesem Lande ist so kühl und nichtssagend, daß ein Mensch, der nicht verheirathet ist, sich allein und verlassen sieht. Das Herz des Nordteutschen ist so eng, daß es nur die Mitglieder seiner Familie umfassen kann und die ganze übrige lebendige Welt ausschließt."

„Die kalte ernste Ruhe, welche der südteutschen Lebhaftigkeit schroff gegenübersteht, verhindert den Nordteutschen zwar an allen vorschnellen Handlungen, aber dieselbe Eigenschaft steht auch jeder energischen Kraftanstrengung im Wege. Beschimpfungen, Rohheiten, Gemeinheiten, wie man sie in Südteutschland häufig gedankenlos ausstößt, entschlüpfen sehr selten dem bedächtigen Nordländer,

dagegen bleibt er auch stets von warmer Ereiferung für eine gute Sache, für einen achtungswerthen Mann entfernt. In seinem Urtheil über Andere ist er sehr vorsichtig, so lange er befürchten muß, daß es der betheiligten Person wieder hinterbracht werden kann, desto schonungsloser und boshafter verfährt er gegen seine Feinde im Dunkeln, mit Hinterlist und Berechnung. Wem er endlich seine Achtung und Freundschaft geschenkt hat, dem entzieht er sie selten wieder, dagegen ist er unversöhnlich, ewig hassend gegen seine Feinde. Ein Mißverständniß, ein vorschnelles Wort, übelangebrachte Aufrichtigkeit kann einem Fremden unversöhnliche Feinde zuziehen."

„Aufwallungen einer gutmüthigen Gemüthsstimmung sind bei ihm selten und vorübergehend, ausgenommen im Kreise seiner Angehörigen. Er ist ein guter Hausvater, Oekonom, brauchbarer Mensch, aber nur in sehr beschränktem Raum. Die Bosheit wurzelt leicht in seinem Herzen, doch giebt es hier weniger Mörder und Verbrecher, denn seine Leidenschaften überwältigen ihn nicht. Desto mehr giebt es böse Menschen, in welchen alles gute Gefühl abgestorben ist, die aber dennoch so klug sind, kein Verbrechen zu verüben, welches ihnen gerichtliche Verantwortung zuziehen kann.

schuldige erwürgt, wie ein Raubthier, das auf Beute ausgeht und das nächste beste Lamm zerreißt. Die Frauen des Landes sind die Schöppen dieses Gerichts, und man kann sagen, daß sie wie ein Tugendtribunal über die Menschen sich erheben, indem sie Niemanden Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und Jedermanns Ehre mit giftigen Zungen besudeln. Eine nordteutsche Frau kennt alle Personen einer Stadt, und weiß von jeder etwas Schlimmes zu erzählen; ein Fremder kann nicht lange über vier und zwanzig Stunden im Gasthofe sein, ohne daß man nicht an allen Nähtischen genau anzugeben wüßte, wie viel Strümpfe und wie viel Geld derselbe besitzt."

„Die Rasse ist dürr, trocken, blutarm. Die Haare sind blond und roth, Gesichtszüge in der Regel von unedler, knochiger, eckiger Bildung, ohne besonderen Ausdruck, als den der Trägheit, Ruhe, Kälte. Im Süden werden die Gesichtszüge von Leidenschaften markirt, hier von den Einflüssen der Witterung, von räucheriger Stubenluft, welche die Haut gerbt und in Runzeln zieht. Charaktervolle Phisiognomien sind daher hier höchst

selten, und die größten nordteutschen Schönheiten ließen mich kalt, weil ihren Gesichtern alles Leben fehlt. Kleine Augen verrathen eine mongolische Abkunft. Mit Recht nennt selbst ein Teutscher, der Israelite Heine, die Phisiognomie seiner Landsleute „Dutzendgesichter."

„Eine auffallende Eigenheit im Charakter des Nordteutschen ist der gänzliche Mangel an Vaterlandsliebe und Nationalstolz. Ohne Trauer verläßt er sein Vaterland auf immer und kehrt selten zurück, zwingt ihn die Noth nicht dazu. Ubi bene ibi patria ist sein Wahlspruch, den er mit nach dem Süden Europa's, mit nach den nordamerikanischen Freistaaten bringt."

„Leicht ist der Schluß von diesem Volkscharakter auf den hier herrschenden politischen Zustand. Ohne Vaterlandsliebe, ohne Gemeingeist bilden die Bewohner dieser Länder keine Nation, kein Volk, sondern bloß eine von der Staatsform vereinigte Gesellschaft von Familien, die sich höchstens bis zu einem spießürgerlichen Sinne für das Gemeinwohl ihrer Stadt erheben. Die Magistratspersonen hingegen suchen in ihrer Stellung meist nur den Wünschen der Regierungen zu entsprechen, um in ihrem Krähwinkel mit den Titeln und Dekoratio-

lieh, zu imponiren."

„Gewaltig viel thun sich die Teutschen zu Gute auf ihre erstaunliche Gelehrsamkeit, die sie in unzähligen Schriften größeren und kleineren Gewichtes auskramen. Dieser Drang nach Wissenschaft entfernt sie in seiner Ausartung vom öffentlichen Leben und verzehrt ihre Thätigkeit in nutzloser Wortklauberei und mühsamer Forschung über die unbedeutendsten Gegenstände. Gewaltig wirksam ist man in der Kultur aller Kenntnisse, aber nicht nur Kompilatoren und Alterthumsforscher vegetiren unter den Weisen des Landes, sondern auch tüchtige Denker, welche ihre Verstandeskraft aber nur beim Bücherschreiben vergeuden, statt sie in lebendiger That anzuwenden. Die Alten, welche sie als ihre größten Vorbilder annehmen, haben es anders gemacht. Die Jugendkraft des thatlustigen Mannes ward zu Handlungen angewendet, und erst, wenn diese erlahmt und wenn ihr Körper morsch und lahm geworden war, dann erst spendeten sie die Früchte ihrer Erfahrungen in weisen Lehren ihren Zeitgenossen und der Nachwelt. Wie wenig gleichen ihnen die vertrockneten Gelehrten Teutschlands! In enge Stuben eingeschlossen, vergraben sie die Blüthezeit ihrer Jugend in stau-

finden nicht gerne ein Opfer bringt, der seinen Wohlstand für den schlagendsten Beweis seiner Glückseligkeit hält und alle anderen Völker als „Hungerleidende" und Narren verspottet. Der Ausgang der ersten Revolution in Paris bestärkte ihn in seinem politischen Glauben. Der gute Kaiser und die herrschende Religion waren seine nie entweihten Heiligthümer und er war nur so willfähriger seinen Predigern zu glauben, wenn sie über Zeit und Sittenverderbniß eiferten, da der Himmel seinen Zorn gerade über den Häuptern der Rebellen und Freigeister entlud. Anders war es in Westteutschland, dessen Bewohner das gallische Exempel dicht vor Augen hatten, die sich mit den Heerschaaren der Franzosen verbündet und ihren Ruhm getheilt hatten. Sie blieben freundlich gesinnt für das Franzosenthum und seine Prinzipe, und verpflanzten die letzteren auf teutschen Grund."

„Die Julirevolution brach plötzlich gleich einer vulkanischen Explosion aus und erschütterte den Erdball. Auch Teutschland litt unter dieser Bewegung und langsam wälzte sich der glühende Lavastrom von dem Koloß Frankreich auf die reichsten Gründe Teutschlands. Es war der Geburtstag des teutschen Liberalismus. Doch verzeihen Sie,

Mylord, mein Vergleich von einem zerstörenden und gräßlichen Naturereigniß war ein Mißgriff — die Julirevolution trug diesen Charakter nicht an sich und eben das Prächtige, Leuchtende und Ruhige dieser Erscheinung verursachte, daß unsere erstaunte Zeit sie als ein Wunder betrachtete. Sie gab uns die mächtige Lehre, daß dort, wo das Volk einig ist in seinen Wünschen, die Revolution kein oder nur wenig Blut erfordere. Die Wahrheit schien aufgegangen wie eine weit hin leuchtende Sonne, aber der Irrthum waltete nur mächtiger in der Verblendung, welche die Teutschen ergriff. Sie mißverstanden gleich anfangs das große Wort der Geschichte und suchten die vergessene Chimäre von der Einigkeit Teutschlands wieder hervor. Die teutschen Freiheitsapostel spielten eine lächerliche Rolle und mistifizirten sich und das Volk."

„Die lächerlichen Tumulte, welche sich in mehreren teutschen Städten erhoben, verdienen keine Erwähnung, denn die Rebellen wußten nirgends was sie wollten. Die Nachahmungssucht der Teutschen hatte meistens ihre Hand im Spiel, man wollte auch ein Mal eine Revolution machen und eine Nationalgarde organisiren, man wollte eine Konstitution und die Freiheit erzwingen — im



Berliner Thiergarten und auf den Straßen Tabak rauchen zu dürfen. Hier und da haben sie ihren Zweck wirklich erreicht, denn im Berliner Thiergarten raucht nun jedermann ungehindert seine Cigarre, in den Straßen Leipzig wird dieselbe Toleranz beobachtet. Hier und da hat sich ein Schatten von einer Konstitution gebildet und das Volk war wieder zufrieden. Mehr Aufmerksamkeit wegen der Zukunft als diese kleinen Ereignisse, verdienen die Gesinnungen der teutschen Liberalen, die nun in großer Anzahl vorhanden und auf ihre Weise thätig sind. Sie zerfallen in viele Sekten, welche sich unter einander hassen und befehden und ihren Tummelplatz in Zeit- und Flugschriften eröffnet haben. Oben an stehen die alten burschenthümlichen Demagogen mit Spitz- und Knebelbärten, Degenstöcken, Dolchen und wüsten dummen Köpfen, in welchen die gräulichste Verwirrung herrscht. Wir haben die Ehre gehabt, ein Exemplar von dieser Parthei betrunken aus der Gesellschaft zu entfernen. Sie bestehen größtentheils aus liederlichen Studenten, Vagabonden und Glücksrittern, welche heimathlos und ohne Eigenthum von einer Universität auf die andere ziehen, sich mit Jedermann raufen und in allen Schenken Händel suchen. Ihre Komplotte schmieden sie bei

viehischen Saufgelagen, wobei es für die größte Schande gilt, wenn man nicht einen „Papst*)," auf einen Zug leeren kann. Je mehr Schulden, je mehr Skandale einer aufweisen kann, je mehr Anspruch hat er auf die Achtung seiner Genossen. Von allen Universitäten relegirt und von jeder Polizei als ein verdächtiges Individuum markirt zu sein, gilt für eine übergroße Ehre. Ihre politische Tendenz ist Umsturz aller Regierungen, Ermordung aller Fürsten und Aristokraten, gänzliche Anarchie und Pöbelherrschaft. Ihre Thaten sind Tollheiten aller Art, welche sämmtlich darauf hinzielen, aller gesetzlichen Ordnung ein Ende zu machen, das Eigenthum zu vertheilen, den Bürger ins Elend zu stürzen. Da sie selbst nichts zu wagen haben, so setzen sie unbedenklich die Wohlfahrt ihrer Väter und Brüder aufs thörichte Spiel, das meist kaum angefangen, schon wieder endigt. Diese Parthei wird jedoch so lange bestehen, so lange der Geist der Humanität auf den teutschen Universitäten nicht Wurzel faßt, so lange die Lehrer nicht mehr trachten, ihre Pflichten zu erfüllen, nüchterne Wahrheit zu lehren, ohne aufzureizen durch auffallende Vorträge, und jugendliche Extra-

*) Ein großes Gefäß mit Bier.

vaganzen zu begünstigen. Glücklicher Weise ist der Anhang dieser Demagogen nicht groß und bildet sich aus Pöbel, Schenkwirthen, Müssiggängern, Lazzaronen. In einigen Universitätsstädten gelingt es ihnen öfters, Tumulte zu erregen, aber die Teutschen müßten ganz mit Blindheit geschlagen sein, ließen sie sich von diesen Auswürflingen leiten."

„Eine gefährlichere Abtheilung der Liberalen bilden die liberalen Schriftsteller Teutschlands. Börne und Heine, zwei geistreiche Männer der neuesten Zeit, sind in frevler Kühnheit aufgetreten und haben ihre Waffen erhoben gegen den alten Aristokratismus. Die Popularität ihrer Gesinnung und Sprache hat sie wichtiger gemacht für die Neuzeit, als sie es sonst geworden wären durch ihre Talente. In ihrem Vaterland als Juden gehaßt und verachtet, haben sie ihr Vaterland selbst verachten gelernt und sind nach Frankreich gewandert, von wo sie ungehindert ihre Blitze nach dem teutschen Philisterthume schleudern konnten. Der glänzende Witz traf, zündete und eine Menge armer Jungen versuchte nun, die Manier der Gefeierten nachzuahmen, um einer gleichen Zelebrität zu genießen oder doch Geld zu verdienen. Viele von diesen Affennaturen sind bloß darum liberal, weil sie

sonst mit ihren geistlosen Werken in Kummer und Elend vergehen müßten. Es liegt ihnen aufrichtig nichts am Menschenwohl, nichts an ihrem Vaterlande, aber sie können mit liberalen Schriften Geld verdienen, viel Geld und je auffallender und exzentrischer die Meinungen sind, welche sie predigen, je besser ist die Spekulation, je einträglicher und sicherer. Die Buchhändler bezahlen nichts mehr, als liberale Schriften und alles Uebrige geht den Krebsgang. Wollen sie nicht ihren Erwerb ganz aufgeben, so sind sie gezwungen, jene feilen Buchhändlerknechte, die immer bereit sind, alles Heilige zu profaniren, alles Ehrwürdige zu beschimpfen, wenn sie dafür bezahlt werden, immer mehr aufzumuntern zur Verfassung sogenannter zeitgemäßer Schriften, welche dem herrschenden Geiste fröhnen. Wahrlich, so lange die Freiheit in Teutschland keine würdigeren Verfechter hat, als diese Elenden, welche unter anderen Umständen gerne das Gegentheil von dem vertreten würden, was sie jetzt behaupten, so lange ist keine dauerhafte Regeneration Teutschlands denkbar. Wenige tüchtige Männer zählt Teutschland neben diesem Schwarm von Schmeißfliegen unter seine Freiheitsapostel, denn die Tüchtigsten und Edelsten des Volks hüten sich vor aller Gemeinschaft mit den Besudelten, die

weder von ihrer Parthei, noch von ihren Gegnern geachtet werden, um für sich allein im Stillen zu wirken. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo sie hervortreten werden, das Banner der Freiheit dem Pöbel aus den Händen zu reißen, um selbst als Führer in den Kampf zu treten gegen die despotische Herrschergewalt."

„Ein dritter Theil der teutschen Liberalen besteht aus unzufriedenen Bürgern von einiger Aufklärung, welche die Doktrinen der Pamphletschreiber nachbeten und sich von ihnen zu Thorheiten verleiten lassen. Ein vierter endlich und bei weitem größerer hat seine Mitglieder in allen Ständen, und erkennt wohl die Wahrheit, daß ihr irdisches Paradies einer Restauration bedürfe, hat aber weder den Muth noch die Lust dazu, etwas zu thun, um eine solche vorzubereiten. Sie unterschreiben die Meinungen der Mehrzahl und fügen sich auch ohne Widerstand in Alles, was ihnen ihre Regierung auferlegt, denn was immer vom Uebel ist, betrachten sie als nothwendig unvermeidlich. Diese Menschen sind liberal in den Schenken, gute Bürger im Hause und gehorsame Unterthanen vor Gericht. Sie geben jedem Eindruck nach und loben bald ihre Regierungen, bald den Geist und Scharfsinn der liberalen Schriftsteller.

Versammeln sie sich zu Repräsentanten oder werden sie als Magistratspersonen berufen, so wissen sie sich in ihrer Gedankenarmuth nicht anders zu fassen, als indem sie wieder alles beim Alten lassen. Das schwächste Argument bringt sie außer Fassung, und sie geben sich lieber gutwillig gefangen, als daß sie den Kampf fortsetzen. Das ist der Kern der teutschen Nation."

„Die Heimath des teutschen Liberalismus ist das westliche Land, Rheinteutschland, Baden, Würtemberg, Baiern. Noch ist nichts Heilsames entsprossen aus seiner Saat, wohl aber viel Elend, Tollheit, Skandal. Man hat dort das Schicksal der Teutschen Männern überlassen, die aus dem Pöbel entsprossen, von rohem Gemüth und verrücktem Verstand, nur zu sehr an die Terroristen der ersten Revolution Frankreichs erinnern. Teutschland könnte sich befreien, ohne die blutige Epoche, welche Frankreich überstehen mußte, durchzumachen, aber wenn es Narren, wie Dr. Große und Konsorten, gelingen kann, sich Ansehen und Anhänger zu verschaffen, kann man nicht erwarten, daß eine vernünftige Revolution sich bilde. Der erstgenannte Demagog ist ein Mensch von gänzlich zerrüttetem Verstande, dem man in anderen Ländern eine Zelle im Kloster der

barmherzigen Brüder nicht versagen würde. Die übrigen Volks- und Freiheitsfreunde, welche in Teutschland berühmt geworden sind, besitzen zwar manche auszeichnende Talente, aber bei all ihrem Scharfsinn und ihrer enthusiastischen Freiheitsliebe weniger Klugheit, als der dümmste französische Juliusdekorirte. Sie nennen ihr Verfahren teutschen Muth, teutsche Geradheit und Offenheit, und brüsten sich mit ihren hohen Eigenschaften, aber es handelt sich bei einem großen und edlen Zweck nicht um kleinliches Prunken mit Nationaleigenheiten, sondern um kräftige und wohlvorbereitete Thaten. Des Patrioten erste Pflicht ist Klugheit, und wer seinen Zweck liebt, wird sie erfüllen, die Macht, welche siegen will, muß die Schwächen ihrer Feinde ausspähen, und nicht früher wildes Kriegsgeschrei erheben, als bis sie ins Herz des Feindes gedrungen. Die Teutschen aber machen es umgekehrt; sie schreien schon in weiter Ferne ein gräßliches Hurrah und laufen blind in die Hörner des Stieres. Es ist ihnen aber nicht um ihren Zweck zu thun, sondern einzig und allein um den Ruhm, von dem dummen Pöbel angestaunt zu werden und den Zeitblättern kargen Stoff zu Artikeln aus Teutschland zu liefern. Dummdreist liefern sie sich in die Hände ihrer

Feinde und treten vom Schauplatz ihrer Heldenthaten ab, um auf immer der Vergessenheit und Geringschätzung zu verfallen. Sie nehmen das Bewußtsein in das Grab ihres politischen Lebens, „wir haben gekämpft für das Vaterland," aber auch den Gewissensbiß: „wir haben ihm nichts genützt."

„Die Preußen sehen dem Treiben aus der Ferne zu, und legen die Hände in den Schooß, als ob sie Alles nichts anginge, und wer könnte auch behaupten, daß es sie etwas angeht. Sie dürften nur wollen und sie wären frei; denn das ganze Volk ist bewaffnet und jeder Bürger ist Soldat. Aber sie lieben ihren König, lieben das Preußenthum, und wollen lieber als eine selbstständige, nicht unmächtige, nicht ruhmlose Monarchie, dastehen, denn als untergeordneter Bestandtheil eines teutschen Freistaats. Sie lieben ihren Ruhm als gute Soldaten, sie lieben ihre militärischen Würden und Amtstitel, ihre Orden und Diplome, Patente und Belobungsdekrete, und werden sich nicht so leicht zu einem schlichten Bürgerthum verstehen. Dabei sind sie über alle Maßen bequem und nüchtern, gewohnheitliebend und arbeitsam. Die Liebe zu dem alten, guten, muntern König ist die letzte Bürgschaft für die Fortdauer des Bestehenden.

Dennoch hat der Saame aus Westen, in alle Winde gestreut, auch hier gewurzelt und gewuchert. Man sagt, wenn der König einst stirbt und der Erbprinz seine Krone aufsetzt, dann wird es losbrechen und anders werden in Preußen, aber ich glaube nicht, daß Preußen anders, als in einem allgemeinem Völkerkampf seine eiserne Stellung verrücken wird."

„Die Oesterreicher schlafen ruhig, träumend im Schooße des Kaiserthums, und nur eine mächtige Marsstimme kann sie erwecken."

Doch, Mylord, ich will Sie nicht ermüden mit diesen fremden Angelegenheiten, die unseren Interessen so fern liegen und die so unbedeutend sind für die Weltgeschichte. Indem ich mir diese Abschweifung vom Gegenstande erlaubte, wollte ich nichts, als einige falsche Meinungen, welche sich bei uns verbreiteten, über Teutschland berichtigen. Obwohl ich nun nicht ermessen kann, in wie ferne Don Oliveiras Ansichten richtig sind, so scheint doch aus seinen Aeußerungen hervorzugehen, daß die Britten, Ihre werthen Landsleute, die Teutschen entweder überschätzen, oder zu geringschätzen.

Vierter Brief.

Mylord!

Ihre Nachrichten aus Irland, Mylord, haben mich tief bewegt und auch meine neuen Freunde so ergriffen, daß wir einige Tage lang von nichts sprachen, als den traurigen Vorfällen, welche sie uns gemeldet haben. Sehr erfreulich war es mir, von dem wackeren O'Connell zu erfahren, wie sehr er sich das Wohl seines Vaterlandes angelegen sein läßt. Obgleich ich nun diesen Mann wegen seiner Offenheit eben so liebe als schätze, so wünschte ich doch, er verführe mit mehr Behutsamkeit als Staatsmann, damit er sicherer gehe und nichts wage bei der frohen Aussicht, die er allmählig seinen Landsleuten eröffnen will. Don Oliveira meinte, Kabale könnte nur durch Gegenkabale entwaffnet werden und Herr O'Connell wird so lange einen schwierigen Standpunkt haben, so lange er seine Wege nicht zu verdecken weiß. Am meisten tadelt er es, daß er in seinem Feuereifer

sich nicht selten zu weit hinreißen läßt und die Anzahl seiner Feinde unnütz vermehrt, wo er sie vermindern könnte. Ein vollkommener Staatsmann, namentlich aber ein öffentlicher Redner, sagt Oliveira, müsse den Muth eines Löwen besitzen, aber auch die Klugheit der Schlange. Die Zwangsmittel der Regierung haben am wenigsten meinen Beifall, denn sie entfremden Irland immer mehr dem Mutterstaate und entflammen den Nationalhaß aufs Neue, ohne das Volk von seinen Uebeln zu befreien. Es ist grausam, unmenschlich, daß England diese Schwesterinsel gleich einer Kolonie behandelt und unterdrückt, es ist thöricht, daß sie die Gelegenheit, den brittischen Ruhm zu vergrößern durch einen vernünftigeren Verband der Insel, unbenutzt läßt.

Indessen brachten uns Ihre Mittheilungen auf die Frage, ob es in unserer Zeit noch möglich wäre, eine Nation zu vernichten? Der Pole, noch glühend von dem Freiheitskampfe, widersprach heftig und führte zum Beispiel sein Vaterland an, welches nie untergehen werde und wenn der Czar das Land in Blut ersäufte.

„Es ist untergegangen!" sagte Oliveira.

„Nimmermehr", eiferte der Pole, „und wenn zehn Generationen unter russischer Despotie

schmachteten, so würde sich der polnische Nationalgeist endlich doch wieder erheben auf den Trümmern des Vaterlandes und das große Beispiel der Voreltern würde das todte Polen wieder beleben. Der Name Koszius ko wird größer werden in späten Jahrhunderten und seine Nachkommen werden seiner stets werth sein."

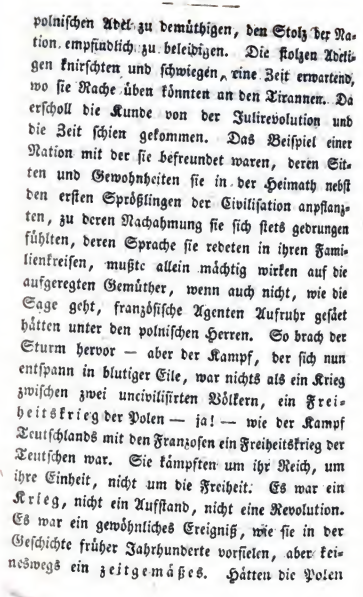
Don Oliveira lächelte und schwieg. Ich las in seinen Mienen, daß er nicht gerne den Nationalstolz eines wackeren Jünglings kränke und sein festes Vertrauen auf die Wiedergeburt Polens nicht mißbillige, obgleich er es nicht mit ihm theilte. Er war, wie ich wußte, kein Bewunderer der Polen, aber er liebte sie als Menschen. In unserer Zeit, wo alle Zeitblätter mit Subskriptionen für die Polen angefüllt sind und jeder liberale Schriftsteller dem gesunkenen Volk seinen Weihrauch streut, wo die Teutschen, Franzosen und Engländer sich in enthusiastischen Lob- und Leichenreden erschöpften, war es mir interessant zu erfahren, wie ein Freund der Freiheit, den jener Enthusiasmus unergriffen ließ, über den polnischen Krieg und seine Helden sich äußern werde.

„Der Aufruhr, den der Fall Polens unter allen Gutherzigen und Liberalen hervorgebracht hat (sagte Oliveira in Abwesenheit des polnischen Of-



fiziers) nicht minder die Huldigung, welche man den polnischen Helden überall verwies, hat seine Quelle größtentheils nur in der allgemeinen Unwissenheit über die wahre Lage Polens und seiner innersten Verhältnisse. Weit entfernt, dem Nationalcharakter der Polen nahe zu treten, vielmehr im Innersten überzeugt, daß sie ein liebenswürdiges, tapferes und edles Volk sind, kann ich doch der allgemeinen Meinung nicht beistimmen, welche es höher stellt als es verdient. Die Polen sind keineswegs ein so aufgeklärtes, Freiheit liebendes und großes Volk, wie man uns allenthalben glauben macht, und die Ideen, für welche sie bluteten, scheinen mir nicht so großartig als sie von den Enthusiasten ausgeschrieen werden. Das Hauptelement der polnischen Revolution war der Nationalhaß zwischen den Polen und Russen und hieraus nur läßt es sich erklären wie der Pöbel selbst habe Theil nehmen können an dem Kampf der Edelleute für die Selbstständigkeit des Reichs, für die Geschichte Polens. Hieraus sage ich, und aus der patriarchalischen Gewalt, welche die Edelleute über die Bauern und Niedrigen ausüben, welche sie Kinder nennen, erklärt es sich, daß der träge Leibeigene, gänzlich unwissende Landmann in Polen die Waffen gegen Rußland ergriff."

„Der polnische Bauer schmachtet in einer drückenden Leibeigenschaft, der unadelige Bürger besitzt wenig Rechte, Unwissenheit und Willkühr beherrschte seit Jahrhunderten die niedren Stände. Dieß gab keinen Grund zur Klage und Unzufriedenheit, und Bauern und Edelleute betrachteten diesen Zustand als nothwendig. Aber die russische Regierung beleidigte den Stolz der Edelleute, der Statthalter machte fast keinen Unterschied zwischen den Adeligen und der Kanaille, und behandelte jene wie diese. In den Erziehungshäusern wurden die adeligen Zöglinge eben so geprügelt, wie die unadeligen und die russische Regierung beobachtete wenig den Unterschied der Stände in einer unterjochten Provinz. In den letzten Kriegen hatten sich viele alte Polen civilisirt und ihr Ehrgeiz gleichwie ihr ursprünglicher Nationalstolz wurde damals gleich stark erregt. Der Eindruck der Civilisation war unverlöschlich und höchst unzufrieden und verstimmt fügten sich die Helden, welche unter den Fittigen des französischen Adlers gefochten hatten, wieder unter russische Oberherrschaft. Die Russen ihrer Seits benahmen sich als Herren in der sorgsam bewachten Provinz ungeschliffen und thöricht. Der viehische Kannibal, Großfürst Konstantin, gefiel sich vorzüglich darin, den



polnischen Adel zu demüthigen, den Stolz der Nation empfindlich zu beleidigen. Die stolzen Adeligen knirschten und schwiegen, eine Zeit erwartend, wo sie Rache üben könnten an den Tirannen. Da erscholl die Kunde von der Julirevolution und die Zeit schien gekommen. Das Beispiel einer Nation mit der sie befreundet waren, deren Sitten und Gewohnheiten sie in der Heimath nebst den ersten Sprößlingen der Civilisation anpflanzten, zu deren Nachahmung sie sich stets gedrungen fühlten, deren Sprache sie redeten in ihren Familienkreisen, mußte allein mächtig wirken auf die aufgeregten Gemüther, wenn auch nicht, wie die Sage geht, französische Agenten Aufruhr gesäet hätten unter den polnischen Herren. So brach der Sturm hervor — aber der Kampf, der sich nun entspann in blutiger Eile, war nichts als ein Krieg zwischen zwei uncivilisirten Völkern, ein *Freiheitskrieg* der Polen — ja! — wie der Kampf Teutschlands mit den Franzosen ein Freiheitskrieg der Teutschen war. Sie kämpften um ihr Reich, um ihre Einheit, nicht um die Freiheit. Es war ein *Krieg*, nicht ein Aufstand, nicht eine Revolution. Es war ein gewöhnliches Ereigniß, wie sie in der Geschichte früher Jahrhunderte vorfielen, aber keineswegs ein *zeitgemäßes*. Hätten die Polen

gesiegt in dem Kampfe, so wäre Polen befreit, aber keineswegs seine Bewohner. Die letzte Periode der Volksentwickelung und vernunftgemäßen Staatenbildung, der **Bürgerkrieg** wäre dadurch nicht übersprungen, nur näher gerückt worden. Die Sache, für welche die Polen kämpften, war daher eine kleinere als die der Franzosen; jene bluteten für die Nationalunabhängigkeit, diese für die allgemeinen und bürgerlichen Rechte des Menschen. Es ist am Ende einerlei, ob sich die Bewohner eines gewissen Landstriches Polen oder Russen nennen, ob sie polnisch oder russisch sprechen, wenn sie sich nur im Zustande der möglichsten Freiheit und Intelligenz, der Thätigkeit und wahren Glückseligkeit befinden. Wer weiß, was das polnische Volk gewonnen hätte, wäre von den Waffen der Edelleute die Unabhängigkeit der Nation errungen worden — vielleicht neue Sklaverei, neue Unterdrückung."

„Kämpften die Polen für so große heilige Interessen, wie sie behaupten, warum haben ihre Brüder im österreichischen Gallizien nicht gleich ihnen sich erhoben gegen ihren Oberherrn, nicht mit vereinten Kräften gefochten für Recht und Freiheit? Sie sind nicht minder edel, tapfer, großherzig wie ihre Nachbarn, aber sie haben gerne ihren

Stolz gebeugt unter den Szepter eines Oberherrn, der den Wohlstand, die Intelligenz erhob auf Kosten der Nationalität. Die teutsche Sprache, teutsche Sitte hat das ganze Land durchdrungen und die Polen befinden sich nicht übel dabei. Der Ackerbau hat sich einigermaßen verbessert, der Gewerbfleiß wurde aufgeregt und die Volksbildung in den niedersten Klassen betrieben. Es ist wahr, Gallizien steht noch nicht auf jener Stufe der Civilisation und des Wohlstandes, welche die teutschen Provinzen einnehmen, aber es hätte schwerlich solche Fortschritte gemacht, sich ihnen zu nähern, wäre es nicht mit denselben in Gesellschaft getreten, hätte es seine Selbstständigkeit behaupten können. Die Macht der polnischen Magnaten verhinderte ehemals Kultur und Aufklärung und das Volk seufzte hier unter derselben Despotie, wie das venetianische einst unter den Nobilis, das ungarische unter der Konstitution, das russische unter ihren Czars. Polens Selbstständigkeit hätte nie das Bürgerthum begünstigt, nie den Handels- und Gewerbsfleiß gehuldigt, nie den Bauer befreit. Der ritterlich soldatische Sinn seiner Edelleute, die mit Geringschätzung auf jeden gewerbtreibenden Bürger herabsehen, den Bauer als geborenen Sklaven betrachten, hätte nie eine Orga-

nisation des Landes zugelassen, welche die bürgerliche Freiheit gleichstellte, welche das Volk emanzipirte, der Bürger und Bauer hätte in seiner angeborenen Demuth und Herrenliebe nie sein gutes Recht behauptet, nie sich selbst erhoben, denn der Pole liebt sein Vaterland mit allen Vorzügen und allen Gebrechen. Die Uebelstände alle hängen mit Polens Nationalität innigst zusammen und die Nationalität mußte mit ihnen zu Grunde gehen. Ein Volk, das seine Nationalität so sehr liebt wie die Polen, wo die Vorurtheile durch Jahrhunderte befestigt und geheiligt worden sind, die Sitte des Landes so gut bewahrt und gegen alle Anfechtungen der Kultur mit Stolz und Eigensinn vertheidigt wird, kann nicht anders schnell und zweckmäßig reformirt werden, als durch Unterjochung, durch gewaltsame Maßregeln. Es ist Niemanden eingefallen die Niederlassungen der Europäer in fremden Welttheilen, wo sie nur mit Gewalt der Waffen wilde Völker zur Kultur bekehren konnten, als unmenschlich und unrechtmäßig zu bezeichnen. Vielmehr sah man die Eroberung als einen Akt der Befreiung an, als eine Wohlthat, welche man den Wilden wider ihren Willen erwies. Wenn ich die Betrachtungen, welche sich aus diesem Beispiel ergeben, auf die pol-

nischen Verhältnisse anwende, so will ich nicht behaupten, die Russen hätten so edle, menschenfreundliche Absichten gegen Polen gehegt, sondern ich will damit bloß beweisen, daß der Untergang der Nationalität kein so großes Unglück ist, als man glaubt, daß die Polen nicht für die Freiheit, sondern einzig und allein mit der Erbitterung des Nationalhasses für ihre Nationalität gefochten haben. Die Freiheit hat durch ihre Niederlage nichts verloren, die Freiheit würde durch ihren Sieg nichts gewonnen haben. Eben so wenig will ich behaupten, es wäre ein Glück für Polen, daß es unter russische Oberherrschaft gelangt ist, denn die finsteren Maximen dieser Regierung athmen Despotie und Unterdrückung. Aber so viel ist gewiß, daß die Motive der polnischen Insurrektion nicht edler waren, als die jedes anderen Krieges, daß der Ruhm der polnischen Nation, als voll wahrer Freiheitsliebe und empfänglich für die großen Weltlehren unserer Zeit, nur auf falschen Ansichten beruht. Die polnischen Insurgenten sprachen von Freiheit, wie einst die Verbündeten von der Freiheit Teutschlands sprachen, sie verwechselten das Interesse der Integrität und Selbstständigkeit des Reichs mit dem Interesse des Volks, das ganz anderer Natur ist. Wie sehr verschieden

dieses von jenem ist, hat uns der teutsch-französische Krieg bewiesen. Damals wäre es für die Freiheit der Teutschen ersprießlicher gewesen, wenn ihre Länder von den Franzosen erobert worden wären, während das Gegentheil im Interesse der Integrität und Nationalität Teutschlands war. Indem die Teutschen das Letztere beförderten, trugen sie die Waffen nicht nur gegen die Fremdlinge, sondern gegen sich selbst, einzig und allein für eine alberne Chimäre und ihre Fürsten. Die Teutschen haben sich in ihrem blinden Enthusiasmus selbst unterjocht. Dennoch ist die Täuschung in solchen Fällen so groß, daß sie alle Gemüther ergreift. Mächtiger noch war diese Täuschung bei dem polnischen Volke, da seine Freiheit eben so wenig gewann unter russischer Oberherrschaft, da der Nationalhaß es mächtig erbitterte, und die gewohnte blinde Ergebung in den Willen ihrer Herren, ihr Interesse mit dem seinigen identifizirte."

„Eine andere Ansicht ergiebt sich aus der politischen Betrachtung des polnischen Krieges. Es ist ein untrügliches Zeichen der Unsicherheit und Schwankung in der Politik der europäischen Mächte, wie sie gewöhnlich einer heftigen Explosion vorangeht und nachfolgt, daß sie den Zeitpunkt nicht wahrgenommen haben, der Macht des skythi-

schen Fürsten einen empfindlichen Stoß zu versetzen. Die Lahmheit der österreichischen Politik mit ihrer feigen Friedensliebe verhinderte nicht unwahrscheinlich allein den Ausbruch eines europäischen Krieges, der vielleicht heilsam geworden wäre unserem Jahrhundert."

„Von großer Wichtigkeit ist die von Ihnen, Mylord, aufgestellte Frage, ob eine Nation auch jetzt noch politisch vernichtet werden könne. Die Geschichte aller Zeiten nennt uns eine Menge untergegangener und vernichteter Völker — selbst Rom ging zu Grunde. Wollten Sie wohl bei so vielen Beispielen in der Geschichte im Ernste leugnen, daß eine Nation untergehen könne in den Bewegungen unserer Zeit, so müßten sie auch die rotirende Bewegung, welche nicht nur den Weltkörpern, sondern auch der Menschengeschichte eigen zu sein scheint, gänzlich in Abrede stellen, wider alle Erfahrungssätze ankämpfen, und an eine bevorstehende ganz neue Weltbildung glauben. Das kleine Polen wird dem ewigen Gesetze nicht widerstehen. Rußland hat es auf ewig verschlungen, wenn nicht ein baldiger europäischer Krieg Rußlands Vernichtungswerk unterbricht. Der Kern der Nation ist vernichtet, in alle vier Winde zerstreut, die Edelsten und Bravsten des Volkes sie-

len mit dem Säbel in der Faust, verschmachten in Sibirien, irren in allen Welttheilen umher. Zurückgeblieben sind die Feiglinge, die Bürger, die Bauern, die Weiber und Kinder. Sie werden einer neuen Erziehung unterworfen, und die Zeit wird den Nationalgeist begraben. Russen und Polen werden sich vermischen, vermehren, ein gemeinschaftliches Vaterland annehmen, und ehe noch unser Jahrhundert zu Grabe geht, ist der Name Polen nur noch ein Provinzialausdruck. Man sehe auf das Beispiel Oesterreichs. Die verschiedensten Völker sind hier unter einem Szepter vereinigt, und erkennen eine gemeinschaftliche Sache, einen gemeinschaftlichen Oberherren. Wie hat Oesterreich dieß angefangen? Es hat eine allgemeine Staatsreligion, eine allgemeine Sprache, die teutsche, angenommen, es hat in den fremden Provinzen teutsche Schulen errichtet, die Provinzialregierungen nach einem System zu organisiren gesucht, Beamte, Militärs, Priester, alle aus einer Provinz in die andere versetzt. So ist Böhmen und Mähren bereits ganz germanisirt und an das allgemeine Staatsinteresse gefesselt, so Gallizien und die Buckowina, — nur Ungarn und das lombardisch-venetianische Königreich ist noch nicht ganz einverleibt und durch eigene Landesverfas-



sungen geschützt. Rußland wird diesem Beispiel folgen, und wir dürfen fürchten, mit Glück. Für die Sache der Freiheit ist jedoch dabei nichts verloren, denn ist ein Mal die Zeit gekommen, wo es tagen soll in den an Sklaverei gewohnten Gemüthern, so wird auch Rußlands Bevölkerung das geliebte Joch abschütteln. Jetzt noch ist weder in Rußland noch in Polen der Saame wahrer Freiheit aufgegangen, und es hieße die Freiheit einschränken, wenn man von diesen ungebildeten, rohen Völkern verlangte, sie sollten aufhören die Sklaverei zu lieben. Ich glaube kaum, daß die Regierung selbst im Stande wäre, französische Prinzipe im Reiche geltend zu machen. Sie würde dadurch bei dem fanatischen Volke eben so unpopulär werden, als die französische, wollte sie die alte Aristokratie wieder aufgreifen."

Fünfter Brief.

Mylord!

Es ist ein geraumer Zeitraum seit meinem letzten Schreiben verflossen, und Sie haben alle Ursache sich über die eingetretene Pause zu beklagen, aber ich noch mehr, um Ihre Entschuldigung vorauszusetzen, wenn Sie erst die Ursachen meines langen Stillschweigens wissen. Seit unserer letzten Unterredung, welche durch einen Zufall abgebrochen worden war, wie mein letzter Brief, der sie enthält, hatte ich nie wieder Gelegenheit mit Don Oliveira die angesponnene Unterhaltung fortzusetzen, denn er wurde bedenklich krank und ist es seither noch. — In dem Augenblicke, Mylord, wo ich dieses Schreiben beginne, erhalte ich die Nachricht, daß der Unglückliche im Sterben liege und mich zu sprechen wünscht. Ich eile zu ihm — meine Schriftzüge mögen Ihnen meine Bewegung verrathen.

Er ist nicht mehr — ich habe ihm die Augen zugedrückt. Trüb lächelnd streckte er mir die verwelkende Hand entgegen, als ich an das Krankenlager trat. „Junger Mann", sagte er matt, „empfangen Sie meinen Abschiedsgruß, ich eile aus diesem jammervollen Leben. Die Frucht ist gefallen und entwickelt neue mir unbekannte Keime in der Verwesung. Der Tod überfällt mich nicht wie ein Meuchelmörder, ich fühlte seine Nähe, schon ehe ich England verließ, und zog hierher um Europa nicht meine Gebeine zu vergönnen. Ich gehe meiner Verwandlung ohne Betrübniß entgegen, denn was der Tod auch in sein Geheimniß, in seine Schrekken verhüllt, es kann mich nicht elender machen, als ich gewesen bin in dem hinfälligen morschen Gehäuse meines siechen Körpers. Dank dem Gesetze der Natur, es zerfällt in Moder. — Ich habe Sie hierher beschieden und Sie dem unerfreulichen Anblick eines Sterbenden ausgesetzt, nicht um Ihnen einige Stunden Ihres heitern Lebens zu verdüstern durch sentimentale Abschiedsworte, sondern um Ihnen einige Papiere einzuhändigen, deren Vermächtniß Ihnen vielleicht einige bittere Erfahrungen ersparen kann. Es sind einzelne Blätter aus meinem Skizzenbuche, welche meine üble Laune, in der ich den größten Theil desselben den

Flammen übergab, überlebt haben. Mögen Sie darin, und in der Geschichte meines Lebens, die Ihnen bekannt ist, nützliche Warnungen und Belehrung finden. Am Schlußpunkt meines Lebens finde ich nichts mehr hinzuzufügen, als die tiefempfundene Wahrheit: Der Glücklichste ist Jener, welcher nur dafür wirkt und lebt, sein eigenes Dasein zu versüßen!"

Noch ein Mal erhob er die sterbende Hand und legte sie auf mein Haupt, dann sank sein Haupt zurück, um sich nie wieder aufzurichten. Erschüttert verließ ich das Gemach und ließ vergessend die Papiere zurück — was bedurfte ich auch noch einer Lehre, der Tod eines Menschen ist die inhaltsschwerste, ergreifendste. Indeß wurde mir ein Paket Schriften, davon einige ganz frisch, übersendet.

Es waren kaum einige Tage nach Beerdigung Don Oliveira's verflossen, als ich meines angefangenen Briefes mich erinnerte und anfing, den schriftlichen Nachlaß der Portugiesen zu durchlesen. Ich werde Ihnen, Mylord, von Zeit zu Zeit Fragmente daraus mittheilen, welche mit unserem Gegenstand im Zusammenhang stehen, und überlasse es Ihrer Einsicht, die Anknüpfungspunkte in ihrem Geiste aufzufassen. Nicht alles, Mylord, was Sie lesen

werden, scheint unmittelbar von Don Oliveira herzurühren, doch athmet Alles einen Geist, und wenn sich auch hie und da Widersprüche ergeben, so scheint es vielmehr, daß sie verschiedene Meinungen einer und derselben Person in verschiedenen Zeiträumen aussprechen. Ich wollte anfangs Bemerkungen dazu machen, aber zwei Gründe verhinderten mich daran. Erstens finde ich mich durchaus nicht in der Geistesverfassung zu denken und fremde Meinungen zu glossiren, zweitens erinnerte ich mich des widrigen Eindrucks, den alle Kommentare und Notizen von fremder Hand auf mich machten, und wie zwecklos sie sind, da die Geistesrichtung des Lesers zerspalten wird und verloren geht. Offengesagt erschien es mir auch unehrlich, die Aussprüche einer Person zu widerlegen, die nicht mehr antworten, sich nicht vertheidigen kann. Ich werde Ihnen daher alles treu wiedergeben, wie ich es gefunden habe. Fast alle philosophischen Fragmente aus dem Nachlaß Don Oliveira's tragen die Ueberschrift: „Ansichten eines freien Mannes," an der Stirne. Dieser Umstand steht mit einer Behauptung im Zusammenhange, die er oft gegen mich aussprach. „Der Mensch," sagte er, „ist weniger gebunden durch seine äußeren Verhältnisse, als durch seinen Glauben, seinen Wahn, seine Irrthümer. Ein

freier Mann, behauptete er ferner, ist überall frei, selbst unter der ärgsten Despotie, denn der freieste Mann ist der stärkste, fähigste, größte. Er weiß alle Hindernisse zu überwinden, überall sich frei zu bewegen und ganz nach den Eingebungen seines Geistes zu handeln. Er scheint daher vorausgesetzt zu haben, man müsse solche Grundsätze haben, wie sie aus seinem Nachlasse hervorgehen, um frei zu sein. Und in der That, Mylord, wenn wir das Leben der mächtigsten und größten, und daher freiesten Männer in der Geschichte lesen, so finden wir, daß sie mehr oder minder freidenkend, ja sogar mitunter Atheisten gewesen sind. Ein merkwürdiges Beispiel haben wir an Napoleon. Wie wenig Hindernisse fand dieser Mann in seiner ungeheuren Wirksamkeit, bloß weil er selbst Freigeist war, und er daher jene Schwächen, welche er nicht theilte, trefflich benutzen konnte. Er setzte die Religion ein, und war selbst nicht religiös, er schrieb Gesetze und verlangte Gehorsam und achtete selbst kein fremdes Gesetz, er setzte seine Dinastie ein und verachtete selbst alle bestehenden. Dabei hatte er keine andere Tendenz als sich selbst zu befreien. Wäre sein Wille von den Grundsätzen seines Zeitalters beschränkt gewesen, er hätte nicht so Ungeheures vollbracht. Wenn daher Oliveira's



Behauptung wahr ist oder scheint, so wünschte ich, und gewiß Sie, Mylord, mit mir, daß so wenig freiheitslustige und freiheitsfähige Männer in der Geschichte der Nachzeit erstehen mögen, als möglich. Lange genug hat die Menschheit geseufzt unter diesen „freien Männern,“ welche die Freiheit nur liebten für sich.

Oliveira's philosophischer Nachlaſs.

I.

Gott — Religion.

— Ich ſehne mich nach einem Gott! nach einem Gott, der meine geheimſten Gedanken weiß, nach einem Gott, zu dem ich ſprechen, klagen, beten könnte. Wenn ich zurückſchaue in die finſteren Räume, aus welchen der erſte Tropfen Geſchichte hervorquillt, eine Thauperle aus dichtem Nebel, aus wolkiger Nacht, und vergebens ſinne und forſche über den Urſprung des Menſchen, wenn ich in die Werkſtätten der Natur hineinblicke, bis hin, wo unſer Auge erblindet, wenn ich hinabſteige in die Tiefe, bis tödtliche Dünſte mich zurückdrängen, hinauf, bis die verdünnte Luft mir den Athem verkürzt, wenn ich hinauf ſchaue in die Sphären der Weltkörper und ſelbſt das Auge einen Grenzpunkt findet in dem undurchdringlichen Dunkel, in dem zitternden Blau, wenn ich mir die Zeit denke in ihrem unendlichen Lauf, den Raum in ſei-

ner unendlichen Ausdehnung, und nichts fassen kann als das Beschränkte — da sehne ich mich nach einem Gott, nach Klarheit, Licht, unendlichem Leben, unendlicher Bewegung. Tausend Nächte habe ich verwacht in Sinnen und Sehnen, nach dem Sternenraum geseufzt und die Hand hinausgestreckt, als müßte ich ihn erfassen können, und einen Schrei ausgestoßen der Wuth und Ungeduld, und ich ras'te, daß mein Auge in der Ewigkeit erblindet, meine Stimme nicht hinreicht zu den Millionen Welten allen. Thränenströme habe ich vergossen darüber, und mich erschöpft zu tödlicher Müdigkeit. Alle Wissenschaften wollte ich verschlingen, und alle Künste, um meine Macht auszudehnen und den Raum meines Geistes. Aber ich prüfte die Resultate aller Forschungen dreier Jahrtausende, und fand, daß man — mit einem Fernenrohr die Berge im Monde entdecken kann. Und dieß ist Alles und wird Alles bleiben, was wir erforschten, so lange das Sandkorn Erde in dem Weltall kreist. Trostlose Gewißheit!

Armselige Thoren, die Philosophen! Vermessen, lächerlich, wahnsinnig nennen sie den Versuch eines Menschen über die Atmosphäre der Erde hinauszufliegen, aber zehntausendmal thörichter wagen sie sich hinaus über die Atmosphäre des menschli-

chen Geistes. Einen Gott nennen sie uns als Schöpfer, und das Wesen desselben allein nennen sie unbegreiflich. Einen Gott behaupten sie und doch sein Wesen nicht wissen, heißt nichts anders, als seine Existenz nicht wissen. Jene unendliche Sehnsucht nach einem Gott in jeder Menschenbrust nennen sie Ahnung, Bewußtsein der Gottheit und die Millionen Miriaden Existenzen, Werke, Schöpfungen. Aus tausend Irrthümern, falschen Schlüssen, bauen sie ein Sistem und heißen es Philosophie, Weltweisheit.

Wie das Auge seinen abgemessnen Raum hat, der Schall und unsere Bewegung, wie die Erde ihre Atmosphäre und ihre abgesteckte Bahn, so der menschliche Geist. Fruchtlos bleibt sein Ankämpfen gegen die Unbegreiflichkeit und seine Spannung hat Grenzen, an welchen sie bricht zum Wahnwitz.

Ich sehne mich nach einem Gott, aber mein Geist hat ihn nicht gesehen! Das Reich des Unbegreiflichen zieht mich an, aber der Staub fesselt mich. Ich stürze hin in den Staub und weine Thränen der Ohnmacht. Ich träume Seligkeiten und der Erde Jammer erfaßt mich. Den Wahn der Religionen habe ich gekostet und ihn nichtig gefunden, die geistigen Gaukelkünste der

Dichtkunst versucht, aber die Vernunft zog mich nieder, wie ein bleiernes Gewicht, an die Erde. Noch entzündet mein heißes Blut flammende Meteore am Horizont meiner Denkkraft, aber Nacht verlöscht sie. Nach allen Weltgegenden flog Psyche, und überall donnerte ein unerbittliches „Zurück" sie in den irdischen Kreis. Athemloser Schlaf tödtete die Ermattete, und als sie erwachte, liebte sie die Erde, liebte die Blumen der Flur, die existirenden, athmenden Leben alle. Ich lebe nun im endlichen Kreise und mein Gebet sind Thaten. In einsamen, müssigen Stunden der Ruhe liebe ich es aber noch immer zu schwärmen, Beruhigung und Erfrischung der ermatteten Seele zu suchen in hoffnungsvollen Gedanken, in erträumter Befriedigung der seufzenden Sehnsucht, am gerechten Bewußtsein mich zu erlaben. Aber ich wage es nicht, jene Gedanken zusammenzufassen zu einer Richtung, die Unbegreiflichkeiten alle, Ewigkeit, Verhängniß, Tod, Leben, Seele zusammenzufassen in einen Personbegriff „Gott," — das ist mein Atheismus.

Entsetzliche Kreatur, ein Mensch ohne Religion, ohne Gottglauben, ohne Gebet und Trost, ohne Furcht vor dem Gerichte der Todten! So höre ich Millionen rufen, und sehe sie sich kreuzi-

gen und beten für die verlorene Seele. Abscheu ergreift die Gläubigen und ihre Pfaffen fluchen dem Abtrünnigen, dem Gottverläugner. Verbrechen bezeichnen die Spuren seines Lebens, Mord, Tugendschändung, Verrath ist sein Tagewerk. Seine Nächte vergehen in Qual und Todesangst, das Gewissen entfärbt seine Wangen, mordet die Ruh seines Herzens, und seine Sterbestunde wird schrecklich sein. Den Leichnam begräbt kein Menschenbruder, Raben nähren sich von seinem Aase und die entflohene Seele jammert im tiefsten Schlunde der Hölle. So glauben meine gläubigen Brüder, und danken Gott, daß sie nicht so sind wie ich.

Als ich ein Kind war, nahten sich mir Hungernde und Kranke, klagten mir ihre Noth, und ich weinte, wenn ich nicht helfen konnte, freute mich, und jubelte, wenn ich es konnte. Aber wurde ein Mensch vor meinen Augen mißhandelt, da entbrannte ich in Zorn und schlug den Tirannen, half dem Wehrlosen. Meine Brüder, ich habe eine Religion — mein Herz! Warm und treu hing ich stets an und als ich heranwuchs und dachte, gebot mir meine Religion Grundsätze und die Grundsätze lehrten mich Pflichten gegen die Menschen, Pflichten gegen alle Wesen der Natur. Was ich unter Pflichten

gegen Gott verstehen sollte, wußte ich nie — der tröstliche Wahn der Religion des Haufens konnte nicht wurzeln in mir. Als ich ein Knabe war, lehrte mich ein Mann in einer schwarzen Kutte: Gott ist dreieinig! Christus ist sein Sohn! Gott hat die Welt erschaffen in sieben Tagen! u. s. w. und schwang eine mächtige Ruthe über den Köpfen der Schuljugend. Ich aber schlug sie ihm aus der Hand, als er drohte und fragte, „was heißt das? Gab es Tage eher als eine Sonne, dann lügt die Naturlehre?" und tausend Zweifel stiegen auf und blieben ungelöst. Nun fasse ich sie zusammen in eine Frage, die den ganze Mithos umwirft: „Gab es einen Gott eher als ein Weltsistem?" und dieselbe Antwort tönt mir entgegen wie dem Knaben: „diese Frage ist Gotteslästerung, Vermessenheit!" Und wer ist es, der mir geantwortet — ein Thor wie ich.

Meine Religion erstarkte mit meinen Knochen, und nachdem ich meine stürmische Jugend durchschwärmt, begriff ich meinen Zweck. Millionen Hilflose und Schwächlinge, Kranke und Bedrängte harren der Hilfe und Unterstützung. Wer Mittel hat, brauche sie zu Hilfe, That. Das Menschengeschlecht ist eine Familie, und seine stärksten Mitglieder ernähren, erhalten, belehren sie.

Der Schwächere wirkt in kleinem Kreise für Wenige seines Bluts, der Stärkere für ein Geschlecht, ein Volk, der Stärkste für die Gesellschaft der Nationen. Der Schwächere sorgt mit kleinen Mitteln für einen Tag, ein Jahr, ein Lebensalter, der Stärkere hat das Völkerleben, Generationen, der Stärkste Jahrhunderte im Auge. Hieraus ergeben sich Pflichten für den Familienvater, Staatsbeamten, (mit und ohne Patent) und Weltbürger. Böse sind die, welche eigennützig der Familie, Gesellschaft, Nation, Menschheit ihr Eigenthum, ihre Rechte, ihr Wohlbefinden schmälern, Schurken, welche rückwärts wirken in ihrer Zeit; Faule, welche egoistisch ihr Eigenthum, ihre Rechte, ihr Wohlbefinden für sich genießen, ihre Kräfte unthätig erhalten, nichts opfern für die Familie, Gesellschaft, Nation, Menschheit. Tugendhafte, Helden, Große aber sind jene, welche das Entgegengesetzte thun. Diese einfachen Sätze, zu simpel für den Philosophen, zu freigeisterisch für den Religiösen, zu menschenfreundlich für den Fürsten, sind die Früchte meiner Religion, die meine Brust erwärmt, sind die Grundsatzungen meiner Moral, enthalten die Bestimmungen meiner Kräfte, die Richtung meiner Thätigkeit.

Verbrecher bin ich, denn jeder Mensch v
bricht in Leidenschaft, Aufreizung, Selbstlie
Täuschung, Irrthum. Verbrecher bin ich, u
das Unrecht, den Einzelnen und der Gesellschaft z
gefügt, wirkte zurück auf mich, strafte und räch
meine Schuld. Jeder Pfaffe würde mich das
absolviren und vielleicht das, was ich als Ve
brechen anerkannte, büßte und bereute, nic
als solches bezeichnen, nicht in dem Register de
Sünden gegen den Himmel, nicht in das groß
Schuldbuch der Menschheit aufnehmen wollen
Gegen fremdes Gut, fremdes Recht, habe ich mic
nie versündigt, und der Glückseligkeit Einzelne
nur selten in gewaltigen Gemüthsstürmen Flecke
gemacht. Fremdes Blut habe ich nie vergossen,
das meinige oft für fremdes Wohl. Für mein
Volk habe ich gekämpft ohne Dolch und Schwert,
den Wehrlosen, Unterdrückten aber bewaffnet
für sein gutes Recht, den Dank einer Nation habe
ich erworben und meine Nächte sind ruhig. Alle,
die mich kennen, aber sagen: „er ist ein rechter Mann!" Speichellecker aber sagen: „er ist ein Rebell!" Beides schmeichelt mir, das erste beruhigt mich, tröstet und lohnt für lange Duldung, schweres Unglück. Den Tod habe ich hundert Mal begegnet und mein Herz pochte nicht. Mei-

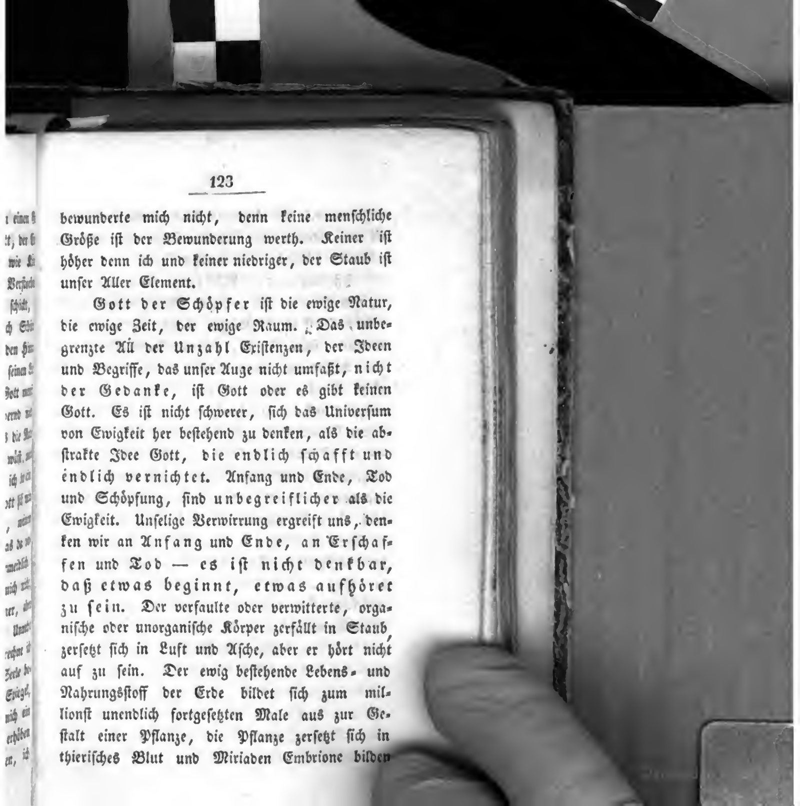
ne Sterbestunde wird nicht gräßlich sein, mein Leichnam kein Gewinn der Vögel. Unter einem schattenreichen Baum meiner blühenden Pflanzung ruhte ich oft und der lispelnde Abendwind küßte mir den Schweiß von der Stirne. Mein Weib sagt mir dort Schmeichelworte der Liebe, muntere Kinder liebkosen den gottlosen Vater.*) Sie bereiten dort den weichen Rasensitz und bereiten einst dort mein Grab. Mancher Wackere aber, so hoffe ich, wird eine Thräne weinen auf den Sand, der meine Asche bedeckt, und mein Andenken, meinen Namen wird Niemand verfluchen, Niemand schänden. Meine Seele aber mag nun aufhören zu sein, was unmöglich, oder in andern Körpern fortleben, der Erde entweichen oder nicht, so wird ihr kein schlimmeres Loos bereitet sein, als das war, dem sie entgangen. Darum lege ich einst ruhig mein Haupt hin und sterbe, ist mein Tagewerk vollbracht; sterbe mit einem prüfenden Blick auf meine Handlungen, mit einem Thränenblick auf meine Lieben.

Mein Atheismus ist, daß ich nicht glaube, was Millionen glaubten vor mir, Millionen glauben werden nach mir, daß ich nicht glaube an einen Gott der Juden, Türken, Heiden, Christen, an einen Gott, der Pfaffen eingesetzt, an

*) Spricht oder träumt hier Oliveira?

einen Gott, der Fürsten eingesetzt, an einen Gott, der Richter eingesetzt, an einen Gott, der Engel und Heilige an seinem Hof hält, wie Könige Hofstaat, an einen Gott, der die Verstorbenen straft und belohnt, sie in die Hölle schickt, wie Rußland Verbrecher und Helden nach Sibirien, England nach Botanibai rc. oder an den Himmel seiner Gnade zieht, wie Don Miguel seinen Lieblingsbarbier. Ich glaube an keinen Gott menschlicher Begriffe, aber ich stürze bewundernd nieder vor dem unerfaßlichen Geheimniß, das die Natur beherrscht und spreche, „mein Kopf ist wüst, mein Arm ist schwach, mein Herz ist matt, ich bin ein Wurm," aber ich bete nicht, „Herr Gott hilf mir von meinem Kopfweh, meiner Gicht, meinem Elend und Unglück." Denn Alles, was da verhängt ist durch und über mich, ist unvermeidlich.

Thue ich Unrecht, so kasteie ich mich nicht, tödte die Zeit nicht mit unnützem Jammer, aber ich trachte besser zu werden und mein Unrecht wieder aufzuheben. Thue ich Recht, so rechne ich nicht mein Verdienst aus, und meine Seele begafft sich nicht in einem vorgehaltenen Spiegel, wie eine eitle Kokette — und wenn mich ein Jahrhundert bewunderte, Millionen mich erhöben über sich und müssige Dichter mich besängen, ich



bewunderte mich nicht, denn keine menschliche Größe ist der Bewunderung werth. Keiner ist höher denn ich und keiner niedriger, der Staub ist unser Aller Element.

Gott der Schöpfer ist die ewige Natur, die ewige Zeit, der ewige Raum. Das unbegrenzte All der Unzahl Existenzen, der Ideen und Begriffe, das unser Auge nicht umfaßt, nicht der Gedanke, ist Gott oder es gibt keinen Gott. Es ist nicht schwerer, sich das Universum von Ewigkeit her bestehend zu denken, als die abstrakte Idee Gott, die endlich schafft und endlich vernichtet. Anfang und Ende, Tod und Schöpfung, sind unbegreiflicher als die Ewigkeit. Unselige Verwirrung ergreift uns, denken wir an Anfang und Ende, an Erschaffen und Tod — es ist nicht denkbar, daß etwas beginnt, etwas aufhöret zu sein. Der verfaulte oder verwitterte, organische oder unorganische Körper zerfällt in Staub, zersetzt sich in Luft und Asche, aber er hört nicht auf zu sein. Der ewig bestehende Lebens- und Nahrungsstoff der Erde bildet sich zum millionst unendlich fortgesetzten Male aus zur Gestalt einer Pflanze, die Pflanze zersetzt sich in thierisches Blut und Miriaden Embrione bilden

sich daraus. Ein ewiger Lebensfunke belebt das Ei und entwickelt die Frucht, Thier oder Mensch, aber er fängt nicht an zu sein.

Ist Gott der Richter, dann trage ich meinen Gott in mir. Jeder Mensch richtet sich selbst, selbst der Gläubige; denn, indem er sein Unrecht, seine Sünde, seinen Wahn bereut und das Richteramt einem Wesen überläßt, das er nicht kennt, indem er die Meinungen Anderer adoptirt und darnach handelt, richtet er sich selbst. Jeder Mensch wird geboren mit seinem Richter — es ist das Mitleid. Das Mitleid ist die angeborene menschliche Moral, welche die Vernunft kommentirt und erläutert. Haben wir gesündigt, d. i. einen Menschen, eine Creatur, eine Sache in ihren Rechten gekränkt, so peinigt uns nach der vorschnellen That des Mitleids Tochter, die Reue. Wenn wir in Zorn eine Blume zerpflücken, eine Statue zertrümmern, so ist es das Mitleid, welches uns im nächsten Augenblicke straft mit der Reue. Jede That richtet unser Gefühl und das Gefühl leitet der Verstand. Gute Menschen folgen ihrem Gefühle und läutern es durch ihren Verstand von Leidenschaft und Ausartung. Sie pflegen sorgsam die zarte Pflanze Herz und lassen es regieren. Das Herz in der Menschen-

brust macht uns allein glücklich, daher liegt es in unserem Interesse, gut zu sein. Der Aufgeklärte wird daher gut sein, auch wenn er keinen höheren Richter fürchtet, aus Eigenliebe, aus angeborner Liebe zur Welt und ihrer Existenz. Er bildet alle seine Grundsätze nach seinen Eingebungen und ist gut, weil er nothwendig nicht anders glücklich sein kann. Grundsätze aber richten strenger, als menschliche Gesetze und Religionen. Verscherztes Herzensglück vergiebt man sich nie oder spät und immer kehrt der quälende Gedanke zurück, du hast dich um das Allerheiligste betrogen, deinen inneren Frieden. Dieß ist vielleicht das richtende Gewissen!

Böse Menschen sind Unglückliche. Leichtsinnige und heftige Gemüther, welche gejagt werden vom Zufall, von ihrem kochenden Blut zu böser That und dann weinen darüber, sind keine strafbaren Bösewichter. Die meisten Verbrechen geschehen aus Irrthum, Täuschung, Verblendung, Wahn, Leidenschaft und gehören zu den nothwendigen Begebenheiten, welche die Zeit bewegen. Durch sie entsteht die ewige Wechselwirkung der menschlichen Thätigkeit, und manches Verbrechen ist erfolgreicher, ja sogar seegensreicher, als manche kleine, gute That. Eben so nothwendig

ist die Gegenwirkung der Guten durch Gesetz, Strafen, Beispiele. Weit weniger Verbrechen geschehen aus Herzlosigkeit und wahrhaft bösen Willen. Diejenigen aber, die sie verüben, sind **Unglückliche**, in welchen das angeborene Gefühl erstickt, das Herz erstarrt ist. Es giebt nichts, was den schwachen Geist so durch und durch verdirbt, als das Unglück, nichts, was den starken Geist mehr veredelte und stärkte, als das Unglück. Oft aber ist das Gewicht des Unglücks nicht für menschliche Kraft berechnet — dann erdrückt es das stärkste Herz. Der Glückliche ist nie ganz böse, nur der Unglückliche. Nur jenes Gemüth, das in den heftigsten Stürmen des Lebens fruchtlos gekämpft hat gegen ein eisernes Geschick, das seinen inneren Frieden ans Spiel gesetzt und verloren hat, das nichts mehr zu lieben, zu hoffen und zu genießen hat auf der Erde, nur ein solches Gemüth versinkt unaufrichtbar in teuflische Bosheit. Der unglückliche Ausgestoßene, der keine Thräne mehr hat für eigenes und fremdes Unglück, weil er vielleicht den Jammer für Hunderte überwunden, schon sein Auge blind geweint hat, der nicht mehr empfinden kann ohne zu vergehen, und um den Preis seiner phisischen Existenz nicht mehr empfindet, der Uebermenschliches

ertragen — nur der wird zum Teufel, zum Peiniger seines Geschlechts.

Gott die Liebe, ist die schönste, erhabenste Idee der menschlichen Vernunft. Sie begreift in sich eine herrliche Moral — ein Lehrgebäude aus Aether, Sphärenmusik, aus Blüthen und Früchten, aus Seeligkeit und himmlischer Wollust. Die Liebe ist Gott und Gott ist die Liebe. Sie ist der süße Lebenshauch der Natur, das Sistem der Weltbewegung. Der Gedanke erfaßt sie nicht, aber das Herz hat sie ganz umfangen, in sich begraben. So trägt ein Jeder eine Welt in der Brust. Gebt euch immer hin der seelig berauschenden Empfindung:

Gott die Liebe!

Eine Geschichte der Religionen wäre nichts, als eine Geschichte der menschlichen Irrthümer und Schwärmereien. Die Religion ist ihrem Wesen nach nichts, als der Glaube an Gott und Götter, an göttliche Inspirationen und Offenbarungen, die nirgends zu allgemeiner Ueberzeugung bewiesen werden können. So lange es der menschlichen Vernunft nicht gelingt, eine Religion aufzustellen, welche von allen Menschen und Zeiten gebilligt und anerkannt würde, so lange wird es am vernünftigsten sein, an der Existenz einer Religion, deren

Grundessenz die Wahrheit ist, zu verzweifeln. Bisher hat keine Religion eine andere Gewährleistung, als die Mithen der Griechen und Römer, die Götzenreligion der alten Teutschen, der Egyptier und anderer Völker. Was von Millionen geglaubt und beschworen wurde in der Vorzeit, wurde von Millionen nachgebetet und beschworen in späteren Jahrhunderten. Die Religionen wechselten und vermehrten sich wie die politischen Meinungen, und jedes Jahrhundert fast hat einen anderen Glauben. Die menschliche Erkenntniß schwankte von einem Irrthum zum anderen und keiner war dauerhaft. Selbst die Existenz eines Gottes, das Grundprinzip aller Religionen, wurde von ganzen Völkern geläugnet und wird noch jetzt von vielen kühnen Geistern bezweifelt. Unsere Religiösen verwerfen den Skepticismus als eine Verirrung der Seele, während derselbe nichts andres ist, als das unverrückte kühne Streben der Vernunft nach Wahrheit, das sich weder von der Einbildungskraft, noch von den Autoritäten irre leiten läßt.

Der schönste Mithos aller Zeiten ist der Christianismus mit seinem herrlichen biblischen Gedichte, aber die Schönheit desselben, wie viele moralische Wahrheiten sie auch enthalten möge, konnte ihn nicht schützen vor dem Schicksale aller an-

deren Religionen und Mithologien. Durch achtzehnhundert Jahre war es ihm gelungen, sich bei den Europäern zu erhalten, und im gegenwärtigen Augenblicke hängt ein Viertheil aller Erdbewohner an seinen Lehren. Die Spaltungen der Reformation haben ihm den ersten Stoß gegeben und seine Grundfesten erschüttert, aber den Königen der Erde und den Priestern ist es gelungen, ihn vor seinem gänzlichen Sturz zu retten. Seine Existenz ist jetzt nur noch eine künstliche, auf der angeborenen Scheu der Menschen beruhende, und die letzte läßt es nicht zu, daß die Heiligthümer und Tabernakel, vor welchen sechzig Generationen gebetet hatten, profanirt werden. Von den zweihundert Millionen Gläubigen, welche jetzt auf dem Erdball leben, sind schon hundert Millionen an der Wahrheit der heiligen Lehre irre geworden und bekennen sich zu derselben nur noch aus Bequemlichkeit, aus Furcht vor der Trostlosigkeit des Unglaubens, vor der entsetzlichen moralischen Anarchie, welche an die leere Stelle des untergegangenen Christenthumes treten würde; doch fehlt uns kein Wahrzeichen von der wirklich bevorstehenden Geistesrevolution und das zweite Jahrtausend wird nicht zu Ende kommen vor dem Ausbruch derselben. Die Autorität der Fürsten war auch ein

Heiligthum des Volks, und kam gleich nach der göttlichen, auf welche sie sich stützte. Der Zeitgeist hat sie bereits untergraben und ihr unvermeidlicher Sturz wird das Christenthum in seinen Grundfesten erschüttern. Eine neue Weltordnung wird eintreten und an die Stelle der alten Irrthümer werden neue treten.

Die Lehre des Christenthumes war anfangs eine rein mithische, idolatrische. Sie erzählt uns herrliche Fabeln von der Welterschaffung, von den Himmeln des Herrn, der Hölle und dem Fegfeuer, und die mithische Person Gott, Zeus, Jupiter der Alten, stand mit seinen Lieblingen unter den Menschen in immerwährendem Verkehr, gerade wie der Donnergott. Die Welt wurde nach denselben Lehren ungefähr vor sechstausend Jahren erschaffen, die Sterne und Millionen Weltkörper, größtentheils größer als unsere Erde, wurden alle lediglich um der Erde willen gemacht. Doch ich will nicht dem Beispiele Voltaire's folgen und die ganze Bibel mit ihren kindischen Fabeln kommentiren, denn es bedarf keines Beweises mehr, sondern lediglich einer genauen Naturkenntniß, um über diese Dichtungen, wenn wir sie als Wahrheiten betrachten sollen, zu lächeln. Je mehr die Menschen an Erkenntniß gewannen, je mehr näherte sich der ido-

latrische Glaube des alten Testamentes dem simbolischen des neuen. Die hochtrabenden Bilder des Orients, von welchen unsere Heiligen-Bücher strotzen und mehr noch, was im eigentlichen Sinne genommen werden sollte, wurde beliebig gedeutet, und überall Wahrheit und Weisheit herausgefunden, wo ursprünglich keine zu finden war. Endlich zerfiel der Christianismus in zwei Hauptsekten, in den Katholizismus und Protestantismus. Es giebt zwei motivirende Hauptprinzipien in Glaubenssachen, die Phantasie, mit ihrem mächtigen Einfluß auf das Gemüth und die Vernunft, mit ihrer überzeugenden Allgewalt auf die von Sinnlichkeit gepeinigte Seele. Der Katholizismus ist für das erste Prinzip berechnet, aber die Menschen fingen an vernünftiger sein zu wollen, als die Gewalt ihrer Sinnlichkeit es zuläßt, das heißt, sie verloren die kindliche Gemüthsstimmung, die sie früher beherrscht hatte, um sich einer gewissen Altklugheit zu überlassen, welche sie nicht mündig macht, aber unglücklich. Sie belächelten den Flitterstaat des katholischen Kultus, die Rauchfässer und Heiligenbilder, den ceremoniellen Pomp mit seinen Gaukelspielen, sie entzogen sich der Vormundschaft der Phantasie und des kindischen Herzens, aber ihr Verstand war noch nicht reif, um derselben mit

Glück entbehren zu können. Sie glichen den Prahlern, welche Gespenster läugnen, aber nicht gerne um Mitternacht auf Gräbern weilen. So sind die Protestanten mit ihrer halben Aufklärung, mit ihrer halben Vernunftreligion. Indessen war die Spaltung ein kleiner Schritt vorwärts.

Unsere heutigen Christen sind es größtentheils nur noch dem Namen nach; in ihrem Inneren sind sie abgefallen, wagen es aber selten, ihren Unglauben einzugestehen. Die prächtigen Tempel der Katholiken werden nur noch von der ungebildeten Volksmasse und von Frauen besucht, und in den protestantischen Kirchen erscheinen mehrentheils nur putzsüchtige Weiber, welche zum Kirchgang ihre Kostbarkeiten auskramen. Der Priesterstand hat seine Würde, sein Ansehen verloren und die heiligen Altarhandlungen machen keinen Eindruck mehr. Die Gebildeten, Aufgeklärten, betrachten die Religion als einen moralischen Zaum für den Pöbel, das Gesinde und die Frauen, welche keine Grundsätze haben. In den Schulen lehren besoldete Pädagogen in Auftrag der Regierung die Sätze der Staatsreligion, ohne selbst deren Wahrheit zu empfinden. Die Gebildeten lassen ihre Kinder in dieser Religion erziehen, aus Bequemlichkeit, weil sie nothwendig darin erzogen werden müssen,

und in der gläubigen Gesellschaft ihr Fortkommen zu finden, weil es die Frauen nicht anders dulden würden. Es könnte nicht so stehen um die Religion, wenn das Christenthum bestimmt wäre, ewig zu dauern. Menschen haben es eingesetzt und Menschen werden es zerstören. In nochmals achtzehnhundert Jahren wird die christliche Mithologie auf den Universitäten, neben der griechischen, römischen und nordischen zum Behufe der ästhetischen Bildung tradirt werden, aber kein Jahrhundert wird vorübergehen und von den 200 Millionen Christen ist kaum ein Drittheil übrig.

II.

Rechte.

Ein Recht heißen wir jene Idee, jenes Grundprinzip der gesellschaftlichen Existenz, welches uns Ansprüche auf das individuelle und gesellige Wohlbefinden giebt, das wir uns von der Natur eingeräumt annehmen. Unserem natürlichen Zustande gemäß haben alle Menschen gleiche Rechte und die Aufrechthaltung des Gleichgewichts soll der Hauptzweck aller gesellschaftlichen Verbindungen sein. Die Herstellung des Gleichgewichts, wo es

zerstört worden, gegenseitige Beschützung ist der Gegenstand unserer Pflichten. Wer sich größere Rechte anmaßt, als die von der Natur ihm angewiesenen, und solche auf Kosten der Gesellschaft geltend macht mit Gewalt, entbindet die Gesellschaft und jeden Einzelnen seiner Pflichten gegen ihn und jeder Einzelne ist berechtigt, den Usurpator, Räuber, Betrüger in seine natürliche Stellung herunterzustürzen, sein eigenes Recht geltend zu machen, wenn auch mit Vernichtung des Widerstandes. Wenn die Gesellschaft einen Einzelnen einstimmig oder mit Stimmenmehrheit zu irgend einem Dienste und aus was immer für Gründen, aus Liebe Dankbarkeit, Thorheit, Irrthum, Verblendung bevorzugt, ihm größere Rechte, und Genüsse einräumt, sich ihm unterwirft, — so hat derselbe seine Höher-Stellung lediglich als eine Wohlthat, als einen Akt der Gnade von Seiten der Gesellschaft zu betrachten und so lange zu behaupten, so lange er den Wünschen derselben entspricht. Die Gesellschaft dagegen kann ihn jeden Augenblick wieder entsetzen. Behauptet er seine Stellung wider Willen der Gesellschaft mit Gewalt, so hat er alle seine ihm geschenkten Rechte als Oberhaupt und überdieß seine Rechte als Mitglied der Gesellschaft verwirkt.

Rechte haben auch Ideen und abstrakte Begriffe in ihrem Uebergang zum Concreten, in ihrer Anwendung auf das praktische Leben, in ihrem Einfluß auf unsere Wohlfahrt. Die Freiheit hat das entschiedenste Recht auf unseren Schutz, denn sie ist unser natürlicher und glücklichster Zustand. Wo sie noch existirte, hat sie dem Menschengeschlechte in Tagen und Monden Wohlthaten erwiesen, wie der Aristokratismus nicht in Jahrhunderten — ich sage dem Menschengeschlechte in seinem Jahrtausendleben, nicht einzelnen Völkern, einzelnen Generationen, die ihr plötzliches Erwachen nicht selten vernichtet. Rechte hat die Vernunft und die Seele mit allen ihren intellektuellen Eigenschaften, denn sie befördert die Freiheit, die allgemeine Wohlfahrt und das rastlose Fortschreiten der Gesellschaft. Sie giebt uns Aufschlüsse über die geheimnißvollen Naturquellen und ihre Benutzung, Aufschlüsse über unsere Verbindlichkeiten, das Völker- und Weltleben. Durch ihr Recht wird uns die Pflicht, überall ihre Entwickelung befördern, überall ihr Licht zu verbreiten und die finsteren Elemente zu zerstören, die den Geist der Völker umnachten. Versündigungen an ihr, sind Versündigungen am Geist der Natur und dieser rächt sich am Menschen

schlechte. Verbrecher gegen die Vernunft sind Hochverräther an der Menschheit, ärger denn Mörder, Diebe und verdienen ausgeschlossen zu werden aus der Gesellschaft, ausgeschlossen aus dem Reich lebender Wesen. Durch ihr Leben verbreiten sie Tod und Unglück über Gesellschaften, Völker, über Generationen, Jahrhunderte. Wo ihr Einem begegnet, der verbricht gegen sie mit überlegter That, den machet unfähig zur That und ihr habt ein Werk der Barmherzigkeit geübt am Menschengeschlechte. Diese Schlangen sind es, die die Weltgeschichte vergiften und Völker erwürgen. Erwacht Völker und erkennt sie in ihren Larven, in ihren Kutten, Amtskleidern und Inquisitorenamt, es sind Pfaffen, Diplomaten, Censoren und Polizisten.

Rechte, heilige Rechte hat die Liebe. Sie hält alle gesellschaftlichen Bande zusammen, bindet jeden Einzelnen an die Gesellschaft, an die Natur. Wo sie nicht ist, wird es wüst und traurig, der Himmel verliert seine Farbe und das Leben seinen Reiz. Wir leben um zu lieben, wir lieben um zu leben. Wir sind verpflichtet sie zu schützen gegen die harten Kollisionen der Lebensverhältnisse, wir müssen sie bewahren vor den Angriffen des Eigennutzes, des Ehrgeizes und der Emulation.

Die Liebe giebt uns Freiheit, und Beides Glückseligkeit. Die Vernunft beschütze Beides mit mächtiger Egide. Verbrecher an der Liebe strafte man einst aufs Grausamste und wahrlich, die barbarischen Gesetze, welche sie ahndeten, waren humaner, als unsere erträumten Humanitätsinstitute. Die größten Verbrecher an der Liebe sind (manche) Erdenfürsten. Sie zerstören die Völkerverwandtschaft, jagen Nationen zu blinden und blutigen Thaten der Wuth und des Hasses. Der leidige Nationalhaß, diese Urquelle der europäischen Sklaverei, ist das Werk derselben. Ihr Interesse zu verfechten, stellten sie friedliche Nachbarvölker im Kriege gegenüber, zwangen sie zu gegenseitigen Grausamkeiten und Morden, und blutige, unvergeßliche Beleidigungen entzündeten ewigen Haß. Wenn die Fürsten sich bekriegen wollten, so sagten sie den Völkern, haßt euch, und die Völker haßten sich, denn man sagte ihnen fabelhafte Dinge von Nationalruhm, Nationalehre. War so eine, seit Jahrhunderten bestehende Verbrüderung zerstört, so konnte sie kein Machtwort wieder zusammenfügen, man konnte nicht wieder sagen im Frieden: „Liebet euch", denn Tausende hatten verblutet unter den Streichen der Feinde, Müttern waren ihre Söhne entrissen und Frauen ihre Gat-

ten. Die Mütter aber sagten ihren Kindern, wer ihre Väter erschlug und so erbte sich der Haß von Kind auf Kind, von Generation auf Generation. So hassen sich nun Engländer und Franzosen, Franzosen und Spanier, Teutsche und Russen, ja Teutsche und Teutsche.

Durch die verschiedenen gesellschaftigen Verhältnisse eines Volkes und die Nothwendigkeit der gegenseitigen Sicherung, sind noch vielerlei Rechte und Rechtszustände entstanden, welche nicht selten mit dem natürlichen, allgemeinen Rechte des Menschen geradezu im Widerspruche stehen. Die Verwirrung aller dieser Rechtsverhältnisse ist dort um so größer, wo die ganze gesellschaftliche Ordnung eine widerrechtliche, den allgemeinen Prinzipen widerstreitende ist. Dieß ist namentlich bei allen Monarchien der Fall, wo man eine Menge Gesetzbücher, Anwalte und Rechtsverdreher hat, die alle zusammenwirken, wissentlich oder unwissentlich, alle natürlichen Rechte zu mißhandeln. Die Norm, nach welcher man dort Recht spricht, Streitigkeiten schlichtet und politische Fragen löst, ist ein gewisses künstliches Recht, dem alle vernünftigen Grundprinzipien fehlen, nebst allem inneren Zusammenhange und der nothwendigsten aller Bedingnisse, der Reciprozität. Die Rechtsver-

hältnisse eines jeden Staates entspringen aus seiner bestehenden Organisation, nicht wie es sein sollte, diese aus den natürlichen Rechtsverhältnissen der Gesellschaft. Der Fürst ist meistens der Gesetzmacher und selbst über alle Rechtsverhältnisse erhaben, steht er gewissermaßen in göttlicher Autorität und Einfalt da. Seine Aussprüche, Kabinetsbefehle ꝛc. sind die Orakelsätze, welche man sorgfältig aufschreibt und in Eselsleder gebunden, sammelt, um daraus Anwendungen zu machen, zu folgern, zu deuten, bis der Sinn derselben erschöpft und gehörig auseinander gesetzt ist. Je nachdem ein Monarch in guter oder böser Laune ist, je nachdem er von Obstructionen geplagt oder heiteren Sinnes ist, je nachdem er verständig oder dumm ist, böswillig oder gutherzig, grausam oder schafmüthig, macht er gute oder schlechte Gesetze und seine Nachfolger nicht minder. Nach diesen Gesetzen nun und den Bedürfnissen der bestehenden Regierung zur Befestigung ihrer Existenz, wird ein Kodex, Gesetzbuch, nach der bestehenden Religion dießfälligen Rechtslehrsätzen unterworfen und den mannichfachen Verhältnissen angepaßt. Nebenher berücksichtigt man auch die bürgerlichen Rechtsnothwendigkeiten, doch immer nur die obersten Befehle und Wünsche im Auge. Erst aus

diesen Büchern machen die von den Regierungen meistens bezahlten Lehrer in den Unterrichtsanstalten ihre Rechtsphilosophie, Rechtslehre, ihr Völkerrecht (nach der politischen Stellung des Staates), ihr Naturrecht, statt aus den Vernunftsätzen derselben die Rechtslehrbücher. An wenigen Universitäten Teutschlands ist es anders, und freimüthige Professoren lehren dort das Recht, nicht die Jurisprudenz eines Staates, aber die Regierungen würden schlecht zufrieden sein, wollten die dort gebildeten Männer nach jenen Grundsätzen verfahren und Schlüsse ziehen, welche ihnen dort eingeprägt worden. Daher haben sich manche Regierungen bewogen gefunden, ihren Unterthanen das Studieren auf Teutschen Universitäten zu untersagen und sie angewiesen, mit der inländischen Weisheit sich zü begnügen, welche hinreicht, gute Staatsbeamten zu bilden — denn Gelehrte braucht man nicht, sagte Kaiser Franz, bloß gute Unterthanen und Bürger. Kurz, man zwingt aller Arten die Vernunft durch tausend Spitzfindigkeiten, besonders durch die, „über die Vernunft erhabene Religion" sich der bestehenden Ordnung anzupassen; statt, daß man die gesellschaftliche Ordnung der Vernunft anpaßte.

Hieraus entstehen alle, fast durchgängig rechtswidrigen Verhältnisse der Gesellschaft und der beklagenswerthe Zustand, daß die Mehrzahl der Völker und Individuen fast aller natürlichen Rechte beraubt ist, und daß, wer seine Ansprüche und Pflichten kennen lernen will, erst Jurisprudenz studieren muß. Der gemeine Mann erkennt das Unrecht oft für unrecht, aber der schlichte Menschenverstand, der es einsieht, reicht nicht hin — die Frage muß von Juristen entschieden werden. Wenn ein Bauer durch böswillige Nachkommen oder durch seine Herrschaft um sein Hab und Gut betrogen wird, so muß erst ein Advocat nach den Landesgesetzen, gegen Dieselben oder für Dieselben prozessiren, um herauszubringen, wer Recht hat. Hans und Peter sind streitig. Die ganze Gemeinde weiß, Peter ist ein Schuft, der Hansen um sein Gut bestohlen hat durch Hinterlist und Falschheit; aber Peter ist ein gescheidter Kopf, besticht den Verwalter, und dieser weiß es sonnenklar zu beweisen, daß Hans unrecht hat. Solches ereignet sich täglich, und allgemein ist die Meinung, es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden.

Unrechtlich ist die ganze Staatsordnung in Europa. Beispiele von einzelnen Situationen könnte ich hundert von zehntausend aufzählen —

ich begnüge mich mit wenigen und traue es dem Witz Anderer zu, daß sie selbst mehr ausfindig machen werden.

Fast in allen Staaten gibt es eine gewisse Bestimmung über militärpflichtige Stände oder es ist jeder Waffenfähige militärpflichtig. Aber wer in aller Welt ist berechtigt, einen Menschen zu verpflichten, seine Haut zu Markt zu tragen? Soll ich eine Sache verfechten, so muß ich sie erst kennen, sie muß mit meinem Interesse verwebt und meines Blutes werth sein. Aber in allen Staaten bildet man Soldaten wie Handwerker, und verwendet sie wie Maschinen. Ein Soldat muß blind gehorchen, blind ins Feuer gehen, seinem Herrn treu ergeben sein, wie ein Hund für ihn leben, sterben — das sind die Grundsätze, die man den Mördern von Profession einbläut und von diesen Grundsätzen sind die Krieger des neunzehnten Jahrhunderts begeistert!

In einem freien Staate — und frei soll jeder Staat sein — soll kein Soldatenstand existiren — und überhaupt kein anderer Stand, als der, der Bürger. Damit der Staat jedoch nicht wehrlos sei, soll jeder Bürger sich in Waffen üben, damit er seine Rechte und seinen Herd beschützen kann. Der Ruf zu den Waffen, soll

eine ganze Nation erheben. Der Nationalwille ist das einzige gültige Gesetz der Zeit, und die Gesellschaft allein ist berechtigt zu regieren. Aber wo regierte die Gesellschaft und wo hätte die Nation einen Willen? Der lächerliche Spießbürgerstaat, die Schweiz, verdient keine Erwähnung und Englands Volksvertretung ist eine von den unglückseligen Halbheiten, die eine Nation nur zu Grunde richten. Die Nation hat dort einen Willen, ja, aber keinen freien Spielraum. Der Nationalwille ist dort durch Gesetze beschränkt, statt daß der Nationalwille das Gesetz ausmachte. Alte Pergamente haben auch dort noch ihre Macht, und der vortheilhafte Unterschied der englischen Verfassung vor den übrigen liegt bloß darin, daß der Nationalwille hier durch das Gesetz, in den übrigen Monarchien aber durch die Willkühr des Machthabers beschränkt ist.

So unrechtlich überhaupt die Bildung eines stehenden Heeres ist, so unrechtlich ist es, daß man die Soldaten zur eidlichen Versicherung ihrer Treue zwingt. Jeder erzwungene Schwur ist ein Meineid, dessen Schuld auf denjenigen fällt, der ihn auferlegt. Kein Mensch und keine Gesellschaft ist berechtigt, Jemanden zu zwingen, seine Seligkeit für eine Verpflichtung einzusetzen,

wozu ihn nicht sein freier Wille, seine Uiberzeugung und die Vernunft bestimmt. Abgesehen davon, daß ein religiöser Eid nichts weiter ist, als eine ganz unsinnige, bedeutungslose Ceremonie, kann man ihn nur dann für gültig halten, wenn er aus innerer Veranlassung und mit wahrer Aufrichtigkeit geleistet wird. Der Geist kann nicht gezwungen werden, und was die Zunge ohne innere Beistimmung gezwungen spricht, ist ein leerer Schall, der nichts bedeutet, zu nichts verpflichtet. Einen Eid, den mir ein Räuber mit gespannter Pistole abfordert, werde ich nie halten; denn die Ehre, von einem Banditen für einen wahrhaften Mann gehalten zu werden, steht in keinem Verhältniß mit dem Werthe meines Lebens, mit meiner Verpflichtung gegen das Menschengeschlecht oder meine Familie, der ich mein Leben schuldig bin. Wären die Menschen so aufgeklärt, wie ich es wünschte, so würden derlei Militaireide bald aufhören.

Das ganze Steuer- und Abgabenwesen ist auf eine widerrechtliche Weise in allen Ländern und Staaten organisirt. Jeder Mensch hat ein gutes Recht, das, was er rechtmäßig erwirbt, allein zu behalten, und Niemandem davon etwas abzugeben. Zur Aufrechthaltung der öffentlichen

Sicherheit und Ordnung in der Gesellschaft ist es jedoch nothwendig, daß die Mitglieder derselben zusammentreten und auf gemeinschaftliche Kosten jene Maßregeln ins Werk setzen, welche zur Erreichung dieses Zweckes nothwendig sind. Die Beiträge, welche jeder Einzelne freiwillig dazu liefert, heißen Steuern.

III.

Staat.

Der Staat ist eine Gesellschaft, welche keinen anderen Zweck hat, als die Glückseligkeit ihrer Mitglieder durch vereinte Kräfte zu befördern. Es ist aber eine der schwierigsten Aufgaben, diesem Zweck so nahe als möglich zu kommen, und sich durch die bestgemeinten Absichten nicht willenlos davon zu entfernen. Die Bedürfnisse der Mehrzahl sind so verschiedenartig und manchmal widersprechend, daß man sich leicht täuschen und zum Unzweckmäßigen verführt werden kann. Es giebt Menschen, zu deren Glückseligkeit es gehört, von Zeit zu Zeit durch Schmerzen ihrer angebornen Trägheit entrissen zu werden, und eben so giebt es Völker, Gesellschaften. Ein Mann, der über seiner Zeit steht, der von großen Ideen enthusiasmirt ist, bleibe fern von

dem Geschäfte der gesellschaftlichen Regierung, denn er wird der Gesellschaft kein Heil bringen auf direktem Wege durch Regierung, Gesetzgebung.

Die Masse, welche von dem künstlichen Staatsgewebe eingeschlossen wird, ist das Volk. Die Geschichte lehrt uns, daß sie, der in der Regel eben so die Freiheit des Willens, als die Einheit der Kraft fehlt, in allen Zeiten als eine fast leblose Masse behandelt und bearbeitet wurde. Sie war stets das Werkzeug Einzelner, die sie nach Belieben durch ihre Leidenschaften und Begierden lenkten.

Die besonderen Aufgaben des Staates sind:

Erstens: Die Glückseligkeit ihrer Mitglieder zu befördern, indem er ihre Genüsse zu vermehren, ihre Leidenschaften zu befriedigen — wo dieß ohne Versündigung gegen den Hauptzweck geschehen kann, ihr Wissen zu vermehren, ihren Wohlstand zu erheben und ihre Kräfte zu steigern sucht.

Zweitens: Eine gesellschaftliche Ordnung zu dem Behufe herzustellen und aufrecht zu erhalten.

Drittens: Den Besitz derselben von Außen und Innen zu schützen, ihre Hülfs- und Vertheidigungsmittel zu vermehren.

Viertens: Die Bestrebungen Einzelner zu unterdrücken, welche gegen den Willen der Mehrzahl handeln, ihre Glückseligkeit und ihren Besitz

gefährden durch Diebstahl, Raub, Mord, Aufwiegelung und Reformation, wenn selbe nämlich nicht von der Mehrzahl gewünscht wird.

Diese vier Aufgaben, von deren richtigen Lösung die Glückseligkeit, Macht und Größe des Staates, ja seine Existenz abhängt, erfordern wieder eigene Berücksichtigungen verschiedener Verhältnisse, ohne welche man in heillose Verwirrung gerathen würde, denn ein Staat kann nur nach den auf empirischem Wege erworbenen Grundsätzen regiert werden. Diese Berücksichtigungen sind folgende:

Erstens: Der phisische Zustand des Menschen in seinem Himmelsstriche, sein Temperament und sein Charakter. Es giebt nichts, was einen so großen Einfluß auf den Menschen ausübte, ganzen Massen eine so entschiedene Phisiognomie gäbe, als die klimatischen Verhältnisse. Nach Maßgabe der körperlichen Beschaffenheit des Einwohners, nach Maßgabe der Beschaffenheit des Landes und seiner Natur müssen ihm seine Genüsse, seine Verrichtungen angewiesen werden.

Zweitens: Der Charakter des Volkes. Er hängt von klimatischen Einflüssen und moralischen Einwirkungen ab, und wird von beiden gebildet. Alle Menschen können nicht auf dieselbe Weise

glücklich gemacht werden. Der melancholische Spanier mit seiner stets glühenden Phantasie muß mit Poesie regiert werden. Sie übt ihren Einfluß auf das phantastische Gemüth durch religiöse Fabeln und sinnenreizende Ceremonien, durch Weihrauch und Chorgesang, durch Pomp und Schaugepränge, Musik und Gesang. Die regierende Autorität muß sich in Feierlichkeit und Glanz kleiden, sich mit Simbolen umgeben, mit ihrer Macht durch ein kolossales Aushängeschild imponiren. Der leichtfertige, prosaische, sanguinische Franzose mit seiner Eitelkeit, mit seinem Ehrgeiz und seinem lächerlichen Ruhme, mit seiner Nationaleitelkeit muß bei eben diesen Schwächen aufgefaßt und durch sie regiert werden. Der französische Volkscharakter hat die Republik eingesetzt und gestürzt. Napoleon war der Mann, der sein Volk kannte. Selbst frei von allen diesen Schwächen, wußte er sie desto besser zu benutzen. Er führte ihre Heere zum Siege, und der zu Hause verarmte Bürger rief, sich labend am Zeitungslorbeer, der den französischen Ruhm umkränzte, begeistert Vive l'empereur! Der besonnene, nüchterne, geistesthätige, eigennützige und geldsüchtige Engländer heißt eine solche bramarbasirende Regierung eine Windmacherei. Man gebe ihm zu handeln, zu spekuli-

ren, seinem rastlos thätigen Geiste immerwährend riesenmäßig aufgehäufte Arbeit, und er ist glücklich. Der phlegmatische Teutsche erfordert wieder eine andere Regierungsmethode. Man gebe ihm zu lesen und er hat genug; denn er ist der genügsamste, gleichgültigste Mensch in Europa. Er ist rohes, neutral sich verhaltenes Material, und wird erst von seinen Nachbarn durch Beispiele bearbeitet. Man mache lauter Professoren und Pädagogen aus dem Volk und vertheile sie in die Welt. Häusliches Glück und Ruhe ist Alles, was er verlangt. Der Südteutsche ist anders. Der Russe und überhaupt der Slave, sinnlich, tückisch, von kindlichem Verstande, weit zurück hinter allen Völkern Europa's, bigott bis zum Unsinn, ist zum Gehorsam geboren und küßt die Knute, die ihn schlägt. Die Masse dieses Volkes wird vor Jahrhunderten kaum einen bedeutenden Schritt vorwärts machen, die despotische Regierung ist ihnen Bedürfniß. Aus diesen wenigen Beispielen schon geht die unumstößliche Wahrheit hervor, daß der Charakter des Volkes die größte Berücksichtigung verdiene, daß sich jede Regierungsform nur auf ihn fest constituire. Man wird daher die Zielpunkte der Volksleidenschaften, die freie Presse der Franzosen, die Religion der Spanier, den

Handel der Engländer, die Gelehrsamkeit der Teutschen befriedigen und unterstützen müssen, wenn man ihr Glück und die allgemeine Ruhe erhalten will.

Drittens: Der Grad der Aufklärung. Je aufgeklärter ein Volk ist, desto mehr Bedürfnisse hat es., desto schwieriger ist es, dasselbe zu regieren. Moralisch dürften die Regierungen verpflichtet sein, die Aufklärung zu begünstigen; aber, da es dabei unvermeidlich ist, daß das Volk dadurch ungenügsamer werde und jene eigene Autorität immer mehre geltend mache, so bemerken wir, daß mehrere Regierungen diese moralische Verpflichtung der Sicherheit ihrer Existenz aufopfern, unter dem Vorwande, der Glückseligkeit des Volkes keinen Abbruch thun zu wollen. Wir haben es, sagen sie, bei der französischen Revolution gesehen, wohin die Aufklärung führt: zur Anarchie, zu Atheismus. Sie haben nicht unrecht, aber über kurz oder lang müssen sie selbst dennoch das Opfer dieser Folgen werden.

Stellt man nun die Frage auf: Welche ist die beste Regierungsform? so kann man vernünftiger Weise nur antworten, keine oder jede. Es werden in dem Weltkreise so viele verschiedene Regierungsformen nothwendig sein, als es Verschie-

denheiten der Zeiträume, Verschiedenheiten des Volkscharakters, der klimatischen und phisischen Verhältnisse, der Aufklärung giebt. Unsere Liberalen, welche einen allgemeinen Umsturz der bestehenden Ordnung, eine europäische oder Weltrepublik wünschen und dafür wirken, versündigen sich daher am meisten gegen jene Idee, welche sie begeistert, gegen die Freiheit. Dieselben Eiferer, welche allgemeine Glaubensfreiheit predigen, welche Juden, Türken, Katholiken emancipiren, lehnen sich doch auf gegen die Freiheit der politischen Meinungen, und muthen allen Völkern der Erde ihren Glauben bei, oder versuchen sie mit Gewaltstreichen zu bekehren. Sie sind nicht besser, denn die religiösen Schwärmer, welche die christliche Religion mit blutiger That, mit Kreuzzügen und Reformationskriegen verkünden. Sie reformiren nicht, sie unterjochen, vernichten; sie überzeugen nicht, sondern gebieten mit dem Schwert in der Hand ihren Glauben. Oder wären etwa die Gesinnungen des Volks zweifelhaft, wo man einen aufgegriffenen Freiheitsapostel mit Jubel dem Henker übergiebt, wo das Volk Jakobiner, Räuber, Mörder, Diebe in eine Kategorie stellt, wo man dem König, Kaiser oder Pabst Füße und Gewand küßt? Laßt Jedem seinen Götzen, ihr habt kein



Volk von Königen. Es giebt keinen Knecht da, denn ein Jeder ist Herr seines Raumes, Herr seines Willens, Herr seiner Kraft. Die Genüsse sind gleich vertheilt, und nur größeren Fähigkeiten werden größere Genüsse. Die Reichen sind die Besten, Fähigsten im Volke, die Armen nur Träge, weniger Unglückliche, denn die Gesellschaft läßt den Fleißigen nicht untergehen. Frei sind Handel und Gewerbe, frei jede Thätigkeit und fruchtbar der Fleiß, denn keine unmäßigen Steuern fressen den inneren Wohlstand, und keine willkührliche Erpressung schmälert die Habe des republikanischen Bürgers. Die Republik hat keine Staatsschulden*) und der Nationalschatz ist der Reichthum des Bürgers. Die Republik hat keine Soldaten, die den Civilinteressen entfremdet sind, jeder Bürger ist bewaffnet und schützt seinen eigenen Heerd. Niemand trägt seine Haut zu Markt auf fremdes Geheiß. Jeder kämpft für eigene Uiberzeugung, eigenes Recht. Alle Kräfte des Volks bilden sich rasch aus, denn allen ist die freieste Entwickelung nach allen Richtungen gestattet. Es

*) Die Schweiz hat keine und die nordamerikanischen Freistaaten — noch in ihrer Ausbildung begriffen, von inneren Kriegen erschöpft — haben ihre letzten Schulden im Jahre 1832 und 1833 getilgt.

giebt keine Mauthen und Domänen hier, keine Privilegien und Zünfte, welche Handel und Gewerbe ersticken; keine Censur, welche die intellektuelle Vervollkommnung, Licht und Aufklärung hindert; keine Staatsreligion, denn Jedem steht es frei, seiner Uiberzeugung zu folgen. Es giebt keine Judenverfolgung, keine Ketzerinquisition hier, und Katholiken, Protestanten, Juden, Quäker ꝛc. stürzen hin in Anbetung vor dem ewigen Geheimniß der Natur — Gott!

Das Gemeinwohl berathen Bürger, und den Senat wählt das Volk. Ein Jeder hat seine Stimme, ein Jeder hat seinen Antheil an der Geschichte. Die Sonne der Freiheit bringt den Keim großer Geister zur Reife, während Tirannen ihn zertreten mit plumpem Fußtritt. Jedes Mannes Kraft und Einsicht gilt hier ihren Werth — und die Werthe wiegen sich an einander ab.

Alle Bürger sind gleich vor dem Gesetze. Kein Straffälliger entgeht der Richtergewalt der Gesellschaft, kein Opfer der Willkühr schmachtet im Staatsgefängnisse. Weder Rang noch Titel, weder die Gunst eines Einzelnen, noch Bestechung entziehen den Verbrecher seinem Gerichte — Haß, Verfolgung mächtiger Feinde, Eigennutz, Niederträchtigkeit und Ehrgeiz stürzen keinen Unschuldi-



gen ins Gericht. Die Gefängnisse sind keine Mordgruben von Molch und Schlangen bewohnt, von giftigen Dünsten erfüllt, ohne Taglicht und Lebensluft, denn die Republik quält nicht den Verbrecher, sondern macht ihn unschädlich, bessert ihn.

Doch, ich vollende das reizende Gemälde nicht. Noch besteht keine vollkommene Republik, nach der Heiligkeit und Gleichheit der Menschenrechte organisirt, aber selbst in jenen unvollkommnen Republiken der Gegenwart ist schon ein großer Theil des Gemäldes verwirklicht. Tausende mißmuthiger, mißhandelter Europäer haben in unseren Staaten Zuflucht vor Willkühr und Tirannei gesucht und gefunden. Männer mit frischer Thatkraft, in Europa gelähmt durch despotische Gesetze, haben in Amerika ihre Stellung in der Gesellschaft errungen. Geht hin und seht den Bürger, stolz wie ein König, sein Haupt erheben, denn er ist frei. Er hat keinem tirannischen Befehl zu gehorsamen, und kennt keine menschliche Majestät. Seine Diener sind Freunde, Gehilfen. Sein Haus ist ein Heiligthum; kein Spion, kein Zöllner darf seine Schwelle betreten. Sein Eigenthum wird nicht dezimirt und die Früchte, von ihm gesäet, werden von ihm geerntet.

Die Regierung der Bürger hat kein Geheimniß vor dem Bürger. Das Gemeinwohl wird öffentlich berathen von den kleinen Gemeinden und der großen repräsentirten Staatsgemeinde. Die Prozesse der Verbrecher werden öffentlich geführt, das Verfahren der Richter steht unter öffentlicher Beurtheilung, öffentlichem Gericht. Der Angeklagte steht im Schutze der Gesellschaft, und er kämpft mit gleichen Waffen gegen den Kläger. Nur moralische Gründe und Gesetze entscheiden, richten.

Das ist die gefürchtete „Pöbelherrschaft," die „schreckliche Anarchie der Republik," welche man in Europa dem Kinde, Volk, so sehr verdächtigt.

Das Prinzip der Republik ist, wie schon Montesqieu*) bemerkte, die Tugend, jenes der Aristokratie, die Gewalt. Ohne sie kann die Republik nicht bestehn, und wenn sie von ihr weicht, ist der Staat verloren.

V.

Menschengröße.

„Es giebt keinen großen Mann vor seinem Kammerdiener," sagte ein witziger Franzose, und

*) Esprit des lois.

dieser Ausspruch ist mehr als witzig, er ist wahr. Man kann daraus Schlüsse ziehen, die sich dieser Franzose wahrlich nicht träumen ließ, Schlüsse, deren ungeheure Menge wir nur in den einzigen zusammenfassen wollen: „Es giebt keinen großen Mann!" Machen wir uns zu Kammerdienern unserer großen Männer, das heißt, betrachten wir ihr häusliches Familienleben, ihre von der Welt künstlich verborgenen Schwachheiten und Leidenschaften, und wir werden uns nicht lange damit beschäftigen, so stürzt die kolossale, hohle Puppe, welche der Zwerg trägt, zusammen, und wir finden den Wurm in seiner natürlichen und wahren Größe. Das Privatleben großer Männer wird selten berücksichtigt, aber mit großem Unrecht, denn hier zeigen sie sich nicht im Angesichte der Welt, nur von verschwiegenen Dienern und Buhlerinnen belauscht, wie sie sind mit allen ihren Lächerlichkeiten und verborgenen Leib- und Geistesschäden, hier oder nirgends kann man ein richtiges Urtheil fällen über ihre Größe.

Was ist Menschengröße? Eine schöne Fiktion, um Schüler zum Fleiß anzulocken, ein Phantom blinder Verehrung, ein Ehrenplatz auf der Schulbank, entgegengesetzt der Eselsbank, um die menschliche Eitelkeit auf die Folter zu spannen.

Könnte es einen wirklich großen Mann geben, er müßte freiwillig und zürnend über der Thorheit der Menschen herabsteigen von seinem Thron und den Menschen sagen: ich bin nicht größer denn ihr. Es müßte ein schönes Gefühl sein, das Gefühl der Größe, wäre sie nicht fingirt. Was ist es aber wirklich? Der Erhabene, ist er dünkelvoll, so muß es ihn tief betrüben, in seiner hohen Einsamkeit sich ohne Gefährten zu sehen, und es kann für ihn keine Süßigkeit haben, das niedrige Geschlecht, dem er angehört und das zu seinen Füssen kriecht, zu verachten. Erkennt er aber seinen Werth gerecht, so muß er fühlen, daß nur menschliche Thorheit ihn erhoben, er muß in peinlicher Angst leben, fürchtend, daß seine Gewöhnlichkeit, seine Kleinheit durch einen Zufall entlarvt werde.

Groß ist nur die Welt und das Naturgesetz, welches uns beherrscht — der Pigmäe, welcher in Größe gekleidet wird von den Menschen, gehorcht und unterliegt ihm. Der Zufall hebt ihn empor und erniedrigt ihn, der Zufall spielt mit ihm, wie mit einem Federball und sein Werk ist es, wenn er hoch in die Lüfte steigt und im Staub sich verliert. Das Wesen des Menschen bleibt dasselbe, ob ihn nun das Glück und die Thorheit der

Menschen erhoben oder in der Vergessenheit eines dunklen Daseins gelassen hat — er bleibt immer derselbe. Er bleibt derselbe, wenn Millionen seinen Namen mit Ehrfurcht nennen; derselbe, wenn nur wenige in seiner Umgebung ihn achten und kennen. Revolutionen aller Art gebären große Männer, d. i. sie fördern das Verborgene, Ungekannte ans Tageslicht, sie heben das Gold aus tiefer Nacht des Schachtes, aber es war Gold, als es im Schooß der Erde lag, ist Gold, da es nun an einer Krone glänzt. Sagt an, warum soll ich die Perle höher achten im Diadem einer Braut, als die Perle im Meeresgrund?

Ihr großen Männer, die ihr auf stolzer Höhe prunkt, vergöttert und angebetet von denen, die nicht geringer sind, denn ihr, vergeßt nicht, daß es Tausende und mehr giebt, die euch gleichen, überstrahlen würden, hätte sie der Zufall geliebt, wie euch. Mancher pflügt im Schweiß seines Angesichts den dürren Boden seiner Armuth, und ist ein König an innerem Werth. Mancher denkt in einsamer Dunkelheit, und weiß es nicht, daß sein Geist die Welt erleuchten könnte. Mancher opfert sich und sein Gut der Reinheit seines Bewußtseins, und seine Tugend bleibt verborgen. Mancher aber, der im Geruch der Heiligkeit lebt,

würde ein Mörder, Dieb, hätte ihn der Zufall gehaßt. Es giebt nur Glückliche und Unglückliche, Gesunde und Kranke, aber keine Großen und Kleinen, Heiligen und Verworfenen. Das Niveau des Menschenwerths gleicht sich immer aus, wenn auch hier und da eine hohe Welle sich erhebt. Sie ist das Werk des Sturms, der sie emporwirft und in die Tiefe stürzt.

Ich achte den Menschen, aber ich achte ihn nicht höher im Purpur, wie im schlichten Kittel, nicht höher in der Celebrität der Weltgeschichte, als in der Dunkelheit gewöhnlicher Wirksamkeit. Ich achte den Menschen, aber ich achte den Heiligen in seinem erborgten Nimbus nicht höher, als den Unglücklichen, der wegen eines Augenblicks der Bewußtlosigkeit, wegen einer That überwältigender Leidenschaft, den Tod der Verbrecher stirbt.

Wie zweideutig sind endlich die Großthaten der Menschen, wie elend erscheinen sie uns zuweilen, wenn man ihre Motive untersucht, und wie viel verlieren sie von ihrem Glanz in den Augen des Philosophen. Man prüfe den berühmten Helden, der in hundert Schlachten gesiegt, der Völker unterjocht und überlegene Mächte bezwungen; wie verbrecherisch erscheinen diese Thaten, wenn man sie auf der Wagschale der Menschenrechte,

der wahren Tugend und Größe legt? Wegen derselben Thaten, für welche ihm Millionen dankbar sind und ihm Triumphbogen erbauen, wird der Held seines Volkes von anderen Millionen verflucht, sein Andenken geschändet. Solche Große waren: Alexander, Hannibal, Karl der Große, Ottokar und Tilly. Erforschen wir die Leidenschaften, welche ihren Großthaten zu Grunde lagen, so finden wir Ehrgeiz, Ruhmsucht, Liebe, Vaterlandsliebe. Wer aber seinem Ehrgeiz, seiner Ruhmsucht das Blut seiner Brüder opfern kann, wer seinem Liebchen fremde Glückseligkeit, sich selbst und seine Thatkraft, seiner Vaterlandsliebe die Menschenliebe hinopfert, der ist kein großer Mann. Alle jene welthistorischen Thaten der Eroberer, der religiösen Fanatiker, der Helden und Staatsmänner entstanden aus Irrthum, Leidenschaft und Selbsttäuschung. Das Vaterland kann dem wahrhaft großen Mann nicht heiliger sein, als die Menschheit, sein Ruhm nicht heiliger als stille Tugend, seine Liebe nicht heiliger denn seine Pflicht.

Wer aber heißt diese Männer groß, wer unterwarf sich ihnen in Demuth und Verehrung, wer öffnete ihnen die ewigen Hallen der Geschichte? Der Haufe unselbstständiger Menschen, die

ihre Werkzeuge gewesen, der leichtgläubigen Nachkommen, die sie verehrten, weil ihre Eltern es thäten, weil das Vorurtheil und der Irrthum von Millionen sie geheiligt hat, derselbe Haufe, der durch Jahrhunderte Götzen anbetete und seinen Katzen, Hunden, Stieren Altäre errichtete, der sich in allen Zeiten einem blinden Wahn hingab. So wie jene Götzen untergingen, zerschmettert von dem leuchtenden Blitz der Wahrheit, werden die menschlichen Größen in der Geschichte untergehen. Tausende sind schon vergessen, denen ihre Zeitgenossen Weihrauch streuten, Tausende erwartet gleiches Schicksal. Die Ewigkeit des menschlichen Ruhms ist ein eitler Wahn, eine Minute gen die Ewigkeit der Welten.

Nicht minder eitel und nichtig ist die Größe der Thoren, welche wir Weise, Dichter nennen. Das Reich in dem sich ihr Gedanke bewegt, ist das Reich der Lügen. Man fasse die Lehren zweier Jahrtausende zusammen und was sie an Wahrheit enthalten, ist unbedeutend. Ich kann den Mann nicht höher achten, dem es gelungen, ein kolossales Sistem der Lüge aufzubauen auf der menschlichen Unwissenheit, und lebte es Jahrhunderte lang. Wie Klippen im Meere tauchen die Geistreichen in ihren Zeiten auf, aber die Zeiten strö-

men vorüber und jede Welle leckt ein Sandkorn von ihrer Größe. Jahrhunderte vergehen und sie stürzen in den Grund, aus dem sie der Zufall erhoben — sie sind nicht größer geworden dadurch, nur sichtbar.

Die Philosophen haben sich in allen Zeiten gequält mit der Weltweisheit, aber ihre Forschungen waren fruchtlos. Kühne Hipothesen auf künstlichen Grundlagen erbaut zur Wolkenhöhe, war Alles, was sie zu Tage brachten. Die Menge aber stürzte hin vor dem Trugbild, betete es an, und sprach zu seinem Schöpfer: „du bist ein großer Mann." Die Zeit hat sein Werk zerstört, und von ihm ist nichts geblieben, als sein Name.

In allen Zeiten war es leicht, den Menschen zu imponiren, und jetzt noch ist es nicht schwer. Man darf es nur selbst glauben, und die Menge glaubt es blind: Er ist ein großer Mann. Noch ist keiner groß geworden, der sich nicht selbst hoch gestellt hat. Es ist dem Menschen nicht angeboren, fremdes Verdienst zu erheben, er erniedrigt. Wer sich aber in frechem Uibermuth so hoch stellt, daß ihn der Haufe nicht erreichen kann, der steht fest an seinem Platz und höher in den Augen des Menschenpöbels.

Um für einen großen, geistreichen Mann zu

gelten, bedarf man weiter nichts, als einer gewaltigen Dosis von Unverschämtheit und die kleine Kunst, die Menge zu verblenden. Die meisten dieser Schriftstellergrößen in der Nähe betrachtet, sind erbärmliche Wichte, die ihre eigene Nichtigkeit in hochtrabenden Phrasen, im fremden Schmuck, nicht selten in der glücklichsten Verstellungskunst des Unverstandes, in der Unverständlichkeit zu verbergen suchen. Der einfache, mit jenen elenden Künsten nicht vertraute Mann mit den größten Geistesgaben, kann, wenn er seine Gedanken in schlichten Worten ausspricht, auf keine bessere Würdigung seiner Gaben Anspruch machen, als auf ein lakonisches: „Er ist ein Mann von gesundem Hausverstande." Aeußert er auffallende Gedanken, dann geht es ihm schlimmer, er heißt dann ein Narr, ein Brausekopf, ein verrückter Kerl.

Die Kunst, geistreich zu scheinen, durch viele Kenntnisse, durch ästhetische Bildung, durch einige Einbildungskraft — überhaupt durch eine gewisse künstlerische Routine des Geistes, welche dieser gewöhnlich nicht viel früher erlangt, als bis ihm alle Glieder verrenkt sind. Ich verachte diese Kunstreiterei des Geistes nicht minder, wie die Seiltänzerkünste herumziehender Vagabon-

den. Mir sind wenigstens zehn Dutzend der jetzt berühmtesten Männer in zwei Welttheilen vorgekommen; aber ich habe sehr wenige unter ihnen gefunden, die meine Achtung verdient hätten. Meistens waren es Leute, die durch die berühmte Kunst ihr Glück gemacht hatten, Dialektiker, Poeten, Zungendrescher, Witzlinge, aus deren sämmtlichen Schriften kaum ein paar Bogen Geistesextrakt zu machen wäre. Sie wußten der Menge zu imponiren mit „Blüthenduft," „Morgenthau," mit „Princip" „Urtypus" — der Ungelehrte braucht ein ganzes Lexikon, um alle die oft unnöthigen, technischen Ausdrücke der Schreibekunst zu verstehen — und ihrer Geschicklichkeit in der Anwendung dankten sie ihren Ruhm. Meistens wissen diese Künstler auf das Gemüth zu wirken — dann steht ihrer Unsterblichkeit nichts im Wege, als das wandelbare Glück, das Autorenfatum und die Stimmung des Zeitalters. Ich habe bei Vielen der berühmtesten, „geistreichsten" Männer politische Ansichten gefunden, die einem amerikanischen Schuljungen zur größten Schande gereichen müßten, die eine Lahmheit und Abhängigkeit des Geistes und der Gedankenentwickelung von äußeren Dingen verriethen, welche gewiß Niemand von den Verehrern zugeben wird. Religiöse Mei-

nungen will ich gar nicht berühren, denn fast alle Menschen finden es besser, hierin zu glauben, was Denkende lehrten, als selbst zu denken. Wer es aber wagt zu denken, denkt nur über Nebensachen, läßt die Hauptsachen unangefochten. Die meisten dieser großen Schriftsteller bringen ihre Zeit kein Haarbreit vorwärts, dienen höchstens dazu, einigen Tausend Lesern, wenn sie müssig, krank oder faul sind, hinreichenden Spaß zu machen, über ein paar Leidensstunden hinaus zu tändeln, dem faulen Geist ein Steckenpferdchen zur Bewegung, oder Kartenhäuser zum Aufbauen und Umwerfen zu liefern. Doch ich will nicht ungerecht sein — feinere Herzensbildung hat Mancher diesen Männern zu danken. Darum wollen wir sie nicht verdammen, aber trostlos! warum giebt es nicht mehr thatendürstige, thatenkräftige Männer?

Die französischen Schriftsteller vor ihrem Kammerdiener, die einzigen, welche wir auch von dieser Seite kennen lernen, erscheinen uns in einer Erbärmlichkeit, die den ganzen Glanz ihrer Größe beschmutzt. Nennen wir die zwei Koriphäen, welche Frankreich und Europa als Riesen anstaunt, Voltaire und Rousseau. Belauschen wir in den Salons und Boudoirs den Philosophen Vol-

taire und wir finden, daß er begierig den Weihrauch einathmet, den man ihm zum Opfer bringt, daß er, von Eitelkeit und Selbstvergötterung befangen, keinen Tadel vertragen kann, daß ein einziges Wort billigen Zweifels an seiner Größe den Philosophen zu tödtlicher Feindschaft entflammt, und daß er in seiner boshaften Rache nicht abläßt, den Kühnen zu verfolgen bis er ihn gestürzt, elend gemacht hat. Feigheit, Falschheit und Bosheit sind seine drei Hauptlaster. Unbedenklich opfert er die Ehre und Glückseligkeit einer Person, die ihn beleidigt. Wie klein endlich, wie elend erscheint uns Rousseau in seinen Bekenntnissen, wo er gewiß die Hälfte seiner Schwachheiten und Laster verschwiegen hat. Ein leichtfertiges Weib führt den starken Geist am Gängelbande. Und diese Männer haben ihrem Zeitalter Philosophie gepredigt, diese Männer waren die Götzen des Jahrhunderts und ein sogenannter großer König opferte an ihrem Altar.

VI.

Liebe.

Meine Liebe ist untergegangen. Eine Sonne erschien sie mir in heiterer Morgenröthe, aber in blitzschwangeren Gewitterstürmen, in einer Flam-

menwelt voll Verderben, ist sie mir untergegangen. Es war ein kurzer Tag, dieser stürmische der Liebe — ich habe keinen zweiten erlebt. Mit verbranntem Herzen kam ich zum ersten Mal nach Amerika. Signor Chrisostomo Pulcio, ein fröhlicher Mann mit unerschöpflicher Laune, obgleich gealtert, wurde mein Freund. Mit freundlicher Besorgniß forschte er nach der Ursache der Starrheit, welche mein Gemüth seit dem Tod meiner Liebe ergriffen hatte. Es thaute auf, als ich sie ihm eröffnete.

„Armer Freund!" sagte er, „wie wohlfeil habt ihr euer Glück verkauft. Mit euren Grundsätzen konntet ihr nicht glücklich werden in der Liebe, denn ein Weib ist jener Opfer nicht werth, die ihr gebracht, jenes ewigen Kummers, den ihr noch auf das Grab eurer Liebe pflanzt. Ich will euch eine schreckliche Geschichte erzählen, um euch zu überzeugen, wie tugendlos die Weiber sind. Herrliche Deklamationen einer affektirten Keuschheit, Furcht vor religiösen Phantomen ist Alles, was sie an Tugend besitzen. Im nächsten Kampf der Sinne aber erliegen sie und ihre strengen Grundsätze."



VII.

Das Freiheitsprincip in der Liebe.

Novelle, erzählt von Don Pulcio.

Am Thor des Palastes Donzi — man vergönne diesen Namen anstatt des wahren — sah man am Tage des heiligen Antonius ein Gedränge von ein- und ausströmenden Menschen, auf deren Gesichtern Schreck und Bestürzung zu lesen war. In der ganzen Republik wurde der Name Donzi geehrt, obgleich er mehreren Sonderlingen angehörte, welche von den Venezianern sehr verschieden beurtheilt wurden. Wir folgen den Neugierigen in das Innere des Palastes.

Gleich beim Eingange stellte sich eine breite, hohe Treppe, von der ersten bis zur letzten Stufe mit schwarzem Tuch bedeckt, dar. Auf beiden Seiten zog sich eine Reihe von Laternen hinauf, bis zu den weit geöffneten Flügelthüren des großen Saales, wo unzählige Fackeln und Lichter einen blendenden Glanz herabschimmerten. Stumm eilten die Venezianer mit kaum hörbaren Tritte die Treppe hinauf in den ebenfalls mit schwarzem

Teppich bedeckten Saal. In der Mitte desselben erhob sich ein kolossales Schaugerüste, rings herum von silbernen, mit Flor umhangenen Kandelabern umgeben. Darauf lagen stumm und todt die Brüder Donzi lang ausgestrekt, die Fußsohlen gegen den Eingang gerichtet, die Hände gefaltet, mit auf immer verschlossenen Augen. Staunend betrachteten die Venezianer die Leichen, und stumm, kopfschüttelnd entfernten sie sich wieder. Der Doge von Venedig ließ aber unter der Menge das Gerücht verbreiten, Silvio Donzi habe im Wahnsinn seinen Bruder erschlagen und auf seiner Leiche, vom Schlagfluß gerührt, selbst ausgeathmet.

Längst wußte es Venedig, daß Don Silvio, der vor einem Jahr aus Spanien zurückgekommen war, plötzlich gemüthskrank und so menschenscheu geworden sei, daß er außer einem alten Diener Niemanden um sich duldete und kein Haus besuchte, als das seines Bruders Antonio, dessen Gemahlin Donna Laura in Venedig für eben so tugendhaft galt, als sie schön war. Antonio hatte sie in Abwesenheit seines Bruders geheirathet, mehr um der reichen Mitgift willen, als um ihrer Tugenden. Jedermann bedauerte die Unglückliche.

Die beiden Brüder hielten sich fest umschlun-

gen beim Wiedersehn nach langer Trennung, und Donna Laura trocknete sich fernstehend und die Szene mit Wehmuth betrachtend, die überfließenden Augen. Sie sah ihren Gemahl zum ersten Male wieder seit langer Zeit von einer schönen Empfindung, der Bruderliebe, in jener liebenswürdigen Heftigkeit bewegt, welche einst ihr stolzes Herz erstürmt hatte — denn die Frauen lieben nichts mehr, als die heftigen Ausbrüche der Leidenschaft, wenn sie aus Liebe zu ihnen entstehen. Ihre Eitelkeit besiegt sie; den stolzen Mann dahin gebracht zu sehen durch Liebe, daß er seiner ohnmächtig wird, wirkt mächtiger auf das Weib, als die einfache Würde der Tugend.

„Mein lieber, guter Silvio, schwermüthiger Kopfhänger, treue Bruderseele, sei mir gegrüßt", tobte Antonio in heftiger Freude und erdrückte den sanfteren Silvio fast in seiner Umarmung, hob ihn mit kräftigem Arm in die Höhe, schrie, lachte und küßte ihm die Thränen von der Wange, welche in Strömen flossen. Fast schien es, als ob der Ankömmling schweren Kummer hatte, aber Antonio kannte seinen Bruder besser und wußte wohl, daß die Freude dieses tiefen Gemüthes in Thränen ausbrach.

Nachdem die ersten Szenen des Wiedersehens

vorübergestürmt waren, stellte Antonio dem Bruder seine Laura vor. Sie hing an seinem Hals und bedeckte ihn mit Küssen, denn er war heute wieder so warm und innig, wie einst als Bräutigam. Lächelnd und an ihrer Zärtlichkeit sich ergötzend, grüßte Silvio das schöne Weib in wenigen innigen Worten. Dann entfernten sich die Brüder, um im traulichen Zweigespräch sich ihre beiderseitigen Schicksale, Freuden und Leiden zu erzählen.

„Du bist verheirathet, Antonio", sagte Silvio „und wie's mir scheint glücklich — sehr glücklich," setzte er mit Heftigkeit hinzu, „dein Weib ist ein Engel an Liebe und Schönheit, und ich beneide dich fast in der trostlosen Leerheit meines Herzens. Ich bin dem Geschlechte fast gram geworden durch meine Liebesabenteuer, denn so viel Mädchen ich geliebt und genossen habe, so habe ich doch keine gefunden, welche ich zur Gemahlin haben möchte. Die Weiber, dachte ich, lieben flüchtig und der nächste, kalte Wind in der Ehe löscht ihr Herz aus. Dein Weib hat mich mit ihrem Geschlecht wieder ausgesöhnt, denn so viel warme, innige Liebe nach einigen Jahren ehelichen Gemeinlebens, habe ich in keinem Weiberherzen vermuthet. Ich bin lüstern geworden, Antonio,

nach solchem Glück und werde mir ein Weib suchen unter den Schönen Venezia's."

„Thu das nicht," sagte lächelnd Antonio, „denn du mit deiner Eifersucht, mit deinem engen Herzen, das von einem Gegenstande immer ganz eingenommen wird, könntest leicht in der Ehe unglücklich werden. Ich bin glücklich verheirathet, sagst du und du hast Recht, aber dich würde mein Verhältniß nicht beglücken. Dir kann ich mein Herz öffnen und ich hoffe, du wirst dich gewarnt finden. Die Ehe ist eine unnatürliche, nicht für die wechselnden Leidenschaften des Menschen berechnete Verbindung, welche von dem Menschen fordert, daß er mehr sei als Mensch; ein Vertrag, in welchem sich beide Theile verpflichten, sich ewig zu lieben, als ob die Liebe etwas Willkührliches, in unserer Macht Stehendes wäre. Sie schwören, mit frischen und jungen Herzen für die ganze Außenwelt voll Liebenswürdigkeit und Anregung todt zu sein, und alle Liebe, welche sie in ihrer Brust finden, sich gegenseitig zuzuwenden. Sie machen ihr Herzenstestament und sterben für die Welt. Aber es ist in der That bei weitem nicht so, und die Leidenschaften streben aus den Schranken hinaus — das sind die so zahlreichen unglücklichen Ehen. Glückliche Ehen sind aber jene,

wo die Gatten flegmatischer Natur, sich mit ihrer Ehehälfte begnügen oder entkräftet von der Natur zu dieser Genügsamkeit angewiesen werden, und endlich jene, wo sich beide Theile wohl in Acht nehmen, die Treulosigkeit ihrer Leidenschaften merken zu lassen. Zu den letzteren zähle ich meine Ehe, und wenn sie dir behagt und deiner tugendhaften Philosophie zusagt, so kann ich dir aufrichtig die Verheirathung anrathen. Es liegt allerdings eine Art von Glückseligkeit in der Ehe, als familiärer Verbindung, aber man muß sich über die Strenge seiner Pflichten hinaussetzen. Laura vereinigt in ihrer Person, wie du richtig bemerktest, alle Tugenden des Weibes. Sie ist schön, liebenswürdig, religiös, treu und tugendhaft. Ich nahm sie zur Frau aus Leidenschaft und weil sie ansehnliche Mittel besaß, um meine Genüsse zu vermehren. Ich liebte sie heftig und es vergingen vier Monate ehe ich erkaltete, ehe ich mich gesättigt hatte an ihr. Sie fing mir an gleichgültig zu werden und mein Herz sehnte sich nach Veränderung, aber ich liebte Donna Laura nun aufrichtiger als je, wie meine Tochter, Schwester und als Mutter, die sie inzwischen geworden war. Aber urtheile selbst, kann sich die jugendliche Kraft eines Mannes in so kurzer Zeit

erschöpfen? Nein, sie nimmt nur eine andere Richtung. Die Reize meiner Gemahlin sind mir immer Schönheiten, aber keine Reize mehr. Ich küsse meine Frau noch immer gerne und mit aufrichtiger Liebe, aber die Süßigkeit des Brautkusses, der durch alle Nerven bebt, ist verschwunden. Wer aber diese Süßigkeit empfunden, der muß sich ewig wieder darnach sehnen, und will ich nicht unglücklich sein, nicht anfangen den Gegenstand zu hassen, der mich verhindert, die kaum gekostete Seeligkeit noch ein Mal zu genießen, so muß ich treulos werden und für meine Liebe neuen Genuß suchen. Ich war so glücklich, ihn wieder zu finden in der Umarmung Anderer, welche mich für meinen Ehestand ziemlich entschädigen. Meine Frau weiß nichts davon und wir leben daher so glücklich als möglich, nur scheint mir Donna Laura betrübt über mein oftmaliges Außenbleiben und die Kälte in meinem Betragen. Bald wird sie auch dieß gewohnt sein, und ich kann dann behaupten, daß unsere Ehe die glücklichste in Venedig ist."

Silvio hatte aufmerksam zugehört und war weniger erstaunt als betrübt, über die Expektoration seines Bruders, denn er kannte dessen Grundsätze aus alter Zeit und theilte sie zur Hälfte. Er

hatte sein Herz bisher nur von Abenteuern ernährt, welche in den Lagunen von Venedig, in den Apenninen und am Ufer des Duero alle gleich erfolgreich oder erfolglos waren, die an seinem Gemüthe vorbeigingen, wie ein Schattenspiel von wechselnden Gestalten. Er hatte bei jeder neuen Liebe geseufzt, gedichtet, geschwärmt und sogar geweint. Sein still, aber tief glühendes Herz brach jedesmahl in Flammen aus, und er wollte sterben für seine Donna, bis er in brünstiger, sinnlicher Umarmung seine Schwärmerei erdrückte, und nüchtern neue Abenteuer suchte. Noch war es keinem Weibe gelungen, auf Silvio einen tiefen Eindruck zu machen, obwohl er bei den venezianischen Damen als ein feuriger, zu Opfern bereitwilliger Liebhaber bekannt war. Seine Ausdauer war größer als die Anderer, aber seine Sättigung auch vollkommener und sein Wiederkehren undenkbar. Auf seinen ritterlichen Fahrten war es ihm stets begegnet, daß er sich gezwungen sah, mit anderen begünstigten Nebenbuhlern in die Schranken zu treten, denn die Weiber wählen nicht still beobachtend, sondern werden erstürmt, erkämpft. Die Achtung, die er hierdurch vor dem weiblichen Geschlechte bekam, war nicht sehr groß, und so konnte er es ohne Groll sehen, wenn die,

welche selbst betrogen, nun dasselbe Schicksal erleiden. Donna Laura schien ihm zwar kein gewöhnliches Weib, aber er glaubte nicht an ein Weib ohne die Schwachheiten ihres leichtsinnigen Geschlechtes.

„Wenn auch die Schilderung deiner glücklichen Ehe," sagte Silvio, „für mich nichts Anlockendes enthält, wenn ich auch deine Philosophie nicht in allen Dingen billigen kann, und eine mitleidige Aufwallung für dein betrogenes Weib nicht verläugne, so kann ich doch auch dein Betragen nicht ganz verwerfen, denn das Geschlecht, gegen welches du sündigst, verdient von uns ringgeschätzt zu werden. Ist deine Frau kein außerordentliches Weib, die über ihrem Geschlechte steht an Tugenden, so kann ich sie nicht bedauern und wünsche nur zu eurem Glück, daß ihr euch nie ganz kennen lernt."

„Ein außerordentliches Weib, Bruder," sagte Antonio, „ist sie nicht, denn es giebt überhaupt kein außerordentliches Weib. Alle Frauenzimmer haben einen und denselben Grundcharakter, und wenn die eine ein Freudenmädchen wird, während ihre spröde Schwester mit Tugend prahlt, so liegt der Grund bloß in den Lebensverhältnissen. Uibrigens liebe ich meine Hausmutter mehr als alle übrigen,

obwohl nicht viel zärtlicher. Bewahre sie mein und ihr guter Genius vor der Kunde von meinen Fahrten."

So endigte sich das sonderbare Gespräch auf fröhliche Weise, und der Gegenstand blieb lange unter den Brüdern unberührt. Antonio behandelte seine Frau einige Tage lang wie eine wiedergefundene Geliebte, und überhäufte sie mit Zärtlichkeit, denn die Freude hatte sein Herz erweckt. Silvio theilte das Glück der Gatten, und wenn Laura am Halse des Wüstlings hing und sein Gesicht mit Küssen bedeckte, lächelte er fröhlich, aber nicht neidisch.

Den Rest des Sommers verlebten die Brüder in heiterer Gemeinschaft. Allmählich entfernten sich beide von dem häuslichen Stillfrieden und verfolgten ihre Liebesabenteuer theils in der Lagunenstadt, theils auf der nahen Campagnia, die sie immer häufiger besuchten. Unersättlich war Antonio, aber Silvio, tieferen Gemüthes und weniger sanguinisch, wurde das tolle Leben bald überdrüssig und sein Glück bei wankelmüthigen Mädchen langweilte ihn und ließ ihn ohne Genuß. Langsam trennte er sich von dem wilden Bruder und ließ ihn allein bei seinen Abenteuern. Im Hause lebte er nun bald ruhiger, glücklicher seinen

gewohnten Studien und Erinnerungen. Sein vergangenes Leben breitete sich aus vor seinem Gedanken wie eine leere, öde Wüste — das Geräusch der Welt hatte seine Sehnsucht nicht befriedigt. Einsame, nächtliche Fahrten in einer Gondel befriedigten seine süße Schwärmerei — seufzend, von tausend Vorstellungen und Phantasiegemälden innerlich beschäftigt, begab er sich dann zur Ruhe und der nächste Morgen fand ihn erschöpft, mißmuthig. Zu jung für die Ruhe und zu melancholisch für das frisch bewegte Leben, gerieth er mit sich selbst in Zwiespalt und konnte aus seinem Ideenmeere nicht das Bedürfniß seiner Seele herausfinden.

Donna Laura war indeß in trauriger Einsamkeit — die kurze Täuschung von der wiedererwachten Liebe ihres Gemahls war vorbei und mit ihr die Heiterkeit ihres Herzens. Allmählich entfernte sie die Gäste ihres Hauses, um Niemand die trübe Stimmung, welcher sie erlag, zu verrathen, denn deren Ursache lag zu nahe, als daß sie Jemanden hätte geheim bleiben können. Böse Weiber mit giftigen Zungen hatten in ihr Herz trübe Ahnungen gesäet und in Aller Blicken las sie mit peinlicher Angst Bedauern, Mitleid. Mancher Abend ging thränenreich vorüber, während ihr Gemahl in

den Armen einer Phryne in niedriger Wollust schwelgte. Dennoch hielt sie ihn für treu und hing mit warmer Liebe an den lieblos Entfernten.

Eines Morgens verließ sie ihr zerwühltes Lager mit roth geweinten Augen, blassen, eingefallenen Wangen; denn sie hatte die Nacht in vergeblicher Erwartung ihres ohne Abschied fernen Gemahls durchwacht. Weinend kleidete ihre Zofe sie an, und um die Ursache ihrer Thränen von der Herrin befragt, brach sie in mitleidsvolle Vorwürfe aus. „Arme Signora,“ eiferte sie schluchzend, hingerissen von der Stärke ihres Mitgefühls, „ihr kränkt euch und ruinirt Gesundheit und die Reize, vor welchen einst hundert Edelleute zu euren Füssen lagen, während der undankbare, lieblose Gemahl eurer vergißt, in schlechter Gesellschaft die Nächte durchschwärmt und seine eheliche Treue bricht am Busen einer feilen Dirne.“ Donna Laura ließ sie nicht ausreden:

„Emma, Emma, ich liebte dich wie meine Schwester, ich hielt dich für treu, gut und ohne Falsch, du theiltest meine Liebe mit meinen Kindern, du warst meine Gefährtin, Gespielin —“

Laut weinend stürzte ihr die Zofe zu Füssen und umfaßte sie mit ihren Armen.

„Emma, Emma,“ schluchzte Laura, „du hast

mich verlassen und verrathen, ich weiß nicht, wie es mit deinem Herzen steht, aber so viel ist gewiß, du lügst —"

„Bei der Madonna!" — schrie die Jungfrau sich aufraffend.

„Darum," fuhr Laura schnell und streng fort, „darum will ich dich nie wiedersehen und rathe dir zum letzten Mal mit schwesterlicher Theilnahme, verwirke deine Seeligkeit nicht mit falschen Schwüren —".

Emma wollte sprechen, aber streng verwies sie Donna Laura. Ein Thränenstrom entstürzte ihren schwarzen Augen, die Knie brachen ihr, sie fiel hin, ergriff gewaltsam die weiße, zarte Hand der Gebieterin, drückte sie an ihre Lippen, so heftig, daß sich eine Reihe ihrer Perlenzähne, die zarte Haut aufreißend, abdrückte. Mit einem schwachen Schrei zog die strenge Frau ihre Hand zurück und Emma stürzte der Thüre zu. Dort aber blieb sie plötzlich wie sich besinnend stehen, tauchte ihre Fingerspitzen in das silberne Weihwasserbecken, sprengte dreimal Seegen über das Wohnzimmer, fiel zur Erde und betete. Dann sprang sie auf und eilte mit verhülltem Gesicht hinaus.

Erschüttert sah Donna Laura den rührenden Abschied des treuen Mädchens. Halb angekleidet

warf sie sich wieder in die Kissen. Noch waren sie naß von den Thränen der verflossenen Nacht und wurden nun neuerdings gebadet. Stunden gingen wieder vorüber in unnennbarem Gram, da nahten sich rasche Tritte über den Saal und schnell raffte sie sich empor, ihre Thränen trocknend, die Wangen reibend, das Blaß zu verscheuchen. Antonio trat in das Schlafgemach, blieb aber überrascht an der Thüre stehen, als er seine Gemahlin in solchem Zustande sah. Gezwungen lächelnd ging sie ihm entgegen und küßte ihn auf die Stirne. „Böser Antonio," sagte sie mühsam, „wie lange bist du wieder ausgeblieben."

Antonio antwortete nicht, sondern betrachtete sie stumm, indem er ihr geschäftig die Haare von der Stirn strich. Sein Gesicht drückte sonderbar Widersprechendes aus. Mitleid, Stolz, Kälte, Liebe, Reue und schlimmes Bewußtsein, kalte Uiberlegung und Aufwallung kämpften mit einander. Er wagte es nicht, zum Schein um die Ursache des Uibelbefindens zu fragen, denn die Umstände sprachen schreiend.

„Laura, du bist ein Kind," sprach er endlich mit einiger Heiterkeit, „wie kannst du dich so härmen. Komm, wir wollen heute eine Lustfahrt machen nach den Inseln, Silvio kommt mit und

mehrere deiner Freundinnen. Schnell kleide dich an und sei nicht böse." Hierauf küßte er sie und vertrat die Stelle des Kammermädchens, gelegentlich fragend, wohin sie wäre.

„Ich habe sie entlassen," sagte Laura kurz.

„Entlassen, und warum? —"

„Weil — weil — nein es ist unmöglich, nein Antonio," rief die gekränkte Frau und umarmte ihren Gemahl mit Wärme, aber unter Thränen.

„Und warum?" fragte nochmals mit einiger Strenge Antonio.

„Weil sie Uibles von dir sprach."

„Und warum hat Signiora sie entlassen, ohne ihr Beweise abzufordern, ohne sie im Angesicht ihres Gemahls zur Verantwortung zu ziehen?"

„Mein Gemahl," antwortete Laura ernst, „hat mir, denke ich, Ursache gegeben, Beweise zu fürchten!"

Betroffen schwieg Antonio. Sein listig gewandter Geist ließ ihn jedoch nicht lange in Verlegenheit. Mit Schmeichelworten und geschickter Entschuldigung gelang es ihm bald, das kindliche Gemüth der Frau neuerdings zu bethören, sich vor jedem Verdacht zu reinigen. Er brachte es mit diesen Künsten so weit, daß sie ihn um Verzeihung bat wegen der lieblosen Bemerkung. Un-



zählige Küsse beendigten die Versöhnungsszene. Laura bat, nur die arme Emma nicht zu verfolgen.

„Ich verspreche es dir," antwortete Antonio, „aber Laura, wenn in dir der leiseste Verdacht aufsteigt, so werde ich sie zur strengen Verantwortung ziehen."

Lächelnd schüttelte Laura den lockigen Engelskopf. Leichte Röthe hatte wieder ihre Wangen gefärbt und matt glänzten ihre Augen. „Sei unbesorgt," lispelte sie, „deine Laura vertraut ihre Seeligkeit ihrem Gemahl."

Es blieb bei der verabredeten Fahrt, nur daß sie wegen der Ausbrüche ehelicher Zärtlichkeit, welche Laura erfrischten wie der Regen die welken Blumen, um etwas verschoben werden mußte. Antonio gab sich bald wieder der wilden Fröhlichkeit hin, die ihn charakterisirte und Laura war glücklich, seine frohen Stunden wieder ein Mal theilen zu können. Silvio betrachtete schweigsam und mit Mißtrauen die Aufrichtigkeit seines Bruders, die gegenseitigen Schmeichelworte und Liebkosungen des Ehepaars. Selten trat ein schwermüthiges Wölkchen an die Stirne Laura's — es war die Erinnerung an die verstoßene Emma.

Zwei Wochen kaum währte die Zufriedenheit in dem Paare — dann sehnte sich Antonio wieder

zurück in den Strudel wilder Lüste, welchen er verlassen hatte, um den einförmigen glatten Spiegel ehelichen Glücks zu beschiffen. Die Erinnerung an die letzten Vorfälle machte ihn vorsichtig — auch schien es ihm barbarisch, die verlassene Ehefrau ohne Ersatz zu lassen. Sie brauchte eine dauernde Gesellschaft und Niemand schien ihm dazu besser geeignet, als sein Bruder Silvio. Sein Naturell und sein Hang zum friedlichem Stillleben paßte herrlich zu Laura's Sanftmuth und Genügsamkeit. Er soll zugleich, dachte Antonio, ihr Gesellschafter sein, Freund und Tugendwächter, denn, obgleich er sich selbst den zügellosesten Ausschweifungen hingab, so wollte er doch keine Reciprozität eintreten lassen. Das Weib, sagte er zu sich selbst, ist von der Natur zur Genügsamkeit, zur Einheit ihrer Liebe angewiesen, sie hat dafür reichlichen Ersatz durch ihre Mutterfreuden. Übrigens muthete er seiner Gemahlin eine Charakterstärke zu, die er selbst nicht besaß. Von Silvio fürchtete er nichts, denn seine anscheinende Kälte, seine Bruderliebe und beschränktere Philosophie mußten ihn hindern an Verrath. Mühsam überredete er ihn zu der ihm bestimmten Rolle, endlich aber gab er nach und machte scherzhafte Bedingungen.

„Deine Frau," sagte er, „muß wenigstens Da-

mengesellschaft bitten, denn mit ihr allein jeden Abend zuzubringen, wäre zu langweilig. Ich liebe die Einsamkeit über Alles, aber nicht die zweifache. Es muß Leben in deine verlassenen vier Wände kommen, oder ich setze keinen Schritt über die Schwelle. Auch erbitte ich mir augenblicklich Entlassung aus meinem Dienst, wenn er mir überdrüssig werden sollte."

Alles wurde mit Freuden zugestanden und die über den nahen Abschied ihres Gemahls tief betrübte Gemahlin davon in Kenntniß gesetzt. Noch an demselben Tage reiste Antonio ab nach Milano.

Silvio hatte kein angelegentlicheres Geschäft, als die betrübte Frau zu erheitern, und es gelang ihm, ihre Thränen zu trocknen in dem Augenblicke, als sie die seinigen hervorzulocken drohten. Er erschöpfte sich im Lobe seines Bruders, in Lügen und Wahrheiten von seiner innigen Liebe zu ihr, und Laura horchte dem gutmüthigen Schwätzer mit zunehmender Beruhigung. Auf Verlangen Silvio's lud sie Gesellschaft zu sich, und da ihr Silvio von seinem Wunsche vorgeschwatzt hatte, so bald als möglich das Joch der Ehe sich aufzubürden, von seinem Unglück, keine Simpathie finden zu können unter den venezianischen



Schönen, machte sie es sich aus Dankbarkeit für den Trost, den er in ihre Brust gesäet, zur Aufgabe, dem schwermüthigen Freunde eine Braut zuzuführen. Sie verhehlte ihr Projekt dem Schwager nicht und lachte kindisch auf im Vorgefühl der Freude über das Gelingen ihres Unternehmens. Silvio lachte mit.

„Ich unterwerfe mich Eurem Willen, aber ich sage voraus, es wird nicht gelingen. Glaubt ihr nicht, Schwester, daß ich unzählige edle Fräulein kennen gelernt und mich um sie beworben habe — mindestens um ihre flüchtige Gunst — und warum sollte es mir nicht gelungen sein, eine Auserwählte zu finden, wenn es wirklich ein Frauenzimmer gäbe in Italien, welches meiner würdig wäre? Glaubt nicht, mein Herz sei unentzündbar, fragt nur alle meine Liebsten in Venedig, Neapel und Spanien und sie werden es beschwören, ich sei ein feuriger Liebhaber. Aber seht, Schwester, die Italienerinnen kennen keine dauernde, tiefe Empfindung, und sobald ihre kurze Leidenschaft erlischt, verweht auch meine Flamme. Ich muß mir eine Frau in England holen, denn ich bin eifersüchtig und beständig, wäre ich einmal verheirathet. Meine Frau muß mir ganz gleichen an treuer Liebe. Sie muß kei-

nen anderen Gedanken haben als mich, und stets, so lange ich lebe, denselben heißen Kuß der Braut bereit für ihren Silvio und wäre er schon grau und alt."

Laura lachte über die leichtfertige Rede und schmollte über die Unhöflichkeiten, welche er ihr und allen italienischen Damen gesagt hatte. Silvio versicherte, es gäbe einige wenige Ausnahmen und sie sei eine davon. Mit einigem Ernst sagte ihm Laura eben so offenherzig, sie danke Gott, daß er nicht ihr Gemahl wäre, „denn ihr verachtet nicht die Schlechten, sondern das ganze Geschlecht. Umsonst sucht ihr mir weiß zu machen, ihr glaubt an weibliche Tugend, euer spöttisches Lächeln und die Achtungslosigkeit, womit ihr von Frauen sprecht, straft euch Lügen."

„Ihr habt nicht ganz Unrecht, Schwester," sagte Silvio, „wenn ihr mir keine besondere Hochachtung vor euerem Geschlecht zumuthet — doch erlaßt es mir, allen Ernstes euch die Gründe zu sagen, denn eure Schamhaftigkeit müßte erröthen vor meinen Erfahrungen. Seid zufrieden, wenn ich euch ehre, Schwester, als die Perle von Venedigs Frauen; wenn ich hier und da einer den Hof mache und sie bald vergesse, zur beständigen Liebe, zur Ehe, werdet ihr mich schwerlich bringen



vor meiner beabsichtigten Freierreise nach England."

Wiewohl Donna Laura erkannte, daß diese Aeußerungen nicht ganz in Scherz ausgesprochen waren, so ließ sie sich doch nicht irre machen dadurch, denn sie kannte Silvio's derbe, schonungslose Ausdrucksweise, welche stets mit seinem Herzen und seinen Handlungen im Widerspruche stand, und ihn bei manchen in den Ruf eines böswilligen Menschen gebracht hatte. Sie wußte, daß Silvio schlechtere Grundsätze äußere, als er wirklich besaß und befolgte und ließ sich daher in ihrem Plane nicht stören.

Unter den Damen, welche ihre Pikeniks besuchten, war Giulietta, ihre Cousine, ein munteres, lebhaftes Mädchen, welches nur selten den Kopf hing und schwärmte. Streng erzogen und in fügsamer Unschuld bis zum sechzehnten Sommer herangewachsen, mit vielen körperlichen Vorzügen ausgestattet, worunter ein seelenvolles, heiteres Auge, blieb sie bisher der Gegenstand stummer Sehnsucht und stiller Leidenschaft. Niemand wagte es, sich der Züchtigen zu nahen, denn Jedermann beschuldigte sie der Empfindungslosigkeit. Laura kannte dieses reine, warme Herz besser und sie dachte den Liebling ihrem Schwager zu vermählen,

wenn sich die Herzen finden sollten. Fast täglich war sie bei Laura, und Silvio war schneller in den kleinen Engel entbrannt, als Laura es gehofft hatte. Sie kannte den Freund nicht und dachte sich ihn nicht so leicht entzündbar. Indessen freute sie sich und beobachtete beide. Länger widerstand ihre Cousine den schmachtenden Blicken Silvio's. Er stand oder saß stundenlang fast stumm und betrachtete mit Gluth das reizende Geschöpf. Sie begriff diese Bewerbungen nicht und dachte nicht daran, daß Silvio sie lieben könne. Indessen hing ihr Blick oft mit Wohlgefallen an der langen, schmachtenden Gestalt ihres Vetters und in seinen gutmüthigen, wie thränenfeucht schimmernden Augen lag Etwas, das ihren Herzschlag verstärkte. Ihn aber fesselte die kindliche Einfalt des Mädchens.

„Nun, Silvio," sagte Laura eines Abends, als eben die Gesellschaft sich beurlaubt und auch Giulietta in die Gondel gestiegen war, um nach Hause zu fahren, „wie gefällt euch Giulietta?"

„Ich gestehe gerne," sagte der Angeredete nach einigem Sinnen, „daß eure Cousine auf mich Eindruck gemacht hat, und das Verhältniß dürfte ernstlich werden, entdeckte ich Gegenliebe. Es ist mir aber dabei so ängstlich sonderbar zu Muthe, daß ich fast wünschte, ihr hättet mein Herz in Ruh' gelassen."



So oft die Gesellschaft abging, bemerkte Silvio an Laura ihre wiederkehrende Traurigkeit. „Wo nur Antonio so lange bleibt?“ seufzte sie und Thränen stürzten auf ihre Wangen.

„Morgen, liebe Schwester,“ sagte dießmahl Silvio, „morgen umarmt er euch wieder. Er hat mir und euch durch mich heute seine Ankunft melden lassen. Verano hat ihn in Milano getroffen.

Laura schrie laut auf vor Freude, und zählte die Minuten bis zu seiner Ankunft. Wirklich kam Antonio schon am andern Morgen, und fand seine Gemahlin gesund und froh.

„Ich danke dir, lieber Bruder,“ sagte er zu Silvio, „für deinen Liebesdienst, denn es ist dir gelungen, meine Frau bei Laune zu erhalten und, nach dem Bericht derselben zu urtheilen, habt ihr mich kaum vermißt.“

„Mit nichten,“ antwortete Silvio, „deine Frau hat oft und bitter geweint, und ich wünschte, Bruder, alles Ernstes, du ließest ab von deinem abenteuerlichen Leben. Verano hat mir nicht viel Rühmliches erzählt von deinen Gelagen in Milano. Du hast einen Engel zur Frau und kränkst sie dennoch. Verhüte Gott, daß sie deine Untreue erfährt. Ich beschwöre dich, Bru-

der, stoße das Glück nicht von dir, welches dir beschieden wurde vom Himmel!"

„Was ficht dich an, schwermüthiger Kopfhänger? Ich liebe meine Frau, und was will sie mehr? Soll ich ein langweiliges Philisterleben beginnen und den Freuden der Welt entsagen, wahrlich, da müßte ich meine Ehe bereuen!"

Silvio drang nicht weiter in ihn, denn er kannte seinen unbeugsamen Sinn. Es war die letzte Warnung der brüderlichen Liebe, denn mit sich selbst beschäftigt, verlor Silvio das Interesse an den Verhältnissen seines Bruders. Doch schmerzte es ihn tief, daß diejenige, welche so eifrig für sein Glück bedacht war, unglücklich sein oder werden sollte, wie zu befürchten stand. So lange Antonio in Venedig war, lebte Silvio in Einsamkeit und machte Gedichte auf Giulietta, die er gewöhnlich Tags darauf wieder verbrannte. Er war plötzlich zaghaft und furchtsam geworden, und in drei langen Monaten rückte seine Liebe nicht einen Schritt weiter vorwärts. Es blieb bei Blicken, freundlicher Begrüßung und frohem Wiedersehen. Antonio blieb alle Abende weg, und Silvio hütete das Haus wie ein Kranker und plauderte mit Laura von seiner Liebe, bis ihn seine Gemüthsunruhe von dannen und in seine ge-



wohnte, geliebte Einsamkeit trieb. Weinend harrte dann Laura ihres Gemahls und oft wenn Silvio von Schlaflosigkeit gequält zum Fenster hinaus sah, bemerkte er auch Laura am dunkeln Fenster ihres Gemahls, seufzend und ihre Thränen trocknend. „Arme Frau," sagte er dann zu sich selbst, „dein Leiden stört mein Liebesglück".

Endlich kündigte Antonio abermals seiner Frau an, daß er mit der ihm eigenthümlichen Plötzlichkeit des Entschlusses, noch an demselben Tag abzureisen denke. Silvio wollte mit.

„Dann bin ich ganz verlassen", sagte Laura.

Silvio blieb mißmuthig und Antonio nahm Abschied. Mit gemildertem Schmerz sah ihn seine Gemahlin scheiden, nur an seine baldige Wiederkunft denkend. Silvio blieb ihr täglicher Gefährte, sie wurde nicht froh, wenn er fern war und wußte seine Aufopferung zu schätzen. Mit aller Aufmerksamkeit einer guten Hausfrau suchte sie dem Trüben gefällig zu sein und tröstete ihn, als Giulietta plötzlich erkrankte und er hierüber außer sich war. All seinen Kummer theilte er Laura'n mit, und damit er es ungestört thun konnte, entfernte sie alle Gesellschaft. Dagegen war Silvio nicht undankbar gegen seine Schwester und tausend kleine Dienste, die er bei all

seiner Zerstreuung nicht vergaß, gaben Beweise hiervon. Sie kränkelte ebenfalls aus Kummer für das Leben Giulietta's und Silvio gab ihr Arznei, ließ sie die Stunde nicht vergessen und beobachtete das kleinste Simptom ihres leichten Uebelbefindens, lief zwanzigmahl des Tags nach der Wohnung Verano's, ihres Onkels, um tröstliche Erkundigung einzuziehen über Giulietta für sich und Laura. Schnell genasen beide und ein kleines Familienfest feierte das freudige Ereigniß. Ungeheuchelte Freude belebte den kleinen Familienzirkel und die Gemüthsaufregung Laura's riß sie hin, Giulietta, an der sie nur zu deutliche Spuren der Gegenliebe fand, von der Herzenskrankheit Silvio's und ihrer Quelle zu unterrichten.

„Liebe theure Seelen!" sagte sie mit inniger Rührung und führte die Liebenden einander zu, „versteht euch und bleibt euch nicht lange fern. Bürge will ich sein für euch beide, daß ihr euch aufrichtig liebt, Bürge dafür, daß ihr eurer gegenseitig werth, Bürge, daß ihr glücklich sein werdet — —"

Wie todt stürzte Silvio zu Boden —

„Heilige Madonna!" riefen alle wie aus einer Kehle und stürzten sich auf den Ohnmächtigen.



Mit Mühe brachte man den Leichenstarren auf sein Zimmer, mit größerer zum Bewußtsein. „Laura" war sein erstes Wort, aber Laura lag in ihrem Schlafgemach eingeschlossen auf den Knien und schluchzte heftig. Giulietta fuhr, nachdem sie den Kranken eigenhändig gepflegt, selbst unwohl nach Hause. Alle aber schrieben den Vorfall der zu großen Uiberraschung und dem lang verhehlten Gemüthssturme des Leidenden zu.

In dieser Verwirrung kam plötzlich Antonio nach Hause. Silvio hörte seine Gemahlin vor Freude aufjauchzen und der Schrei durchbebte sein Mark. In furchtbarer Bewegung lauschte er auf das Geräusch im unteren Geschoß, hörte Laura schluchzend das Vorgefallene erzählen. Mit raschen Schritten eilte Antonio hinauf zu dem Kranken, der mittlerweile sich ganz erholt hatte.

„Mein theurer Bruder, was ist dir plötzlich für Liebesjammer wiederfahren, wie kannst du so erschrecken über dein Glück? Giulietta liebt dich und bei Gott, ich beneide dich um das Mädchen. Sie ist tugendhaft wie Diana und schön wie Aphrodite. Bei der Madonna, ich würde nicht in Ohnmacht fallen in deiner Lage, du Glücklicher."

Silvio lächelte bitter, erwiederte wenig und bat um Ruh. Er wolle selbst wieder kommen

zu Antonio, wenn er sich erst erholt habe — aber Silvio wich nicht aus seiner Stube. Furchtbar hatte es getagt in seinem Gemüthe — er liebte nicht Giulietta, nein, das Weib seines Bruders, Laura. Bisher lebte er in arger Selbsttäuschung und jetzt konnte er es nicht fassen, wie er so lange sich selbst und Andre betrügen konnte. Er wollte schleunigst abreisen, um seinem Schicksal zu entfliehen, aber nach einer fürchterlichen, schlaflosen Nacht war er am Morgen noch nicht entschlossen. Er trat an einen Spiegel, stemmte den Arm an den Tisch und beschaute sich wahnsinnig lächelnd. Bleich und abgezehrt grinste ihn aus dem Spiegel sein Ebenbild an. Plötzlich zertrümmerte er mit einem Faustschlag das Getäfel und trat dann ruhig seine Wanderung in der Stube an. Lächelnd begrüßte er Antonio, der lustig auf ihn zukam.

„Ein süßes Billetchen von deiner Getreuen," sagte dieser und überreichte ihm einen Brief.

Er las:

„Vetter!

Der gestrige Vorfall hat mich so erschüttert, daß ich gezwungen bin, auf der Campagnia Zerstreuung zu suchen. Ermeßt daraus, ob es wahr ist, was Laura wider meinen Willen Euch unvorsichtig eröffnete. Ist es wahr, was Lau-

rette mir von Euch sagte, so habt Ihr keinen Grund, Euch zu grämen. Eure Gemüthsstimmung beängstigt mich fürchterlich, denn ich finde sie räthselhaft. Habt ihr mir und Lauretta'n geheuchelt — verzeih euch die heilige Jungfrau — so habt Ihr mich um meine zeitliche und ewige Seeligkeit betrogen. Jedenfalls sendet mir Aufklärung — bei Gott, Ihr seid sie mir schuldig.

Giulietta."

Die Hölle ist los! murmelte Silvio halbleise. Antonio drang heftig in ihn, dem Bruder sein Herz zu eröffnen, wenn er Kummer habe, obwohl er nicht begreifen könne, wie ein glücklich Liebender von Gram verzehrt werden könne. Mit allem Ungestüm der Gutmüthigkeit suchte er ihm sein Geheimniß zu entreißen und Silvio war nahe daran, in seine Arme zu stürzen und Alles zu gestehen, als Antonio plötzlich abgerufen wurde. Gedankenlos eilte Silvio hinaus. An der Treppe harrte seiner ein Knabe, händigte ihm einen Zettel ein und verschwand. Er enthielt die wenigen Worte:

„Wenn euch die Ehre eures Hauses lieb ist, so kommt schleunig zu mir. Ich habe euch Wichtiges zu eröffnen.

Emma."

Hierbei war die Wohnung der Zofe angegeben.

„Signor!“ sagte Emma, „verzeiht mir, wenn ich mit dem, was ich euch mitzutheilen habe, Zwiespalt säe in euer Haus, laßt es mir, dem Werkzeug eines höheren Willens, nicht entgelten und zürnt mir nicht, wenn ich von meinem Gewissen angetrieben, euren Bruder Antonio gegen euch anklage. Ihr seid ein guter Herr und obwohl man euch hier allgemein im Verdachte hat, ihr wäret ein Freigeist und Ketzer, so habe ich doch nie bemerkt, daß ihr Unrecht gethan oder nicht abgewendet hättet von Anderen, wo es in euren Kräften stand. Euer Bruder gleicht euch nicht, denn er hat ein Herz, das ihm das theuerste sein sollte auf Erden, schändlich verrathen. Ich rufe euch an, edler Silvio, die gekränkte Unschuld gegen euren Bruder in Schutz zu nehmen und allen den Einfluß, den ihr auf ihn ausübt, geltend zu machen.“

„Ohne viel Vorworte, Emma, was ist geschehen, was fordert ihr von mir?“

„Ihr wißt, edler Herr, welchen Ausschweifungen sich euer Bruder leichtsinnig hingiebt, aber ihr wißt vielleicht nicht, wie unaussprechlich elend seine unglückliche Gemahlin geworden ist. Sie





liebte ihn mit der größten Zärtlichkeit, aber er war stets kalt, oft unfreundlich und roh gegen sie. Dennoch ließ sie ihn nie merken, wie ihre Liebe durch sein Betrag'n erschüttert worden war und entließ mich, als ich es wagte, ihr die Augen zu öffnen. Euer Bruder hat seither Alles angewendet, mich zum Schweigen zu bringen, mich mit Geschenken überhäuft, um mich günstig für ihn zu stimmen. Wahrlich, es muß weit gekommen sein mit ihm, daß er einer treuen Dienerin zumuthet, sie werde um eiteln Goldes willen ihre Gebieterin verrathen. Indessen nahm ich seine Geschenke an und suchte mir sein Vertrauen zu erwerben, aber ich habe den Sündenschatz nie berührt und ich bin bereit, ihn, wenn ihr es verlangt und billigt, frommen Zwecken zu widmen. Daß ich falsch war gegen einen Menschen, dem nichts heilig ist in der Welt, mögt ihr mir verzeihen, denn meine Absicht war gut. Ich wollte erst genaue Kunde einziehen von den Lastern Antonio's, um euch dann durch Thatsachen zu bewegen, euren Bruder auf den rechten Weg zurückzuführen oder, wenn dieß nicht mehr möglich ist, ein Verhältniß zu zerstören, welches ein junges, blühendes, tugendhaftes Weib zu ewigem Jammer verdammt. Meine List ist mir gelungen und Signor Antonio hat mich

in alle seine Verbrechen eingeweiht, um ihm behilflich zu sein in der Fortsetzung seines schändlichen Lebens. Gestern kam er zu mir und brachte ein als Knabe verkleidetes Mädchen aus Reggio mit. „Ich vertraue dir," sagte er, „einen Schatz an, den ich mir mit vielen Opfern erkauft habe und wünsche, du mögest mein Vertrauen rechtfertigen — zu deinem eigenen Vortheil. Das gute Kind ist ein wenig einfältig und weiß noch nicht, daß ich verheirathet bin, auch kennt sie meinen Namen nicht; da es jedoch sein könnte, daß mein Geheimniß verrathen würde, so bitte ich dich, alle Künste der Uiberredung aufzubieten, um ihr über gewisse Gewissenspunkte alle Herzensangst zu benehmen. Meine Dankbarkeit wird dann ohne Grenzen sein." Das arme, betrogene Kind erschrak aber nicht wenig, als ich ihr sagte, wer ihr Verführer sei. Jammernd stürzte sie zu meinen Füssen und beschwor mich, ihr im Unglück beizustehen. Sie habe ihre Eltern heimlich verlassen und sei dem Verführer gefolgt, der ihr versprach, sie zur Frau zu nehmen. Eine Frucht seiner Umarmung fühle sie unter ihrem Herzen. Nun, Signor Silvio, ist es an euch zu handeln und ich überlasse sowohl jenes Mädchen, als das Glück der betrogenen Frau, eurem Gewissen."

Mit diesen Worten öffnete sie eine Seitenthüre und ein bildschönes Mädchen trat weinend heraus — doch genug von dieser Szene. Silvio sprach nichts und hörte nur. Das Schicksal dreier Menschen lag in seiner Hand, sein eigenes war damit verwebt. Mit anscheinender Ruhe sagte er zu Emma, er wolle sehen, was zu thun wäre; sie und Gianettina sollte sich ruhig verhalten, letztere sich krank stellen und seinem Bruder vor der Hand nichts merken lassen von dem, was inzwischen vorgefallen war. Das Uibermaß der Last, welche nun auf sein Herz gewälzt war, hatte wirklich den Gemüthssturm niedergedrückt und obschon er nichts überlegen konnte, war er doch ruhig.

Im Palaste Donzi angekommen, fand er nur Laura zu Hause. Sie eilte ihm hastig entgegen, als habe sie ihn längst erwartet. Ihre Augen waren verweint, ihre Wangen blaß, aber das ganze Gesicht hatte nur einen Ausdruck, den ihres liebevollen Blickes, der auf Silvio mit seeligem Wohlgefallen ruhte. Er reichte ihr die Hand und sie umfaßte sie warm und innig. Ihre Augen begegneten sich fortwährend und Silvio's schimmerten von Thränen. Es gab keine Aufklärung, nur schweigende, süße Blicke. Silvio war im Innersten verwundet.

Antonio war kaum nach Hause gekommen, als er Silvio allein zu sprechen verlangte. Zu nicht geringem Erstaunen erzählte er ihm sein Abenteuer mit Gianettina und bat ihn um Rath, Hilfe. Silvio wollte den Treulosen mit Vorwürfen überhäufen, aber hatte er nicht selbst ähnliche Grundsätze im Punkt der Liebe gehegt? Jetzt war es anders mit ihm. Er fühlte den Werth der Tugend und war begeistert von ihr. Seine innere Spaltung ließ jedoch keine Erklärung zu. Sein Bruder erschien ihm plötzlich verächtlich, hassenswerth, aber er wußte nicht, was ihn verhinderte, ihm jene Gesinnungen zu offenbaren. Kein böser Vorsatz erwachte in ihm, aber auch kein guter. Die Unterredung ward dadurch beendigt, daß Silvio seinen Beistand versprach.

„Du mußt,“ sagte Antonio, „mir zu Liebe meine Frau alle Abende zu beschäftigen suchen, daß sie mein Außenbleiben vergißt. Es wird dir nicht schwer werden, denn Laura scheint nicht minder Geschmack an dir zu finden, wie du an ihr. Ich fühle es nur zu stark, ich liebe sie nicht mehr, denn selbst meine Eifersucht ist verschwunden. Ich werde nichts mißbilligen, was du auch thust. Eure Einsamkeit werde ich nicht stören, denn ich finde reichlichen Ersatz in Gianettina.



So lange dein süßes Täubchen Giulietta von dir fern ist, wird dir Laura keinen verwerflichen Ersatz leisten."

Silvio verstummte vor Erstaunen. Hastig nahm Antonio wieder Abschied und eilte fort. Unfähig einen Gedanken zu fassen in der unseligen Verwirrung, welche seine Seele ergriffen hatte, überließ er sich ganz seiner Leidenschaft. Mit ängstlicher Ungeduld harrte er des Augenblicks, wenn Antonio den Pallast verlassen würde. Endlich nach tausend ängstlichen Herzschlägen hörte er das Thor schließen und schnell, wie sein Gedanke, war er bei Laura. Von nun an wich er selten von ihr und sie wehrte den Zudringlichen nicht ab. Emma wurde von ihm benachrichtigt, der bedrängten Gianettina Geduld einzuprägen. Sie faßte sich schneller, als Silvio gehofft hatte und es bedurfte nur zweier Unterredungen mit Antonio, um sie wieder auszusöhnen. Emma, die Ursache dieser Verzögerung und Wendung nicht begreifend, verließ Venedig und überließ das Schicksal Aller, Silvio. Sie war es müde, von dem Interesse für andere Personen ihren Frieden aufzehren zu lassen und vertraute ganz auf die Klugheit und Rechtlichkeit Don Silvio's. Beruhigt, daß er um Alles wisse, schied sie von der Lagunenstadt, um in Pavia ihre Verwandten aufzusuchen.

Mehrere Wochen vergingen und Alles stand wie vorher. Silvio brachte fast seine ganze Zeit bei Laura zu und dachte fern von ihr nur an sie. Seine Bruderliebe überwältigte eine Zeitlang die Mißlaune gegen Antonio und verführte ihn nach und nach, seine Grundsätze zu adoptiren. Eines Abends saß er wieder einsam neben Laura und sang einige liebeglühende Strophen, während Laura sie begleitete. Die Sonne sank herab und die beiden Schwärmenden zogen sich von dem luftigen, kühlen Saal in die inneren Gemächer zurück. Erschöpft sank Laura auf einen Divan — ihr Athem ging lebhaft nach dem Schlage des bewegten Herzens. Mit süßer Schmeichelei nahte sich Silvio, bog sich über die halb Schlummernde und sah ihr in die glühenden Augen. Heftiger pochten die Herzen. Ihr Athem begegnete sich, seidene Locken berührten Silvio's heiße Stirne und im Taumel wehte er kühn einen Kuß auf die schmachtenden Lippen. Laura erwiederte ihn hingebend — dann fuhr sie auf, lächelte und lispelte: „Wie komme ich dazu?" In Silvio waren alle Nerven aufgeregt und das Blut tobte in seinen Adern. Saugend heftete er seinen Mund an den ihrigen und Auge in Auge tranken sie ihre Seelen. Endlich fuhr Laura plötzlich auf, wehrte den Stürmischen ab

und verwies ihn ernst, doch gütig zur Entfernung. „Silvio, guter, theurer Silvio," bat sie sanfter, „schont meine Schwäche. Ihr werdet meine schwesterliche Zuneigung nicht wie ein Abenteuer betrachten. Lebt wohl, Silvio." Dabei drückte sie ihm warm die Hand, sah ihm liebevoll ins Auge und ging nach ihrem Schlafgemach.

Uiberseelig verließ Silvio die Apartements und eilte in seine Einsamkeit, aber seine Brust drohte zu springen in der heftigsten Unruhe. Nie noch war er so ganz von seiner Leidenschaft überwältigt worden. Die widersprechendsten Gefühle kämpften lange mit der Riesengewalt und erlagen. Die Vernunft unterstützte sie mit passender Philosophie. Wenn das Herz im Innern zerfallen ist, siegt immer der kalte Verstand. Was die Gährung in Silvio's Gemüth entwickelte, faßte er in einen Brief an Laura zusammen:

„Geliebte!

Nach dem, was zwischen uns in den seeligsten Augenblicken meines Lebens vorgefallen ist, kann es Dir, Angebetete, kein Geheimniß sein, daß ich in einer stürmischen Brust nur Dich und einzig nur Dich einschließe, daß ich Dich liebe, wie ich noch nichts geliebt auf Erden. Der Sturm liebt nicht so das Meer, die Blume nicht so

die Sonne, wie ich Dich liebe, Dich, an die mein Leben gefesselt ist auf ewig. Meine Nächte sind schlaflos und der wachende Gedanke kennt nur Dich, Himmlische, und keine Sekunde taucht auf in dem Meere der Zeit, die nicht wie ein Tropfen allseitig Dein Bild wieder strahlte. Dein Name ist mein Gebet und meine unauslöschliche Sehnsucht nach Dir füllt allen Raum meiner Empfindung. Du bist mein Gott und mein Himmel, neben Dir stürzen Miriaden geträumter Seeligkeiten des hoffenden Wahns nach Unsterblichkeit zusammen in schale Erbärmlichkeit. Tausend Leben, könnte ich sie erringen, sind mir nicht so theuer, wie deine Liebe und keine Höllenqual kann die Seeligkeit aufheben, die in Deinem Kusse liegt. Fern von Dir ist mein Leben eine Hölle, die mein Mark verzehrt."

„Laura, in Deiner Hand liegt der Würfel, mein Geschick. Himmel oder Finsterniß des Todes kannst Du mir werfen mit leichter Hand. Laura, bebst Du nicht vor dem Wurfe? Gewiß, Laura, Du wünschest nicht mich zu verderben. Dein zitternder Pulsschlag, Dein glühender Athem, Dein heißer Kuß haben es verrathen; Dein Herz kennt Silvio."

„Meine Liebe ist Verbrechen, wirst Du sa-



gen; aber ist es Verbrechen, daß die stolze Himmelsblume das Haupt nach dem Himmelsstrahl wendet, ist es Verbrechen, was die Natur gefügt durch heiliges Gesetz? Dann ist die Welt mit ihrem Sphärenbau eine Ewigkeit von Laster. Die Demantkette, welche unser Herz umschlingt, ist dieselbe, welche den Himmel mit seinen Weltkörpern umgreift und die menschliche Tugend aus Wahn und Irrthum ist ein Strohhalm unter der unzerstörbaren Kraft des Naturgesetzes, sie ist Thorheit gegen die Weisheit der Weltfügung, ja Verbrechen gegen die Tugend dieser ewig währenden Weisheit. Die menschlichen Satzungen zersplittern in windleichten Staub, den der Athem des Weltgeistes zerstreut unter der eisern waltenden Wahrheit."

„Laura, es ist kein Verbrechen, es ist Tugend, wenn Du die Gewalt des ewigen Willens heiligst, ein theures Vorurtheil für ein Menschenleben opferst. Ein Menschenleben, ein Glied in der Kette der Existenzen ist viel, unendlich viel, aber es ist ein erbärmlicher Preis für Dich. Könnte ich Dir damit ein ungetrübtes Lebensglück erkaufen, mit der Freude eines Bräutigams stieße ich mir den Dolch ins Herz. Fordere das Opfer aus Laune und ich bringe es

nicht minder freudig. Laura, Laura, es handelt sich um eine unwiderrufliche Thatsache — ich liebe Dich und keinen Tag kann ich leben fern von Dir. Meine Liebe aber greift mächtig ein in Dein Leben, bedroht die Abgötter Deiner Frömmigkeit — Laura, Laura, zerstört meine Liebe Dein Glück, den Frieden Deiner engelsreinen Brust, kann es Dir frommen, kannst Du mich vergessen und mein hartes Geschick, wenn ich aufhöre Dich zu lieben, sterbe, dann gieb mir einen Wink und die Lagunen ersticken die Schlange, welche an Deinem Leben frißt."

„Willst Du aber, daß ich lebe in Dir, kann mein Tod den Geist der Tiefe, der uns bedroht nicht sühnen, dann, Laura, bist du es Dir und mir schuldig, daß Du uns vereinigst, daß Du mir vermählt mit Leib und Seele die Flamme beschwörst, die mit uns Alles, was uns lieb geworden auf der Erde, verzehren will."

„Du bist das Weib meines Bruders durch den Seegensspruch eines Handwerkspfaffen, durch den Kontrakt eines Notars, aber mein Weib bist Du, so schwöre ich, durch die Gewalt der Nothwendigkeit der Natur, und diese heilige Kraft hat uns unzertrennbar verbunden. Du hast Pflichten gegen Deinen Gemahl durch Uiber-



einkunft, aber heiliger sind die Pflichten d
Herzens. Du hast kein Recht, Dich dem eise
nen Gebot des Schicksals zu widersetzen, D
hast kein Recht, Dich und mich zu opfern einer
kindischen Wahn. Der Bund der Liebe ist ge
löst zwischen euch, denn es ist keine Liebe mehr zwi
schen euch. Du bist Deiner Pflichten entbunder
und eure Ehe ist nur Gemeinschaft der Güter.
Ich will Dich dieser nicht entreißen, denn un-
ser Bund soll nichts zerstören. Die schützende
Dunkelheit des Geheimnisses wird ihn bewahren.
Dein Gemahl denkt wie ich. Selbst wenn er
unser Verhältniß erriethe, selbst wenn der Ver-
lust Deiner Liebe ihn schmerzte, so würde er
es, dafür stehe ich mit meiner Seeligkeit, nur
als ein für ihn unglückliches Ereigniß, nicht als
Verbrechen betrachten."

„Seele meines Herzens, gib mir den Tod, oder den Himmel deines Besitzes. Das Dürsten meiner Liebe ist flammend geworden — ich ertrage es nicht länger, gib mir Gewährung, oder tödte mich. Laß mich, wenn Du unerbittlich bist, von Deiner Hand sterben, so ist mein letzter Athemzug noch ein Genuß Deiner Liebe. Dein oder der Ewigkeit.

Silvio."

Diesen Brief, schlecht berechnet für das der Vernunft unüberwindliche Herz eines Weibes, übergab Silvio mit zitternden Händen an Laura. Sie zögerte, das Papier zu nehmen, aber er ließ nicht ab, bis sie ihm willfahrte. Dann stürzte er fort, die Pause zwischen Jetzt und seinem Urtheil über Leben und Tod in halber Raserei zu verbringen. Erst Abends wagte er es wieder, Laura's Gemächer mit pochendem Herzen zu betreten. Ernste Strenge lag in dem ruhigen Blick der Frauenwürde, die ihm begegnete. Alles verloren gebend bei diesem Empfang, verhüllte er das Gesicht und stürzte der Thüre wieder zu.

„Bleibt, Silvio", rief Laura schmerzlich und eilte ihm nach.

„Euer strenger Blick hat mein Urtheil gesprochen", sagte dumpf Silvio.

„Nein, nein, mein Freund — —" erwiederte Laura heftig, ward aber am Weitersprechen durch hervorbrechende Thränen verhindert.

Eine lange Pause trat ein, während welcher sich Laura zu fassen suchte.

„Mein Freund Silvio," sagte sie endlich schluchzend, „ihr habt mich tief gekränkt, ihr habt all mein weibliches Zartgefühl mißhandelt, ihr habt versucht, mir den Trost meines Glaubens zu

entreißen. Gott mag es euch verzeihen — mein Herz hat es gethan und sich so an dem Ewigen versündigt. Ihr wolltet meine strenge Sittsamkeit zum Opfer und ich habe sie thöricht geopfert, aber ihr wollt meine Seligkeit, und über die gebietet ein höherer Wille. Möchtet ihr wohl ein Weib lieben, die so dächte, wie ihr mich lehrt — es wäre ein Teufel. Ein Weib kann sündigen, fallen; aber raubt ihr die Religion und sie ist keiner Liebe mehr werth. Ihr habt mir erst den Abgrund gezeigt, in den ich stürzen sollte und dafür danke ich euch. Hättet ihr mich über die Blumen eurer Liebe hingeführt, ich wäre hingetaumelt in die Tiefe. Bei all dem Verbrecherischen, das euer Brief enthält, kann ich euch nicht hassen, dieß sei euch genug — fordert nicht mehr. Ich will euren Tod nicht, ja nicht ein Mal eure Entfernung, denn ich fürchte sie — aber ich muß von jetzt an eure Versuchung meiden und das will ich, bei der Madonna! Das unselige Schreiben, welches euch rasende Leidenschaft diktirte, will ich vergessen, denn bei Gott, es kann nicht eure wahre Gesinnung sein. Laßt mich dieß glauben, damit ich eure Freundin bleiben kann. Den Verirrten auf stürmischer Bahn kann ich nicht verdammen, aber

den hartnäckigen Gotteslaugner müßte ich von mir verbannen".

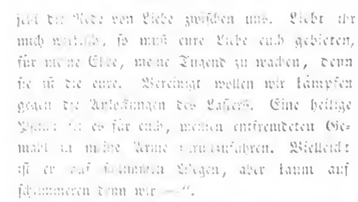
Vernichtet stand Silvio. Was die Liebe spricht, ist mächtiger, eindringlicher, überzeugender, als die kalten Meditationen der Vernunft, darum war Silvio von der Rede Laura's im Innersten erschüttert. Sein Ich von gestern erschien ihm plötzlich ein fratzenhaftes Scheusal. Weinend stürzte er zu den Füssen des Engels, der im Namen des Himmels zu ihm zu sprechen schien.

„Verzeih mir, Heilige!" stammelte er.

„Ich habe euch verziehen, verlange aber ein heiliges Versprechen, daß ihr nichts unternehmen wollt, ohne eurer Freundin Rath".

„Ich schwöre es!"

„Hört meinen Vorschlag. Wie in euer Herz, so in das meinige hat sich die Liebe unbemerkt eingeschlichen, und uns beide auf den Weg ins Verderben gebracht. Ja, Silvio, ich liebe euch unaussprechlich und werde nie wieder glücklich werden. Umsonst suchte ich mich zu bereden, daß es nur Freundschaft wäre, was ich für euch empfinde; aber mit Schaudern entdeckte ich, daß die Umarmung meines Gemahls nur Süßigkeit für mich hatte, weil er euch gleicht. Erlaßt mir jedes weitere Geständniß und zum letzten Mal sei



jetzt der Rede von Liebe zwischen uns. Liebt ihr mich wirklich, so muß eure Liebe euch gebieten, für meine Ehre, meine Tugend zu wachen, denn sie ist die eure. Vereinigt wollen wir kämpfen gegen die Anlockungen des Lasters. Eine heilige Pflicht ist es für euch, meinen entfremdeten Gemahl in meine Arme zurückzuführen. Vielleicht ist er auf schlimmen Wegen, aber kaum auf schlimmeren denn wir —".

Silvio schwieg, er wollte nicht zum Verräther werden an seinem Bruder.

„Wacht über euren Schwager und warnt ihn. Dann treuer Freund verdient ihr euch meine reinste Liebe. Ich werde nie aufhören, Antheil zu nehmen an eurem Schicksal wie eine zärtliche Schwester. So viel thut für mich, Silvio. Ihr selbst werdet nichts Besseres thun können, um euren Frieden wieder zu gewinnen, euch von einer thörichten verbrecherischen Leidenschaft zu befreien, als euch zu vermählen. Giulietta liebt euch und nach euren eigenen Schlüssen rufe ich euch zu: ihr habt Pflichten gegen sie. Wollt ihr das arme unschuldige Geschöpf, reiner und tugendhafter, als wir, verschmachten lassen? Wollt ihr den Fluch einer gekränkten Mutter zur Verantwortung für unseligen Jammer um euer Haupt binden? Nein, das

könnt ihr nicht, dafür bürgt mir euer Herz. Glaubt mir, ihr werdet sie lieben, wenn ihr sie erst kennt und dann eure unselige Verirrung und — mich vergessen".

„Nimmermehr! euch vergessen, Laura — nie — nie. So lang noch ein Nerve bebt in mir, werde ich euch nicht vergessen".

„Theurer Schwärmer — lispelte Laura mit verlöschender Stimme — thut das Unvermeidliche und sucht Laura, eure Laura, ganz zu vergessen. Empfangt diesen Kuß als den letzten — meiner Liebe — Silvio — ich werde ewig unglücklich sein". Laut weinend hing sie an seinem Halse — dann riß sie sich los und bedeckte ihr Gesicht.

„Ihr habt schön, ihr habt himmlisch gepredigt Lauretta, sagte Silvio, aber ich fürchte, ihr habt eure Vorsätze nicht für menschliche Kraft berechnet. Ich bewundere eure Tugend, edle Frau, denn so Edles nur zu wollen, ist schon hohe Tugendkraft. Mich, Schwester, habt ihr mehr bezaubert, ich fühle es als überzeugt, aber ich folge euch auf dem rauhsten Pfade, wo ihr mir vorangeht mit eurem heiligen Beispiel. Vergeßt meinen Brief von gestern, ich fürchte meine Leidenschaft hat mich übermannt — von nun an bin

ich euer werth. Noch kann ich nichts versprechen, obgleich ich fest entschlossen bin, eurem Willen blind zu gehorchen, denn es lastet noch ein schweres Geheimniß auf meinem Herzen, das, wenn ihr es wüßtet, eure Moral vielleicht ändern würde".

„Darf ein Liebender Geheimnisse haben," sagte Laura, „vor jener, die des Herzens verborgenste Regungen nicht geheim hielt vor Euch?"

„Ja, Laura," sagte Silvio fest, „und dieselbe Tugend, welche ihr mir vor Minuten gepredigt habt, gebietet mir, zu schweigen".

„Dann schweigt, ich werde nie wieder forschen und vertraue euch ganz".

„Was den Vorschlag mit Giulietta betrifft, so kann ich euch nicht verhehlen, daß ich es für das größte Verbrechen halten würde, die Arme neuerdings zu betrügen, denn lieben kann ich sie nie, Niemanden — so lang ich athme, als dich, dich, Madonna! — Giulietta würde nicht glücklich sein mit mir, auch wenn es möglich wäre, euch zu vergessen, denn sie müßte mich stets verachten, weil ich sie aus Verzweiflung, um den Sturm meiner Seele zu beschwichtigen, auf die Gefahr, sie als Mittel zu meinem Zweck aufzuopfern, zum Weib genommen hätte. Nein,

Lauretta, das kann euer Herz nicht wollen, daß die junge frische Blume neben meiner hoffnungslosen unauslöschlichen Leidenschaft vertrockne. — Lauretta, ihr wollt ferner, ich soll euch meiden und nie wieder allein sein mit euch. Was fürchtet ihr? — Eure Schwäche? — Meine Schwäche? Nein, Laura, ich bin erstarkt und werde euch schirmen vor mir selbst. Verlangt, was ihr wollt — ich will euch nie wieder küssen, nie die Hand drücken, ich will euch nichts von Liebe sagen, aber nur sehen laßt mich euch und sprechen, denn jetzt, Laura, vertrüge ich es nicht von euch fern zu sein. Ich stehe für die Richtung meines Geistes, stehe für mich ein, aber ich muß Kraft schöpfen aus euch. Dem Augenblick könnte ich sonst nicht gebieten, daß er mich nicht zu einem rasenden Entschluß führte. Ich muß euch täglich allein sprechen, um mich immer bei Besinnung zu erhalten".

„Ich gewähre euch gerne," erwiederte Laura, „aber dann wächst eure Verantwortung".

„Alles, Alles will ich verantworten, Lauretta, und wäre es ein Vatermord, der eure Seele belastete, ich will ihn vertreten für euch, und die euch bestimmten Qualen mögen mich erfassen".



Lange währte dieses Gespräch, und begeistert von den Tugenden der angebeteten Frau verließ er sie beruhigt. Er sah und sprach sie täglich, sie nannte ihn Bruder, er sie Schwester und beide wachten über jede Regung ihres Herzens. Laura rief sich ihre Pflichten wieder ins Gedächtniß, und liebte Silvio in ihrem Gemahl. Sie harrte sehnsuchtsvoll nach seiner Wiederkunft, und überhäufte ihn mit Liebkosungen, wenn er wieder gekommen war. Silvio war Zeuge dieser Szenen und verlor dabei seine Tugendfassung. Eifersucht zerrüttete sein Gehirn, und je kälter anscheinend Laura gegen ihn selbst war, je mehr wich seine Festigkeit dem Andrang der Leidenschaft. Seine Qualen erneuerten sich bei jedem Wiedersehen. Acht Tage duldete er wie ein Märtirer, aber endlich unterlag er. Er sah kein anderes Mittel, sich aus der furchtbaren Lage zu befreien, als Selbstmord. Laura vermied seit einigen Tagen mit ihm allein zu sein. Silvio verlangte von ihr eine geheime Unterredung. Zögernd gewährte Laura.

„Ich habe gekämpft," sagte Silvio, „wie ein Riese, aber ich bin schwächer denn ihr. Meine Kraft ist überwunden, und ich komme, von euch Abschied zu nehmen. Ich habe euch versprochen, nichts zu unternehmen, ohne euch — wohlan ich komme

euch anzukündigen, daß die nächste Stunde meine letzte ist."

„Um Gotteswillen", schrie Laura erschrocken, „was ist euch? Bruder Silvio, ich verlange es von euch, daß ihr von dem schrecklichen Vorsatz absteht."

„Ich kann nicht," sagte Silvio erstarrt, „lebt wohl!"

„Wollt ihr mich tödten?"

Weinend stürzte Silvio zu ihren Füßen. Sie neigte sich herab zu ihm, und küßte ihn. „Theurer Silvio! deine Geliebte bittet dich um dein Leben."

So viele Liebe hatte er nicht erwartet. Schluchzend umarmte er das theure Weib und stürzte fort.

Laura sah ihm bewegt nach, aber furchtlos — er ging nicht in den Tod.

Im leichten Morgenkleide saß Laura in ihrem Gemach auf den seidenen Kissen des Divans und wehmüthige Accorde zitterten die von ihren Fingern berührten Saiten der Laute, als Silvio schüchtern eintrat. Süß lächelnd winkte ihm Laura zu sich.

„Habt ihr keinen Willkommen für den armen Silvio!"

Ein brennender Kuß beantwortete die Frage.

„Böser, wie habt ihr mich gestern erschreckt!"

„Verzeiht mir, Laura," bat Silvio, und bedeckte ihre Hand mit Küssen.

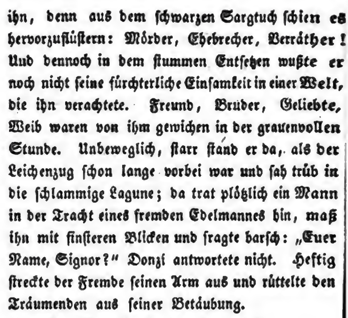
„Ich sollte euch zürnen!"

„Engel!"

Er schlang seine Arme um den Marmornacken und die ihrigen drängten sich üppig aus dem weiten Gewande, seine Umarmung zu erwiedern. In einen langen, glühenden Kuß starben sie hin. Ihre Augen überschwammen und Herz pochte am Herzen. Konvulsivisch drängten Silvio's Hände das leichte Gewand herab und ein blendender Busen quoll bebend aus der seidenen, rauschenden Hülle. Silvio verbarg sein glühendes Gesicht in den enthüllten Reizen, und das Lockenhaupt der schönen Frau neigte sich scham- und liebeglühend über den Nacken des Jünglings. Heftig wogte der Busen an Silvio's Wangen, der Gürtel fiel und gelöst rauschte das Gewand nieder. Heftig preßte ihn Laura an sich, schwellende Glieder drängten sich halb entblößt, halb mit zartem, anschmiegendem Gewebe bedeckt, aus den seidenen Kissen, Aphrodite lag mit unverhüllten Reizen in Silvio's Armen. Schwach sträubte sie sich, als er mit zitternden Händen den leicht weichenden zarten Battist von der glatten, fein gewebten Haut üppiger Lenden schob und die gluthentflammende Göttergestalt aller Verhüllung beraubte.

Wüthendes Entzücken verzehrte die Liebenden, in sich krampfhaft verschlungen, wie um nie wieder getrennt zu werden, Lippe an Lippe geheftet, aus einem Herzen die Wonne fühlend, schwach athmend tranken sie den Nektar der Liebe, leerten den Becher bis auf den Grund und Alles um sie her verging. Der Schleier war zerrissen und die Tugend starb erdrückt von wüthenden Begierden.

Uiber den Ponte Rialto trug man indessen eine Leiche zur harrenden schwarzen Gondel. Der feierliche Gesang der Mönche und der Todtenruf der Posaune drangen aber nicht hin zum Pallaste Donzi, wo Antonio's Gemahlin entkleidet wie Susanna, aber nicht so keusch wie sie, mit dem Bruder ihres Gemahls im Entzücken schwamm. Am marmornen Geländer des Ponte Rialto aber stand in sich versunken ein Mann mit tiefgedrücktem Barett und bis über die Lippen in eine dunkle Mantille verhüllt und folgte mit stierem Auge dem von sechs Jünglingen getragenen langsam hinschwebenden Sarg. Es war Antonio — ein furchtbares Verhängniß waltete in dem Augenblick über ihn; zu Hause schwelgte sein Weib im Ehebruch und hier — hier trug man die Leiche Gianettina's vorbei. Dicht vor seinen Augen, sein Gewand streifend, schwebte der Sarg vorüber, Schauer durchbebte



ihn, denn aus dem schwarzen Sargtuch schien es hervorzuflüstern: Mörder, Ehebrecher, Verräther! Und dennoch in dem stummen Entsetzen wußte er noch nicht seine fürchterliche Einsamkeit in einer Welt, die ihn verachtete. Freund, Bruder, Geliebte, Weib waren von ihm gewichen in der grauenvollen Stunde. Unbeweglich, starr stand er da, als der Leichenzug schon lange vorbei war und sah trüb in die schlammige Lagune; da trat plötzlich ein Mann in der Tracht eines fremden Edelmannes hin, maß ihn mit finsteren Blicken und fragte barsch: „Euer Name, Signor?" Donzi antwortete nicht. Heftig streckte der Fremde seinen Arm aus und rüttelte den Träumenden aus seiner Betäubung.

„Euer Name?" fragte er nochmals.

„Was geht euch mein Name an?" sagte Antonio.

„Antonio Donzi!?"

„Wenn ihr es wißt, daß ich es bin, was fragt ihr mich, und wenn ihr den Namen Donzi hörtet in Venedig, was giebt die Kühnheit zu solchem Ton?"

„Ihr seid mir verschuldet!"

„Daß ich nicht wüßte — ein Donzi ist Niemanden verschuldet und duldet keine Beleidigung!" setzte Antonio mit einer Bewegung nach seiner Wehre hinzu.

„Noch ein Mal," fuhr der Fremde fort, „ihr
d mir verschuldet mit einem Menschenleben, mit
iem theuren Menschenleben — Antonio Donzi!"
f er mit erhobener Stimme die Hand an den
egen legend, „ihr seid ein Schurke!"

Blitzschnell zuckten Schwerter in der Luft, aber
h besinnend versorgte Antonio die Klinge und
agte um den Namen des Beleidigers.

„Giovanne Manzoni!"

„Und Gianettina?"

„Meine gewesene Braut!"

Eine Stunde später wurde in den Lagunen ein
ichnam mit klaffender Herzwunde aufgefunden,
iovanne war im Zweikampf gefallen.

In tiefer Nacht pochte es am Thor des Palla-
es Donzi. Es war Antonio. Sein Gesicht war
eich, entstellt, seine Degenscheide blutig, sein
aupt unbedeckt. Schweigend begab er sich in
ine Gemächer. „Hast du Alles verloren," murmelte
vor sich hin, indem er sich entkleidete, „so ist dir
och ein Weib geblieben, ein Weib, das du unver-
ent gekränkt. Aber bei der Madonna, ich will
ut machen, was ich an ihr verbrach." Unter die-
m Selbstgespräch ergriff er eine Lampe und begab
ch in das Schlafgemach seiner Gemahlin. Die

Gardinen waren zugezogen, die Nachtlampe erlo
schen. Leise öffnete er die sammetnen Vorhänge un
beleuchtete das Lager, dem er so lange fern geblie
war. Laura lag in tiefem Schlaf auf die seid
Decke hingegossen. Sie schien unruhig geschla
zu haben, denn sie lag gänzlich entkleidet da. Sü
ßes Lächeln spielte um ihren Mund und sanfte Röth
war auf ihre Wangen gehaucht. Wie Correggio di
schlafende Venus gemahlt, lag das Götterweib hin,
einen Arm unter dem Haupt, den anderen nach
lässig im Schooße.

„Bei Gott, mein Weib ist schön," lispelte
Antonio vor sich hin und betrachtete mit Be
wunderung die herrliche Gestalt, den reizenden
Gliederbau und das himmlische Inkarnat des
zarten Hautgewebes.

„Silvio, mein Silvio!" träumte Laura und
erhob die Arme wie zur Umarmung. Erwacht von
der Bewegung richtete sie sich auf und seufzte.
Schnell blies Antonio die Lampe aus und horchte.

„Wo er nur bleibt!" seufzte Laura, „war
mir doch als sähe ich Licht in der Stube."

In demselben Augenblick hörte Antonio, der
sich hinter dem Vorhang verborgen hielt, Tritte
auf der kleinen Treppe, die zur Tapetenthür führte.
Drei Mal klopfte es in die Hände — Laura über-

hörte es, noch drei Mal und stärker wiederholte es das Zeichen.

„Er ist's!" jubelte Laura, sprang mit leichten Füssen aus dem Bette und öffnete die Tapetenthüre; dann huschte sie schnell in ihr Lager.

Silvio trat hastig ein.

„Wo bist du, Laura," scherzte er halbleise, „doch nicht im Bette, das hieße mich ja zu dir einladen, das Lager zu theilen."

„Mein süßer Schäcker!" lispelte Laura schon erstickt von seinen Küssen. Antonio sah es mit halb erblindeten Augen, wie Silvio das Lager bestieg, wie er sie brünstig umarmte und des betrogenen Gatten Stelle vertrat. Wuth, Verzweiflung, gekränkte Bruder- und Gattenliebe kämpften in dem verwilderten Herzen, doch seine Philosophie, als deren Opfer er selbst nun vernichtet wurde, verhinderte ihn, aus dem Versteck hervorzubrechen und mit seinem gezückten Dolch die Schmach zu rächen.

„Habe ich ihn nicht selbst eingeladen," sagte Antonio zu sich selbst, „mich zum Hahnrei zu machen, mein Ehebett zu schänden, welche lächerliche Inkonsequenz, wollte ich mich darüber erbosen, und durch einen neuen Mord, Brudermord mein heutiges Tagewerk vollenden. Freilich hätte ich mir nicht

zugetraut, daß die Untreue meines Weibes diesen Eindruck auf mich machen würde. Thor, der ich bin! Habe ich es je selbst ausgeschlagen, wenn ein Weib mich zum Ehebruch einlud? Und Silvio verübte ihn mit meiner Erlaubniß. Kein Gott kann sein Recht dazu bestreiten. Nein, nein, ich kann und werde ihn nicht verdammen. Aber Laura, Laura —"

„Um Gottes willen, Silvio, hörst du"?

„Nichts, Madonna, als deinen Athem, deinen Herzschlag, süße Taube, beruhige dich — deine eitle Gespensterfurcht erschreckt dich."

Und wieder hörte Antonio küssen, seufzen — das Stöhnen der Wollust.

„Gott, Gott du bist und — gerecht," wimmerte Antonio, „ich will es dulden und mich bezähmen, daß ich nicht blutig die süße Szene endige." Damit entfernte er sich stille durch die offene Thüre.

In seinem Schlafgemach angelangt, warf er sich auf die Kniee und betete. „Ich will in ein Kloster gehen und ein Betbruder werden —" lautete sein ironisches Gebet; aber der Wahn, einmal aus dem Herzen gerissen, wurzelt nicht wieder in seinen Tiefen. Der Morgen fand ihn entschlossen und ruhig gefaßt. Er wollte seiner Gemahlin seine Verbrechen gestehen und ihr selbst das ihrige verzeihen — die Schuld, dachte er, ist auf beiden Seiten gleich groß.

Versöhnt mit ihr, wollte er dann Venedig verlassen, um auf der Campagnia in ruhigem Stillleben das erlittene, selbverschuldete Unglück zu vergessen. Silvio'n wollte er seine Bruderliebe nicht entziehen, aber ihn nie wieder sehen. So in sich gerüstet erwartete er den Tag.

Kaum hatte Antonio die Gemächer seiner Gemahlin verlassen, um Anstalten zur schleunigsten Abreise zu machen, als Silvio hereintrat. Er fand Laura in Thränen gebadet, den Blick zu Boden gesenkt. Mit erschütternder Beredtsamkeit hatte Antonio ihr die Pflichten des Weibes ins Gedächtniß gerufen, ihr schlummerndes, von Leidenschaft betäubtes Gewissen wach gerufen und mit Zerknirschung, tiefer Reue eingestanden: „er hätte einem wüsten Leben nachgehangen, ihr die Treue gebrochen und flehe nun reumüthig, mit tausend Schwüren seinen Entschluß, nie wieder in jene Laster zu verfallen, betheuernd, um ihre Verzeihung. Der Anblick eines Leichenbegängnisses — ein gefallenes Opfer der Leidenschaft wurde zu Grabe getragen — habe den guten Genius in seiner Brust geweckt und sein Gemüth erschüttert." Von seinem Zweikampf, von seinem Verhältniß zu Gianettina, die an einer Frühgeburt gestorben war, sagte er nichts — eben

so schwieg er über die Untreue seiner Gemahlin, wohlwissend, daß ihr Gewissen mehr auf sie einwirken würde, als bittere und erbitternde Vorwürfe. Vernichtet hatte ihm Laura zugehört, das Geständniß seiner Verbrechen hatte ihr nur die Größe des ihrigen vorgestellt — sie fühlte nur ihr eigenes Unrecht. Die wiedererwachende Liebe zu ihrem Gatten that das ihrige, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Sie widerstand den stürmischen Bitten und Begehren ihres Gemahls nicht und fühlte sich mehr als überwunden. Stumm warf sie sich an seine Brust und gab schweigend ihre Einwilligung zu allem, was er über sie beschloß. So fand sie Silvio — noch bebend von der eben beendigten furchtbaren Szene.

Er näherte sich ihr hastig und wollte einen Kuß auf ihre Lippen drücken. Sie stieß ihn heftig zurück.

„Was ist das, Laura, was ficht dich an?"

„Nicht das Du unserer verbrecherischen Vertraulichkeit mehr, Silvio," eiferte Laura, „mein Rausch ist vorbei, wollte Gott auch der eurige."

„Laura, du beleidigst mich. Hat die Liebe zu deinem Gemahl wieder Wurzel gefaßt oder, hat er dich wieder mit heuchlerischen Worten berückt — so wisse dein Gemahl ist dir weniger treu, als du ihm."

„Verlaßt mich, Silvio," fiel Laura ein, „ehe

ihr den Verrath vollendet, damit ich euch nicht verachte. Das war es also, was euch die Kühnheit gab, die Gattin eures Bruders zu verführen mit elenden Künsten, das war es, was mich euch so verächtlich machte, daß ihr es wagtet, mich zu entehren mit eurer Liebe. O, ich fühle es, wie tief ich gesunken bin! Die Gattin eines verirrten Gemahls sucht Entschädigung und ihr bietet euch gefällig an, die niedrige Sinnlichkeit eines warm fühlenden Weibes zu befriedigen. O, es ist todesbitter, dieses schreckliche Erwachen aus dem dreimal verfluchten Taumel. Wißt denn, Antonio, euer Bruder, rascher und leichtsinniger denn ihr mit eurer Unveränderlichkeit, aber edleren Herzens denn ihr, der ihn verrathen, war eben bei mir und hat selbst alle seine Verirrungen eingestanden und meine Verzeihung, meine Liebe wieder erworben. Oder glaubt ihr, ich hätte sie ihm verweigern können, hätte ein Recht dazu gehabt in dem vernichtenden Gefühle meines schlimmen Bewußtseins, nein, und wäre ich ihm treu gewesen bis auf den Moment, den mein böser Geist so spät eintreten ließ, ich hätte ihm dennoch verziehen. O, es lag so viel Edelmuth und unerschütterliches Vertrauen in meine Liebe, in dieser Selbstanklage, als ihr nimmer besitzt, Silvio —"

„Vollende nicht, grausam bethörtes Weib," schrie außer sich Silvio, „er hat dir gestanden, sagst du, daß er dir die Treue brach, aber hat er es dir auch gesagt, daß er in drei Tagen einen zweifachen Mord beging, daß er in den Mauern Venedigs, wo eure Schmach stadtkundig, wo ihr der Gegenstand des allgemeinen Gespöttes, eine schöne Paduanerin verbarg und täglich in ihren Armen schwelgte, daß sie ein Pfand seiner Liebe unter dem Herzen trug, daß er durch fruchtabtreibende Arzneien Mutter und Kind tödtete, daß seine Liebe fruchtbar ist in allen Städten der Campagnia, während sie bei euch keinen Keim legte in den verschmähten Schooß, daß er gestern erst den Verlobten Gianettina's, der hieher gekommen war, um Genugthuung zu fordern von dem mächtigen Donzi, im Zweikampf erschlagen, den Leichnam in die Lagunen geworfen hat — hat er euch alles dieß gesagt? Und ihr liebt dieses Scheusal, dessen Blutsverwandtschaft zu verläugnen mich die Ehre heißt, noch? Dann muß ich glauben, Laura, ihr seid das, wofür ihr euch reumüthig bekennt, ein elendes, sinnliches, verworfenes Weib."

„Feige, niederträchtige Lüge geifert eure giftige Zunge, Verworfener —" schrie das gepeinigte Weib, „ihr verschwendet sie umsonst, denn mein

Gemahl ist solcher Unthat nicht fähig. Ihr aber verlaßt mich und sucht das gräßliche Verbrechen, das ihr verübt, im härenen Gewande abzubüßen. Weiche von hinnen, Elender, damit ich dir nicht meinen Fluch nachsende!"

„Laura! Laura! armes, betrogenes Weib, bei Gott und Allem was mir heilig ist, beschwöre ich dich, sei mild gegen mich und verhüte ein Unglück. Verkenne mich nicht und mein treues, zerrissenes Herz, fliehe mit mir aus den Klauen des Tigers, denn du kannst seine Gattin nicht bleiben."

Sie stieß ihn von sich und wollte sich entfernen. Schreiend stürzte Silvio zu ihren Füssen und umklammerte sie.

„Unmenschliches, grausames Weib, bei der Madonna an die du glaubst, laß die Hölle sich nicht entflammen, die in mir kocht! Ich bin auf der Spur der Verzweiflung, rette deine und meine Seele, verhüte, daß der Wahnsinn mein Gehirn ergreift und mich zum ungeheuren Verbrechen treibt —"

„Bruder!" rief eine starke Stimme schmerzlich, streng. Es war Antonio, der eben hereintrat. Laura stieß den Rasenden mit dem Fuße von sich und eilte in die Arme ihres Gemahls, wo sie halb ohnmächtig zusammensank. Rasch erhob sich Silvio, einen heftigen Athemzug ausstoßend, wild um sich schauend.

„Dein Bruder bin ich nicht," sagte er fest und entschlossen und entfernte sich mit langsamen, starken an den Wänden wiederhallenden Schritten.

Erstarrt lag Silvio noch gedankenlos am Boden, als plötzlich Antonio schäumend vor Wuth hereintobte, gefolgt von seinem Weibe, die sich angstvoll an seinen Knien umfaßt hielt und von ihm fortgeschleift wurde.

„Zehnfacher Verräther, Unmensch, Schurke!" übertäubte Antonio das Angstgeschrei des Weibes, „eile, eile, um Gotteswillen eile von hinnen und streife nicht an mir an, sonst zerrinnt dein Gehirn am Marmor!"

„Ha, ha," brüllte Silvio wahnsinnig und die Augen traten aus den Höhlen, der Athem stockte und würgend haschte er Luft. Mit krampfiger Bewegung und furchtbarer Eile riß er ein Pistol von der Wand und im nächsten Augenblick lag Antonio durch die Brust geschossen röchelnd am Boden. Der Knall erschütterte den Pallast Donzi, daß er bebte, der Rauch zerfloß und durch ihn sah gegenüber im Spiegel Silvio seine bleiche Schreckensgestalt.

„Zähle deine Opfer, Weib!" schrie er und sank heulend zu Boden, einen Dolch im Herzen.

In Blut schwammen die Leichname der Brüder und ihre zuckenden Hände begegneten sich zu gegenseitiger Verzeihung.

Sechs Monate später entführte Alessandro Battista, ein edler Sizilianer von bewunderter Schönheit, die untröstliche Wittwe Laura Donzi aus dem Kloster der Klarisserinnen und es lebte in Neapel nachmals kein schöneres und zärtlicheres Ehepaar.

„Diese Geschichte," sagte Pulcio, „ist aus unserem Familienarchive entnommen und wurde von einem Mönch zusammengeschrieben. Sie ist ein Schatz von weisen Lehren über die Liebe, und wenn ihr daraus nicht klüger werdet als ihr seid, so liegt die Schuld lediglich an euch, Mylord. Nehmt die Menschen, wie sie sind und tadelt nicht die Weisheit Gottes, indem ihr die Menschen tadelt. Wir müssen stets unseren Leidenschaften gehorchen und es hängt bloß davon ab, wenn wir tugendhaft scheinen, daß die Leidenschaft für eine aus menschlichen Trugschlüssen und eingelernten Moralsätzen zusammengeflickte Tugend,

größer ist als alle übrigen. Der Fall kann eintreten und ist eingetreten bei schwärmerischen Gemüthern ohne sonderlichen Verstand, aber gewiß noch bei Keinem, dem eine gesunde, starke Vernunft zu Theil geworden ist. Wegen dieser wenigen Fanatiker können wir aber nicht alle einem moralischen Sisteme nachfolgen, das Bekämpfung aller Leidenschaften fordert, die die Natur in uns gelegt hat und gewiß nicht, um uns zur Sünde zu versuchen — denn dann wäre die ursprüngliche Verfassung aller Existenzen der Welt eine sündhafte Tendenz und der liebe Gott, der alles so angeordnet, wäre nach unserem moralischen Gesetzen selbst der größte Sünder, oder vielmehr die personifizirte Sünde."

„Unter allen Leidenschaften ist die Liebe die stärkste, mächtigste, nothwendigste. Wir haben Narren gehabt in der Geschichte der katholischen Religion, welche sich sistematisch so abtödteten, daß sie es in der Verleugnung der in ihnen halb erstorbenen Natur so weit gebracht haben, neben einem schönen nackten Weibe sich mit Unterdrückung aller sinnlichen Begierden heilig zu beschäftigen und die Hand am Rost zu verbrennen, um der Versuchung zu widerstehen. Aber wir haben Millionen Beispiele im Gegensatz zu den erwähnten, daß sich heiß fühlende Männer und Frauen blind ihrer Leidenschaft

hingaben und wenn sie ins offene Verderben führte. Wolltet ihr jene Millionen Sünder und Verbrecher schelten und jenen einzigen keuschen Narren einen Heiligen, dann seid ihr selbst ein größerer Narr als dieser war. Im praktischen Leben macht sich selten Einer ein Gewissen daraus, das Weib eines Anderen zu verführen, schätzt es vielmehr als ein großes Glück, wenn es ihm gelingt — warum wollt ihr nun, die ihr selbst vielleicht euch manchen schönen Abenteuers mit Frauen erinnert, den Ehebruch in euren Büchern als ein großes ungeheures Laster verdammen, da ihr doch selbst eben so wenig Kraft als Willen dazu habt, um ihn zu vermeiden?"

Will man großes Unglück von der Menschheit abwenden, so stelle man die Freiheit der Liebe her, denn unsere geselligen und religiösen Beschränkungen derselben passen nicht mehr für unser Zeitalter und können nur stets Unglück hervorbringen. Tausend und tausend Mal geschieht es in der Welt, daß zwei Personen, welche sich aus Liebe geheirathet haben, sich dann doch, wie es nicht anders sein kann, gleichgültig werden. Der Mann fühlt nichts mehr bei der gewohnten Umarmung, seine Nerven bleiben ruhig und sein Blut kalt. Er sehnt sich am Busen seiner Frau nach einem anderen Gegenstand und wenn Feuer in seine Umarmung fließt,

so ist die Vorstellung des reizenden Ideals schuld daran. Die arme Frau muß alle die Frauenzimmer, ohne es zu wissen, repräsentiren, welche auf sein Herz Eindruck gemacht haben; heute umarmt er in ihr die blondlockige Julie, morgen die schönhüftige Therese u. s. w. bis er endlich ein Mal wieder darauf verfällt, seiner Frau selbst ein kühles Flämmchen Wollust zu weihen. Der Frau geht es mit ihrem Mann nicht besser und könnte man alle die Ehebettseufzer übersetzen, wir würden Empfindungen und Gedanken erfahren, welche uns zum Liberalitätssisteme stimmen müßten. In solchen erkalteten Ehestandsverhältnissen suchen dann beide Theile sich zu entschädigen und machen sich gegenseitig unglücklich."

„Man kann kühn behaupten, unter allen Männern, welche jetzt auf dem Erdenrunde leben und gesund an Leib und Seele sind, gibt es keinen Einzigen, der an einer einzigen Frau sein Leben lang genug hätte. Abgesehen davon, daß die meisten Männer erst dann heirathen, wenn sie alle Genüsse durchgemacht haben, und derselben überdrüssig geworden sind, dauert dieser Stillstand ihrer Leidenschaften und die Genügsamkeit des ehelichen Glückes nur kurze Zeit, und der Mann sehnt sich wieder heraus ins freie frische Weltleben, nach süßem Lie-

beswechsel und neuem Genuß. Seltener ist es, daß diese Männer sich ernstlich von ihrer Frau trennen wollen, denn die Macht der Gewohnheit hat sie auf immer an sie gefesselt, aber sie ist nicht mehr im Stande, mit ihrer Liebe, mit ihren Reizen die unendliche Sehnsucht des Mannes zu stillen. Dabei finden wir in der Natur überall das Gesetz der vielfältigen Liebe — warum soll der Mensch allein verdammt sein zur Einheit dieser Empfindung, die ihn nicht anders als unglücklich machen kann? Wahrlich die Vielweiberei des Orients ist weit vernünftiger und naturgemäßer, als unsere einfache langweilige christkatholische Ehe. Das Weib empfängt und kaum ist es geschehen, so theilt sie ihre Liebe zwischen den Vater und das Kind, die Natur beschäftigt ihre Sinne durch Mutter- und Gattenfreuden so vielfältig, daß sie ihr ganzes Herz davon erfüllt findet. Das Weib ist daher von der Natur mehr zur Einheit der Liebe angewiesen; aber welche Entschädigung findet der Mann, in dessen Schooß keine Frucht keimt; aber wo sich die Wollust nistet und ihre Pein über alle Fibern seines Empfindens vertheilt. Jeder Mann empfindet die Wahrheit dieser Ansicht, aber selten wagt es Einer, sie auszusprechen; es wird indessen nicht lange mehr dauern, so erkennt sie die ganze aufgeklärte Welt,

dann naht sich ein neues goldenes Zeitalter der Liebe."

„Was sich liebt, gehört sich an," ist ein anderes Naturgesetz, welches eben so stark die Freiheit der Liebe postulirt, wie alle übrigen Argumente, die ich dafür aufstelle und noch weit mehr. Wie viel Jammer würde den Liebenden erspart, würde man die Wahrheit dieses Gesetzes allgemein anerkennen und seine Ausübung nicht durch schlechte bürgerliche und religiöse Einrichtungen verhindern. Täglich hört man, besonders in den südlichen Ländern, von blutigen Greuelthaten, Selbstmorden und dergl., welche alle unglückliche Liebe vollbringt. Grausame Eltern, ungeliebte Gatten sind die Ursache davon. Man heirathet nur noch, um seine bürgerlichen Verhältnisse zu verbessern, um eine große Mitgift zu bekommen oder die Ehre eines hohen Ranges zu theilen. Wer giebt aber dem Gatten ein natürliches Recht auf die Alleinliebe seiner Gemahlin, wenn er sie nicht liebt, und wer wollte das Recht des Liebhabers auf den Besitz der durch Priesterworte gefesselten Frau bezweifeln, der durch ein Gesetz der Natur mit ihr verbunden ist, der jederzeit bereit ist, sein Gut und Leben zu opfern für den geliebten Gegenstand seiner Leidenschaft, während der gesetzmäßige Gemahl das Haar auf dem Haupte zu sehr liebt, um es für die

Ehehälfte herzugeben? Kann der Seegensspruch eines Pfaffen und das in Uibereilung, Unbedachtsamkeit gegebene gegenseitige Versprechen — sich ewig zu lieben, was gar nicht in der Willkühr der Verbundenen steht, so binden, daß zwei Menschen dadurch zu unvermeidlichem Elend verdammt werden? Nein, dieß grausame Gesetz ist kein natürliches, sondern von thörichten Menschen eingesetzt, welche dadurch des Göttlichen Wohlgefallen zu erringen strebten, daß sie sich von den Forderungen der Natur entfernten, und sie zu beherrschen anmaßten. Was sich liebt, gehört sich an; denn was sich liebt, ist sich selbst schon unzertrennlich verbunden und es zerreißen, heißt frevelhaft eingreifen, zerstören, in den Fügungen der Natur. Liebende zertrennen, heißt einen Baum entwurzeln, fällen, blindlings behauptend, er habe kein Recht auf den Boden. Wenn sich zwei Personen lieben, und die Eltern wollen sie trennen, so ist dieß ein Akt der grausamsten Hausdespotie, denn größere Liebe giebt größeres Recht. So lange eine Mutter ihr Kind über Alles liebt, und von ihm über Alles geliebt wird, so lange Niemand da ist, der das Kind mehr liebte, als die Mutter es liebt, so giebt diese Liebe ihr ein gewaltiges, unbestreitbares Recht auf das Kind In dem Augenblicke aber, wo das Kind minder von der Mutter geliebt wird, als von dem

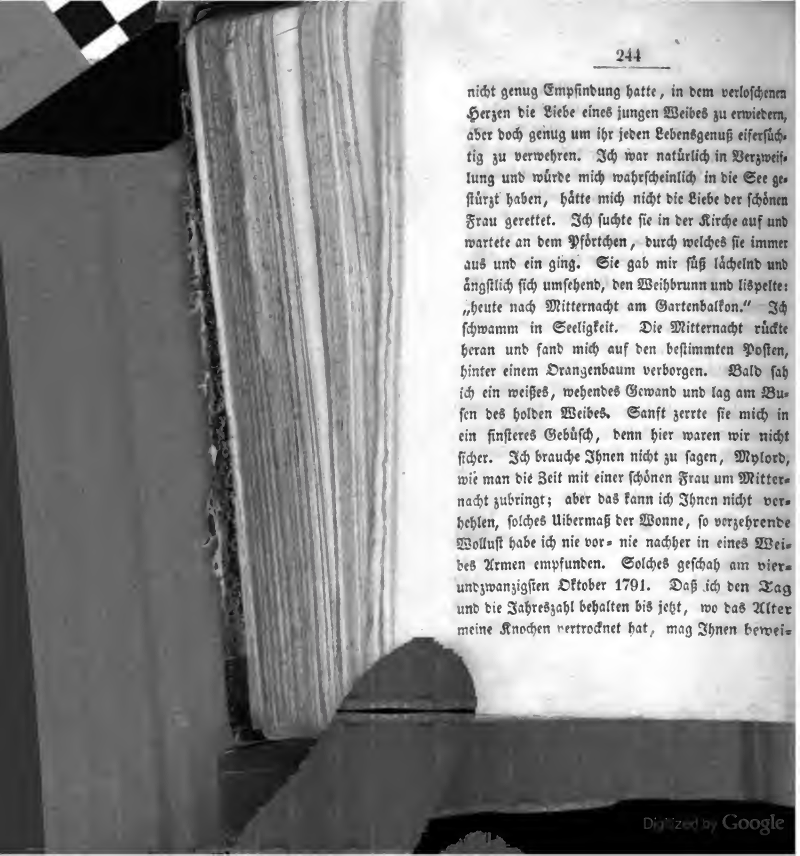
Geliebten, und ihn selbst mehr liebt als die Mutter, hört die Innigkeit des Verhältnisses auf und die Mutter verliert ihr Recht, während der Geliebte es an sich reißt. Die Liebenden gehören sich an und kein Band der Natur ist so stark, als das ihrige. Dasselbe größere Recht der größeren Liebe waltet auch bei ehelichen Verhältnissen: so lange die Vermählten sich über Alles lieben, gehören sie sich an; sobald sie aber aufhören sich so zu lieben, hören sie auf, verbunden zu sein, denn das Band ist die Liebe und die Liebe ist das Band. Also kein Zweifel, Mylord, die unumschränkte Freiheit der Liebe wird uns durch die Nothwendigkeitsgesetze der Natur geboten, und keine menschliche Satzung soll sie einschränken. Das einzige Vernünftige, was sie dagegen anwenden können, ist die Verpflichtung, einen geschlossenen Vertrag selbst dann zu halten, wenn er uns unglücklich macht; aber, Mylord, abgesehen davon, daß ich behaupte, solche Verträge sollen nicht abgeschlossen werden, bin ich ferner so kühn, einen solchen abgeschlossenen Vertrag in sich selbst für nichtig zu halten. Was versprechen sich Brautleute am Traualtar? Sich ewig zu lieben! Sie versprechen somit, daß ewiger Sonnenschein bleiben, daß, so lang sie leben, nie Regen fallen, daß keine Feuersbrunst in ihrem Haus, kein Krieg in ihrem Lande ausbrechen wird,

denn so wenig sie im Stande sind vorauszusehen und zu versprechen, was in Gottes Hand steht, so wenig sind sie im Stande, die Dauer ihrer Liebe zu beschwören. Wenn ich Ihnen heute verspreche und zuschwöre, Mylord, es wird nicht regnen und es regnet dennoch, werden Sie so unsinnig sein von mir verlangen zu wollen, den Regen zu verhindern? Die Thoren versprechen sich ferner, ewig einander treu bleiben zu wollen! also auch ohne Liebe. Wenn ich Ihnen verspreche, Mylord, mich morgen an jener Pinie zu hängen, halten Sie dieses Versprechen für moralisch und gültig? Spricht nicht selbst die strengste Religion mich von der Erfüllung des wahnsinnigen Versprechens frei, da ich dadurch ein weit größeres Verbrechen begehen würde, als ich vermeide? Wenn uns das Geschick oder unsere Verirrung die Wahl zwischen zwei Verbrechen stellt, sind wir nicht verpflichtet, das kleinere zu wählen? Setzen wir den gelinderen Fall, ich verspreche Ihnen von morgen an täglich eine große Anzahl Pillen zum Purgiren einzunehmen, ändert dieß das Geringste in meiner größeren Pflicht der Selbsterhaltung, da überdieß durch die Erfüllung meines Versprechens Ihre Glückseligkeit eben so wenig gewinnt, als die Glückseligkeit einer Frau, wenn ihr Gemahl, der sie nicht mehr liebt, sich mit Enthaltsamkeit kasteit?

Wenden wir diese Exempel auf unseren Gegenstand an. Die Neuvermählten versprachen sich Treue auch ohne Liebe. Wenn nun eine oder die andere Parthei für eine Person in heftige Liebe entbrennt, wenn die unbefriedigte Leidenschaft ihre Gesundheit, Glück, Wohlsein, ja ihr Leben bedroht, ist sie dann nicht durch die größte aller menschlichen Verpflichtungen, die der Selbsterhaltung, angewiesen, ihrem Triebe Folge zu leisten und die Flamme zu löschen, damit sie nicht zerstöre? Kurz, Mylord, wir können es uns nicht verbergen, daß alle Verhältnisse des Lebens uns auf die Freiheit der Liebe führen, wollen wir unseren Zweck, Beglückung des Menschengeschlechts, erreichen."

„Einige Fragmente aus meiner Lebensgeschichte mögen Ihnen darthun, Mylord, wie ich zu diesen Grundsätzen gekommen bin und wie ich mich dabei befunden habe. Ich war ein junger, schwärmerischer Jüngling, als ich mich zuerst verheirathete mit der schönen Wittwe eines Offiziers, der in einer Schlacht geblieben war. Emma war zwar fünf Jahre älter als ich, aber sie verstand es, mich so an sich zu fesseln, daß ich ihr unbedenklich meine Hand reichte. Es ist keine große Kunst, ein jugendlich entzündbares Gemüth, wie das meinige war, in Flammen zu bringen; aber es ist nicht so leicht, eine

flüchtige Leidenschaft dauernd zu erhalten. Ich fand bald nach den Flitterwochen, daß ich mich selbst getäuscht hatte, daß ich meine Frau nicht liebe und daß mir andere Frauenzimmer besser gefielen als sie. In dieser Stimmung war es mir angenehm, meine Frau auf einer Untreue zu ertappen, die mir Gelegenheit gab, mich von ihr zu trennen und meiner Freiheit zu leben. Wie ein Vogel, der aus dem Käfig entwischt, war ich froh und glücklich, als Emma sich leicht darein fand, mit einem guten Jahresgehalt fern von mir zu leben. Ich kannte die Liebe noch nicht und naschte bloß aus innerem Kitzel an jeder Blume, die mir unter Wegs kam. Eben hatte ich wieder eine leichtsinnige Liebschaft angefangen und war auf dem Punkt, mich neuerdings zu verehelichen, als ich plötzlich in dem Hause meiner Braut, an Signora Griselda, das noch immer vermißte Ideal meiner Liebe fand. Die großen schmachtenden Augen der Frau meldeten mir bald, daß ich Gnade vor ihnen gefunden habe — genug für mich, um das anhangende Liebesverständniß mit Emilien unter nichtigem Vorwand abzubrechen. Es dauerte indeß nicht lange, so kam man hinter die wahre Ursache meines Rücktritts und ich empfand die Rache gekränkter Liebe bald, als mir Signor Griselda, ein alter eifersüchtiger Griesgram, der

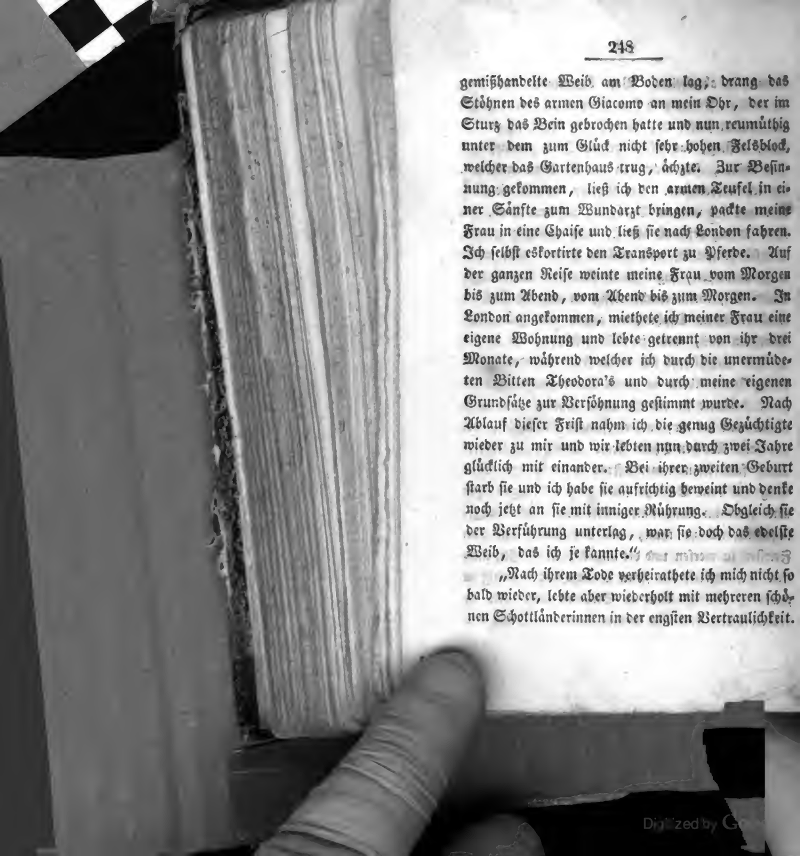


nicht genug Empfindung hatte, in dem verloschenen Herzen die Liebe eines jungen Weibes zu erwiedern, aber doch genug um ihr jeden Lebensgenuß eifersüchtig zu verwehren. Ich war natürlich in Verzweiflung und würde mich wahrscheinlich in die See gestürzt haben, hätte mich nicht die Liebe der schönen Frau gerettet. Ich suchte sie in der Kirche auf und wartete an dem Pförtchen, durch welches sie immer aus und ein ging. Sie gab mir süß lächelnd und ängstlich sich umsehend, den Weihbrunn und lispelte: „heute nach Mitternacht am Gartenbalkon." Ich schwamm in Seeligkeit. Die Mitternacht rückte heran und fand mich auf den bestimmten Posten, hinter einem Orangenbaum verborgen. Bald sah ich ein weißes, wehendes Gewand und lag am Busen des holden Weibes. Sanft zerrte sie mich in ein finsteres Gebüsch, denn hier waren wir nicht sicher. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Mylord, wie man die Zeit mit einer schönen Frau um Mitternacht zubringt; aber das kann ich Ihnen nicht verhehlen, solches Uibermaß der Wonne, so verzehrende Wollust habe ich nie vor- nie nachher in eines Weibes Armen empfunden. Solches geschah am vierundzwanzigsten Oktober 1791. Daß ich den Tag und die Jahreszahl behalten bis jetzt, wo das Alter meine Knochen vertrocknet hat, mag Ihnen bewei-

sen, wie sehr ich das Weib liebte. Um kurz zu sein, Mylord, ich entführte das Götterweib noch an denselben Abend, verbarg sie die Nacht über bei einer Freundin und segelte mit dem frischen Morgenwind durch die pontinischen Inseln. In Marseille gelandet, ließen wir uns durch Priestershand verbinden und zogen nach London. Ein Jahr, denken Sie sich, Mylord, ein ganzes Jahr blieb ich meiner Frau treu und ich kann sagen, wir liebten uns so, daß wir unsere Herzen im Genuß verzehrten. Sie gebar mir eben einen Sohn, als ich die Folgen meiner unmäßigen Liebe empfand und die Aerzte mir strengstens befahlen, ein platonisches Leben wenigstens einige Monate lang zu führen. Ich wartete daher nur ab, bis meine Frau aus den Wochen kam, um dann sogleich zu verreisen, damit ich nicht in Versuchung käme, mein medizinisches Gelübde zu brechen. Theodora war untröstlich, als sie meinen Entschluß vernahm, billigte ihn aber, als ich ihr die Ursache desselben sagte. Dein Kind, sagte sie, wird mir einigen Ersatz leisten für deine Abwesenheit, bleibe mir treu und denke oft deiner Theodora. Meine Gesundheit war schnell wieder hergestellt und ich blieb einen Monat länger weg von Paris, als ich anfangs wollte. Meine Frau drängte mich nicht zur Rückkehr, und ihre Briefe wurden seltener.

Unbekümmert darum, doch oft meiner Gemahlin denkend, lebte ich in Teutschland meinem Vergnügen. Langsam wendete ich mich der Route zu meinem heimischen Heerd zu und verweilte nur noch in Hamburg. Ich dachte hier Briefe anzutreffen, aber es waren keine angekommen. Mißtrauen und Eifersucht erwachte in meinem Herzen. Ich blieb nur noch so lange in Hamburg, bis ich ans Ziel einer angesponnenen Liebesintrigue mit einer reizenden, aber nordisch kalten Blondine gekommen und eilte, nachdem ich meinen lang entbehrten Genuß in ihren Armen wiedergefunden hatte, unangemeldet nach London. Mein Haus war verschlossen, als ich ankam. „Miß habe eine Reise nach ihrem Gut in den schottischen Hochlanden gemacht," sagten die Nachbarn. „Ein Verwandter aus Italien hat sie dahin begleitet", setzte Einer seltsam lächelnd hinzu. Zu gleicher Zeit wurde mir ein Brief eingehändigt, worin mir meine Frau meldete, sie sei mit ihrem Kinde nach Dumfriesshire gereist und werde in acht Tagen wieder kommen. Jedenfalls sollte ich sie sogleich durch die Briefpost benachrichtigen, im Falle ich früher käme als sie, was sie kaum zu vermuthen schien. Von dem Begleiter stand keine Silbe in dem Briefe. So überdrüssig ich das Reisen war, nahm ich doch augenblicklich wieder Postpferde, um meine

Gemahlin abzuholen. Von Longtown aus setzte ich mich zu Pferde und kam Abends an einem Zaune des großen Parks an, wo ich, ohne Geräusch zu machen, abstieg, das Pferd meinem Jokei überließ und ihm befahl, sich nicht von der Stelle zu entfernen, bis ich wiederkäme. Im Garten fand ich die Kindermagd mit meinem Sprößling auf dem Arm, die nicht wenig erschrak als sie mich ansichtig wurde. Barsch fragte ich nach meiner Frau. Sie wolle mich anmelden, sagte sie in sichtbarer Todesangst. Mein Mißtrauen wuchs riesig an und ich stieß die fürchterlichsten Drohungen gegen das geängstigte Mädchen aus, wenn sie nicht gestände, wo und in welcher Gesellschaft sich meine Frau befinde. „Sie pflegt jeden Abend in jenem Gartenhause zuzubringen, beichtete sie endlich unter Thränen und dann ist niemand bei ihr, als ein junger Milaneser, der seit sechs Wochen Ihrer Frau Gesellschaft leistet." Dort fand ich nun meine Frau in unzüchtiger Stellung auf dem Schooße eines jungen Mannes sitzen und hatte im Wahnsinn meiner Wuth nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Gukuk aus dem Fenster zu werfen und die unzüchtigen Blößen meiner halb entkleideten Frau so lange und so heftig zu geißeln, bis ihr Blut in Strömen floß. Als ich erschöpft von dem Akt meiner Rache abließ und das



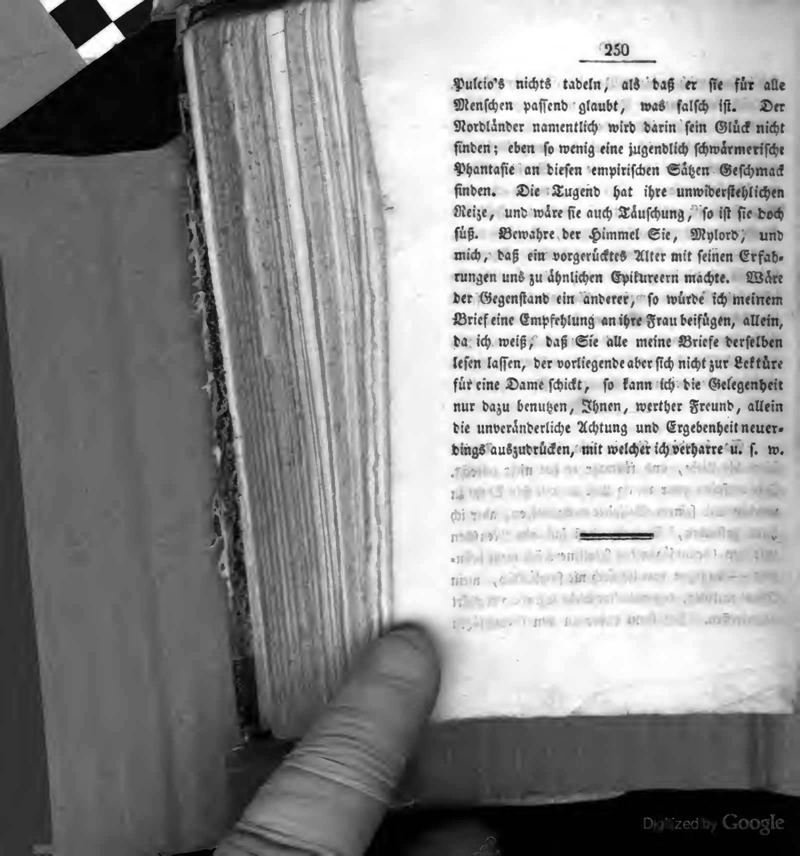
gemißhandelte Weib am Boden lag, drang das Stöhnen des armen Giacomo an mein Ohr, der im Sturz das Bein gebrochen hatte und nun reumüthig unter dem zum Glück nicht sehr hohen Felsblock, welcher das Gartenhaus trug, ächzte. Zur Besinnung gekommen, ließ ich den armen Teufel in einer Sänfte zum Wundarzt bringen, packte meine Frau in eine Chaise und ließ sie nach London fahren. Ich selbst eskortirte den Transport zu Pferde. Auf der ganzen Reise weinte meine Frau vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen. In London angekommen, miethete ich meiner Frau eine eigene Wohnung und lebte getrennt von ihr drei Monate, während welcher ich durch die unermüdeten Bitten Theodora's und durch meine eigenen Grundsätze zur Versöhnung gestimmt wurde. Nach Ablauf dieser Frist nahm ich die genug Gezüchtigte wieder zu mir und wir lebten nun durch zwei Jahre glücklich mit einander. Bei ihrer zweiten Geburt starb sie und ich habe sie aufrichtig beweint und denke noch jetzt an sie mit inniger Rührung. Obgleich sie der Verführung unterlag, war sie doch das edelste Weib, das ich je kannte."

„Nach ihrem Tode verheirathete ich mich nicht so bald wieder, lebte aber wiederholt mit mehreren schönen Schottländerinnen in der engsten Vertraulichkeit.

Ich befand mich in diesen Verhältnissen sehr glücklich, obgleich keine meiner Frauen mir länger als ein Jahr treu blieb. Ein Anderer, von minder froher Lebensansicht denn ich, würde das ganze Geschlecht verdammen, aber ich habe nie von Menschen Uibermenschliches verlangt. Theresina, meine achte und letzte Frau ist endlich mit mir gealtert. Fröhliche Kinder in etwas großer Anzahl, ich zähle deren zehn — sind die Freude meines Alters. Theresina liebt sie wie die ihrigen und mich, als wäre ich zeitlebens ihr Gemahl gewesen. So finde ich mich selbst im Alter nicht verlassen und habe das Glück der Liebe mehr genossen, als Tausend Andere. Ich habe als Mensch unter Menschen gelebt und mich stets wohlbefunden bei meiner toleranten Philosophie."

So beendigt Pulcio sein seltsames Kapitel über die Liebe, und fürwahr er hat nicht unrecht. Ich verspüre zwar wenig Lust in mir sein Adept zu werden und seinem Beispiele nachzufolgen, aber ich habe gefunden, Mylord, daß fast alle Menschen mit den Grundsätzen des Italieners sich wohl befinden — dagegen war ich noch nie so glücklich, mein Ideal warmer, tugendhafter Liebe irgendwo realisirt anzutreffen. Ich kann daher an den Grundsätzen





Pulcio's nichts tadeln, als daß er sie für alle Menschen passend glaubt, was falsch ist. Der Nordländer namentlich wird darin sein Glück nicht finden; eben so wenig eine jugendlich schwärmerische Phantasie an diesen empirischen Sätzen Geschmack finden. Die Tugend hat ihre unwiderstehlichen Reize, und wäre sie auch Täuschung, so ist sie doch süß. Bewahre der Himmel Sie, Mylord, und mich, daß ein vorgerücktes Alter mit seinen Erfahrungen uns zu ähnlichen Epikureern machte. Wäre der Gegenstand ein anderer, so würde ich meinem Brief eine Empfehlung an ihre Frau beifügen, allein, da ich weiß, daß Sie alle meine Briefe derselben lesen lassen, der vorliegende aber sich nicht zur Lektüre für eine Dame schickt, so kann ich die Gelegenheit nur dazu benutzen, Ihnen, werther Freund, allein die unveränderliche Achtung und Ergebenheit neuerdings auszudrücken, mit welcher ich verharre u. s. w.

VIII.

Tod — Unsterblichkeit.

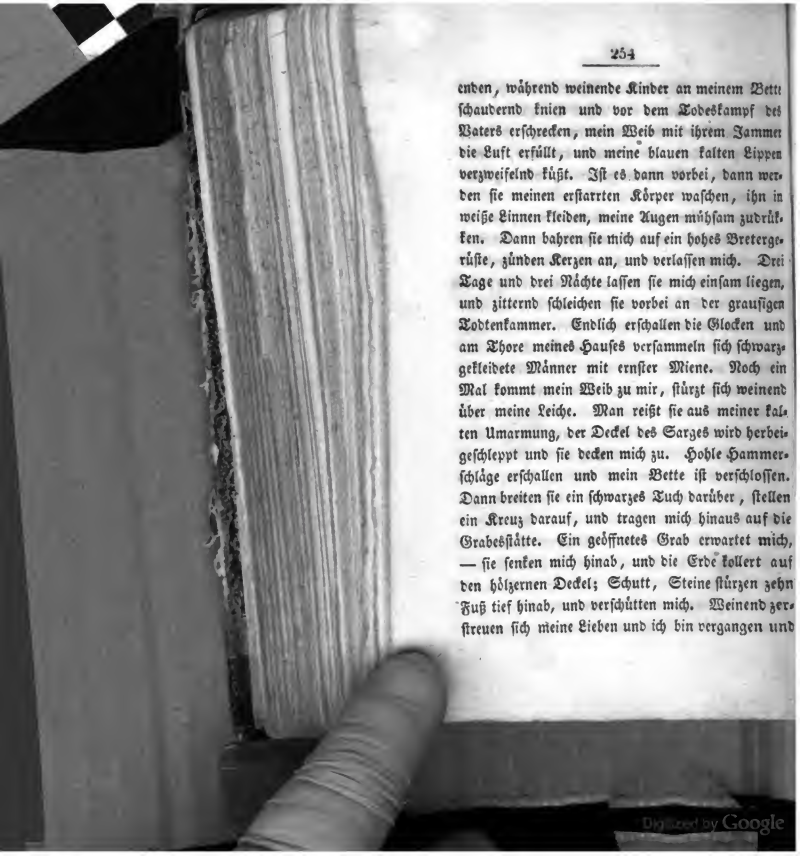
Gräßlicher Gedanke! Ich muß sterben — vielleicht mitten in meinen Geschäften, vielleicht gerade in dem Augenblick, wo ich einen großen Zweck erreichen will, in dem Augenblick, wo die Mühe meines Lebens zur Frucht reifen soll. Ich soll aufhören zu sein, und wider Willen vom Schauplatz der Welt abtreten, aus dem Reich der Lebenden, Wirkenden, soll aufhören zu lieben, was ich bisher geliebt, verlassen, was ich nie mißte. Mein Herz soll aufhören zu schlagen, mein Auge erblinden, mein Leib verfaulen. Mein Gesicht wird blaß, kalt, verzerrt sein, ein Abscheu erregender Anblick, meine Glieder werden steif, meine Augen starr, gläsern, meine Nägel blau, und meine Finger, dieselben runden, warmen rothinkarnirten Finger, die nun flüchtig über das Papier eilen, meine Gedanken einzuholen, zu versinnlichen, kalt, dürr, knöchern, todt sein ohne Empfindung und Bewegung. Drei Ringe, die sie umschlingen, ketten mich ans

Leben, mit dem ich zerfallen soll und muß. Schreckliche Gewißheit!

An den letzten Finger geschoben und dort eingewachsen in das überquillende Fleisch, glänzt wehmüthig eine in Gold gefaßte Thräne, Perle. In ihr sind meine Jugendträume begraben, meine Ideale, meine Blumenwelt. Wie sie mich ansieht, matt glänzend, die steingewordene Thräne, flüstert es mir kosende Worte der Liebe in das Herz, lachende Amoretten höre ich schäkern und darunter die flötende Stimme meiner Gespielin. Athemlos mit freudeglühendem Gesicht jagt ein dunkelgelockter Knabe auf der Blumenflur, Schmetterlinge haschend, Blumen pflückend mit geschäftigen Händen, Dornenstiche nicht achtend und die blutenden Finger. Arme voll Blüten bringt er in raschen Lauf einem lächelnden Engel, gißt sie ihm in den Schooß und legt seinen Kopf dazu. Warme Küsse belohnen ihn, weiche Arme schlingen sich um sein Haupt — — auch von dir süße Erinnerung soll ich scheiden! Den blauen Himmel über mir soll ich nicht wieder sehen, mein Auge soll erblinden in Nacht, und kein Tag soll ihm wieder werden, denn der Schlaf dauert ewig. Aus der Gesellschaft geliebter Menschen soll ich scheiden, um sie nie wieder zu sehen, mein Weib, meine Kinder soll ich verlassen, ohne

den Trost der Hoffnung auf Wiedersehen in mir. Was auch der Glaube und unsere Sehnsucht Tröstliches dem Sterbenden einflüstern mag, es bleibt immer zweifelhaft, ob er wieder erwachen, wieder leben, und was ihm theuer geworden, wieder gewinnen werde.

Dieses oder jenes krankhafte Organ, das ich nun schmerzhaft empfinde, diese leichten vorübergehenden Stiche, welche auf lange Zeit verschwinden um wieder zukommen, oder diese Blutwallung, dieses Pressen, Drücken, Beengen und wie alle jene Empfindungen heißen mögen, welche einen schadhaften Zustand verrathen, zeigt mir den Ort in der Maschine an, von wo sich der Tod über alle Glieder erstarrend verbreiten wird. Das Uibel wächst an, ein Zufall wie man deren tausend zu überstehen hat im Leben, eine kleine Erkältung, unvorsichtiger Genuß kann die Krisis des Todes herbeiführen. Es wird eine Zeit kommen, wo mich ein Fieber nieder wirft, wo das krankhafte Organ sich entzünden, zerstören und den Umlauf des Lebens in mir plötzlich hemmen, mich tödten wird. Wüthende Schmerzen werden dem Momente der Auflösung vorangehen, Wochen oder Monate lang, werde ich fruchtlos mit ihnen kämpfen, und endlich hilflos in die Luft greifend, die Glieder im Krampfe streckend, röchelnd —



enden, während weinende Kinder an meinem Bette schaudernd knien und vor dem Todeskampf des Vaters erschrecken, mein Weib mit ihrem Jammer die Luft erfüllt, und meine blauen kalten Lippen verzweifelnd küßt. Ist es dann vorbei, dann werden sie meinen erstarrten Körper waschen, ihn in weiße Linnen kleiden, meine Augen mühsam zudrükken. Dann bahren sie mich auf ein hohes Bretergerüste, zünden Kerzen an, und verlassen mich. Drei Tage und drei Nächte lassen sie mich einsam liegen, und zitternd schleichen sie vorbei an der grausigen Todtenkammer. Endlich erschallen die Glocken und am Thore meines Hauses versammeln sich schwarzgekleidete Männer mit ernster Miene. Noch ein Mal kommt mein Weib zu mir, stürzt sich weinend über meine Leiche. Man reißt sie aus meiner kalten Umarmung, der Deckel des Sarges wird herbeigeschleppt und sie decken mich zu. Hohle Hammerschläge erschallen und mein Bette ist verschlossen. Dann breiten sie ein schwarzes Tuch darüber, stellen ein Kreuz darauf, und tragen mich hinaus auf die Grabesstätte. Ein geöffnetes Grab erwartet mich, — sie senken mich hinab, und die Erde kollert auf den hölzernen Deckel; Schutt, Steine stürzen zehn Fuß tief hinab, und verschütten mich. Weinend zerstreuen sich meine Lieben und ich bin vergangen und

vergessen von der Erde. Monate vergehen und wühlendes Gewürm dringt in meine Augen, meine Brust. Jahre gehen vorüber und mein Leib zerfällt in Erde. Endlich schaufelt ein Nachkömmling desjenigen, der mich begrub, die Erde auf und in der Tiefe liegt von vermorschtem Holze, verfaulten Linnen, gelösten Haaren bedeckt mein nacktes Gerippe. Es wird stückweise heraus genommen und in das Beinhaus geworfen. Meine Enkel, blühend in Jugendschöne, kommen auf die Stätte, Blumen zu pflanzen, auf das frische Grab meiner Tochter. Aus dem Beinhause grinst sie ein nackter Schädel an, schüchtern eilen sie hinweg, von den Ort des Schreckens und murmeln leise Gebete.

Tausend Mal rief ich mir diese Schrecken alle ins Gedächtniß, und tausend Mal bebte ich schaudernd zurück. Ich möchte fragen, warum ist diese Zerstörung in dem Weltall natürlich, warum ist die Verwandlung der Stoffe ein Grausen und Abscheu erregender Akt der Natur und warum muß es die elende vergängliche Kreatur, Mensch, wissen, daß sie vergänglich ist. Grausames Gesetz der Nothwendigkeit, warum waltest du nicht ohne Schrecken? Verleugne Niemand die Todesfurcht, sie erschüttert die Brust des größten stärksten Man-

nes. Sterben getroffen von Feindesschwert im begeisterten Kampf, vom Blitz aus blauer Luft, sterben aus Aufopferung für eine hohe Idee im festen Bewußtsein, du verkaufst dein Leben für einen Preis, ja das möchte ich wohl; aber sterben den elenden feigen Tod im Krankenbette, langsam vergiftet von der Natur, mit siechem Leib und siechem Geist — das ist entsetzlich. Es gehört mehr Muth dazu als zum Kriegertod des Muthigen, der in voller Kraft würgend, selbst erwürgt wird.

Dieß ist der Jammer und das Unglück des freien Mannes, der von keinem Wahn gefesselt, bethört, beglückt, seine erquickende Beruhigung in der Todesstunde vermißt. Er stirbt in Zweifeln seiner Seele, in der schrecklich peinigenden Furcht des gänzlichen Aufhörens. Was kann es ihn trösten, daß sein Leib aufersteht in Blumen, nachdem er Wurm und Staub geworden, oder daß sein Geist, sein zersetzter des Selbstbewußtseins beraubter Geist sich fortpflanzt auf sein Geschlecht, daß er ewig wieder leben und ewig wieder sterben wird, denn das ist die einzige Gewißheit, die ihm bleibt. Sprecht nicht von der Beruhigung zu wissen, daß sein Andenken fortlebt in der Liebe Jener, die ihn gekannt, sie selbst gehen den Weg der Verwesung, und der Name verhallt, ehe noch ein neues Geschlecht erston-

den ist. Sprecht nicht von dem Nachrufe der Geschichte — er ist nichtig. Lügen und Wahrheiten zeichnet diese launige Dichterin auf und mißverstanden, verläumdet oder unverdient gepriesen wird der gemißhandelte Name. Eine einzige Lüge, von einem Buch in das andere verpflanzt, ist hinreichend, das Andenken des Edelsten mit Schmach zu bedekken und ein nachkommendes Geschlecht nennt vielleicht den geschändeten Namen nur um ihn zu verfluchen, um furchtsame Kinder einzuschüchtern oder in einem Sittenbüchlein zu brandmarken.

Das Bewußtsein, ich habe Recht gethan, ist süß in der Todesstunde! Gewiß; aber wer giebt mir in dem Zwiespalt, der meine Seele ergriffen von Anbeginn, wer giebt mir den Maßstab des Rechts? Die Tugendhaftesten verzweifeln in Augenblicken an ihrer Tugend und die größten Männer aller Jahrhunderte quälte oft der Zweifel: „war ich gerecht?"

Die Hoffnung eines neuen schöneren Lebens tröstet den Sterbenden! In allen Religionsbüchern steht die Fabel von Elisium, Walhalla, Himmel; aber es ist nur eine Fabel, nur der Wunsch nicht, es möchte so sein. Was auch demonstrirt und gefabelt wurde über die Fortdauer der Seele, über ewige Belohnung und Strafe, über Seelenwanderung und Verwandlung, es kann das Dunkel nicht



aufhellen, das über dem Jenseits liegt. Mächtig ist der Wunsch nach ewiger Fortdauer, so mächtig, daß er überall Fabeln bildet und überall daran glaubt. Mächtiger noch ist die Ahnung, aber unmächtig ist das Bewußtsein.

Anhang.

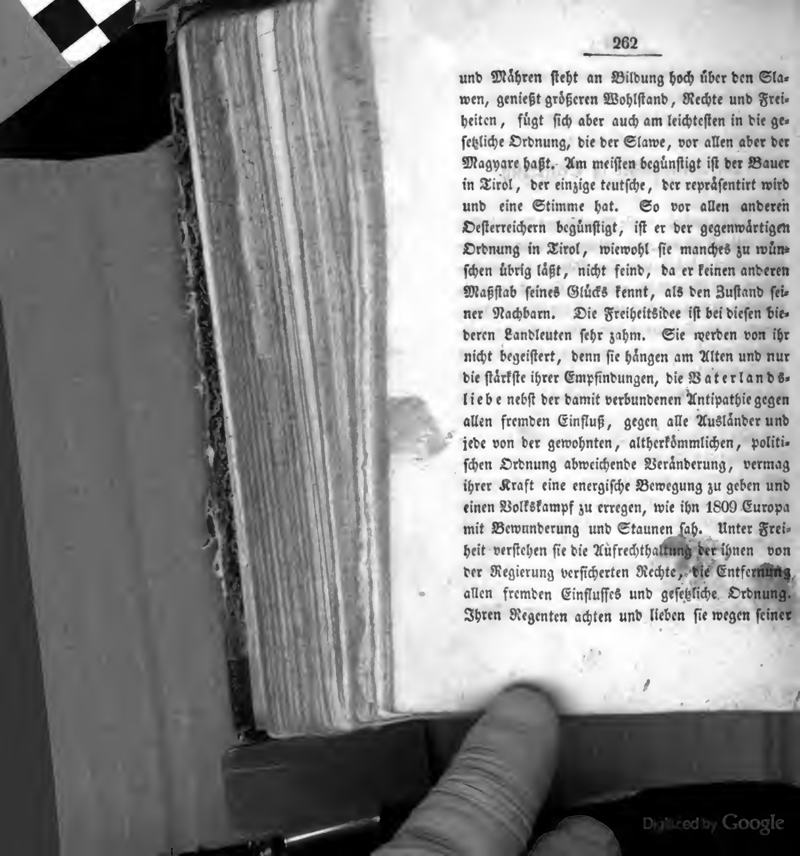


Die Freiheitsidee in Oesterreich.

Wie verschieden die Begriffe von Freiheit sind und wie oft sie mit ganz entgegengesetzten verwechselt werden, haben uns Don Oliveira's bunte Ansichten und Meinungen gelehrt. Er hat die Freiheitsidee in den größten europäischen Staaten beobachtet, aber Oesterreich nur flüchtig berührt und doch entwickelt sich in diesem bunten Ländervereine eine so eigenthümliche Freiheitsansicht, daß man sie als eine psychologische Merkwürdigkeit betrachten und würdigen muß.

Die Völker Oesterreichs bestehen aus vier Hauptnationen, aus den Teutschen, Slawen, Magyaren und Italienern; und die ersten und letzten werden für die civilisirtesten anerkannt. Alle diese Nationen zusammen zerfallen wieder in sechs Hauptklassen, in die der Bauern, Bürger, Adeligen, Staatsbeamten, Soldaten und Pfaffen.

Der teutsche Bauer im Erzherzogthume Oesterreich, in Steiermark, Tirol, Kärnten, Böhmen



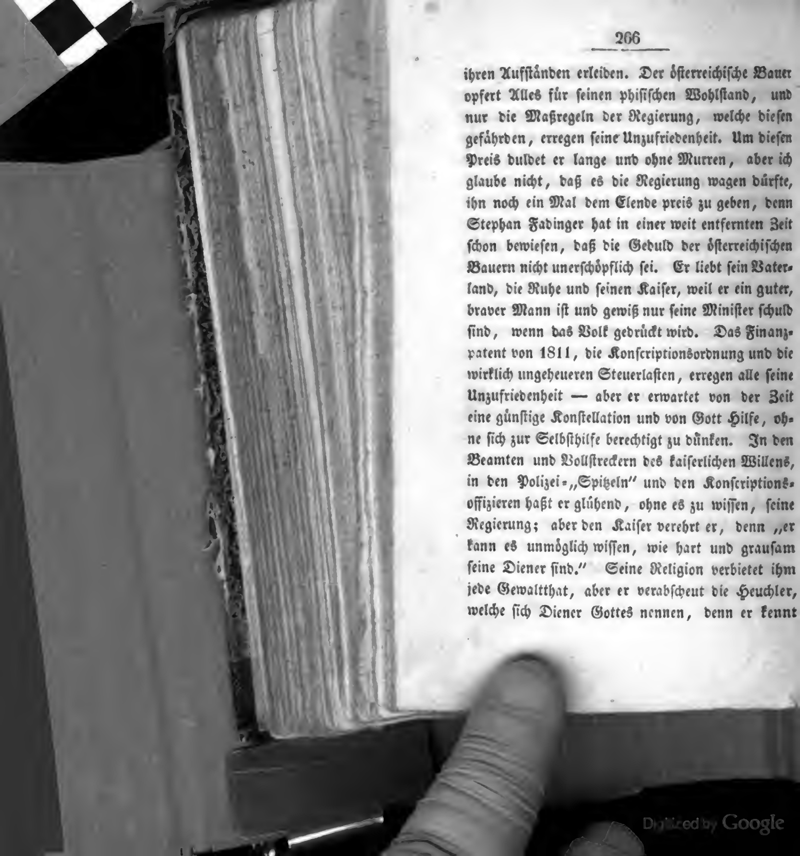
und Mähren steht an Bildung hoch über den Slawen, genießt größeren Wohlstand, Rechte und Freiheiten, fügt sich aber auch am leichtesten in die gesetzliche Ordnung, die der Slawe, vor allen aber der Magyare haßt. Am meisten begünstigt ist der Bauer in Tirol, der einzige teutsche, der repräsentirt wird und eine Stimme hat. So vor allen anderen Oesterreichern begünstigt, ist er der gegenwärtigen Ordnung in Tirol, wiewohl sie manches zu wünschen übrig läßt, nicht feind, da er keinen anderen Maßstab seines Glücks kennt, als den Zustand seiner Nachbarn. Die Freiheitsidee ist bei diesen biederen Landleuten sehr zahm. Sie werden von ihr nicht begeistert, denn sie hängen am Alten und nur die stärkste ihrer Empfindungen, die *Vaterlandsliebe* nebst der damit verbundenen Antipathie gegen allen fremden Einfluß, gegen alle Ausländer und jede von der gewohnten, altherkömmlichen, politischen Ordnung abweichende Veränderung, vermag ihrer Kraft eine energische Bewegung zu geben und einen Volkskampf zu erregen, wie ihn 1809 Europa mit Bewunderung und Staunen sah. Unter Freiheit verstehen sie die Aufrechthaltung der ihnen von der Regierung versicherten Rechte, die Entfernung allen fremden Einflusses und gesetzliche Ordnung. Ihren Regenten achten und lieben sie wegen seiner

persönlichen Tugenden, und würden es für Verrath an den heiligen Pflichten der Treue halten, seinen Wünschen entgegenzuhandeln. Die Vorliebe für das habsburgische Regentenhaus, die romantischen Erinnerungen an seine Helden wirken nicht minder auf die biederen Gemüther, aber nichts würde sie am kräftigsten Widerstande verhindern, suchte ein Nachfolger, im Vertrauen auf die Treue der Tiroler, ihre Rechte zu schmälern und die Nationalheiligthümer zu entweihen. Noch mehr eingeschränkt ist die Freiheitsidee durch die Bigotterie des Volks, welche vielfach die schnelle Entwickelung ihres Geistes verhindert, der Einfluß der Pfaffen und die durch sie begünstigte Unwissenheit, welche selbst eine liberale und humane Regierung wie die Josephs, an seinem großen Befreiungswerke hinderte. Es sind dieß Eigenthümlichkeiten, welche sich bei allen Gebirgsbewohnern finden und überall der Entwickelung jeder Neuerung und Reform im Wege stehen und sie beruhen auf der erwähnten Anhänglichkeit an verjährten Vorurtheilen. Wir haben in der Geschichte tausend Beweise, daß die reine Vernunft mit ihren schroffen Lehrsätzen nicht in Alpenländer, wo die Romantik der Natur mehr jede Art von Mythos begünstigt, eindringen könne.

Der teutsche Bauer in Oesterreich mit seinem

heiteren Sinn, seinem gesunden Verstand, seiner Gelehrigkeit und Wißbegierde, ist schon empfänglicher für Aufklärung und Freiheit, und hat von den Lehren seiner Zeit schon seinen Profit genommen. In den letzten Kriegen hat er die Franzosen, die so oft und ungerecht geschmähten Freiheitsjäger, in der Nähe kennen gelernt, und sich mit seinen politischen Glaubensbekenntnissen einigermaßen befreundet. Er hat gesehen, wie der Geist der Humanität und der neuen Freiheitslehren die Truppen zur Menschlichkeit, zur Achtung aller Menschenrechte gestimmt und die Schrecknisse des Krieges gemildert hat. Er hat gesehen, wie die Franzosen in Feindesland menschenfreundlich sich betrugen, wie die alliirten Russen und selbst die österreichischen aus Ungarn und Kroatien, aus Polen und Böhmen dagegen in Freundesland wütheten, brandschatzten und plünderten und den Bauer in seinem Eigenthum und persönlichen Rechten mißhandelten. Durch alle diese Erfahrungen hat er den Abscheu vor den Franzosen und ihren geschimpften Revolutionen verloren, und die fremden Krieger lehrten ihm gutmüthig im halbgebrochenen Teutsch, die Glückseligkeit der Freiheit. National ist er den Franzosen freilich noch abgeneigt wegen ihrer Inkonsequenz, ihres Hanges zum Unfrieden, ihrer thörichten Eitelkeit und Selbstvergöt-

terung. Wenn er auch ahnt, daß ein freier Staat ein glücklicher sein müsse, so kann er sich doch nicht zu jenen kosmopolitischen Gesinnungen erheben, welche Opfer verlangen und durch welche auf blutgedüngtem Boden der Saame der Glückseligkeit gesäet wird. Er verabscheut in harmlosem Gemüthe alle Gewaltthat, und das Unglück der Gegenwart, welches durch Revolution herbeigeführt wird, läßt ihn die Früchte der Zukunft vergessen und den Preis für die Freiheit zu hoch finden. Zudem glaubt er nicht, daß wirklich ein glückseligerer Zustand eintreten müsse nach solchen blutigen Demonstrationen und hängt steif und fest an der Meinung, daß man unter allen Verhältnissen bei heiterem Muth und Zufriedenheit glücklich sein kann. Er führt zum Beweise den Zustand Frankreichs an, und aus dem Vergleiche seines eigenen ergiebt sich ihm die Gewißheit, daß er sich besser befinde, als der Franzose. Sie sind stets, sagt er, unzufrieden mit ihrer Lage, keine Regierung kann es diesen unruhigen Köpfen recht machen und aus ihren Revolutionen entsteht nur immer neues Elend für den Bürger und Bauer, der sein Eigenthum, sein Familienglück stets neuen Stürmen preis gegeben sieht, ohne eine gewisse Aussicht auf dauernde Ruhe zu haben. Blutige Greuel werden verübt und nichts entschädigt für die Verluste, welche sie bei



ihren Aufständen erleiden. Der österreichische Bauer opfert Alles für seinen phisischen Wohlstand, und nur die Maßregeln der Regierung, welche diesen gefährden, erregen seine Unzufriedenheit. Um diesen Preis duldet er lange und ohne Murren, aber ich glaube nicht, daß es die Regierung wagen dürfte, ihn noch ein Mal dem Elende preis zu geben, denn Stephan Fadinger hat in einer weit entfernten Zeit schon bewiesen, daß die Geduld der österreichischen Bauern nicht unerschöpflich sei. Er liebt sein Vaterland, die Ruhe und seinen Kaiser, weil er ein guter, braver Mann ist und gewiß nur seine Minister schuld sind, wenn das Volk gedrückt wird. Das Finanzpatent von 1811, die Konscriptionsordnung und die wirklich ungeheueren Steuerlasten, erregen alle seine Unzufriedenheit — aber er erwartet von der Zeit eine günstige Konstellation und von Gott Hilfe, ohne sich zur Selbsthilfe berechtigt zu dünken. In den Beamten und Vollstreckern des kaiserlichen Willens, in den Polizei-„Spitzeln" und den Konscriptionsoffizieren haßt er glühend, ohne es zu wissen, seine Regierung; aber den Kaiser verehrt er, denn „er kann es unmöglich wissen, wie hart und grausam seine Diener sind." Seine Religion verbietet ihm jede Gewaltthat, aber er verabscheut die Heuchler, welche sich Diener Gottes nennen, denn er kennt

ihre Laster. Das Pfaffenregiment hat aufgehört seit Aufhebung der Klöster durch Joseph II, und die Regierung findet sich veranlaßt, das Ansehn der Priester, identisch mit der Autorität der Religion, durch strenge Gesetze aufrecht zu erhalten. Der teutsche Bauer in Böhmen und Mähren theilt die Gesinnungen der Oesterreicher großentheils; in Steiermark und Kärnten dagegen herrscht die Bigotterie der Tiroler mit angeborener Befangenheit des Geistes und einer mit Allem zufriedenen Trägheit. Die Lage dieser Unterthanen ist schlimmer als die der Oesterreicher, aber sie wünschen sie nicht anders.

Der slawische Bauer in Böhmen, Mähren und Gallizien, an Bildung noch weit zurück, hat keine Freiheitsidee. Würde ihm jemand von Freiheit sprechen, so würde er nichts anderes darunter verstehen, als die Freiheit der Anarchie, die Freiheit und Gottlosigkeit der Räuber. Er erwartet all sein Glück von der Gnade seines Herren und diese ist, er weiß es, groß. Seit Jahrhunderten an Despotie und Knechtschaft gewöhnt, denkt er sich von der Natur zu seiner Niedrigkeit angewiesen und hat keine Ahnung von der bürgerlichen Freiheit. Die Revolutionen im Westen dringen nur als dunkle Sagen aus einer anderen Welt zu ihm, denn selten ist er im Stande sich aus Zeitungen selbst zu belehren'

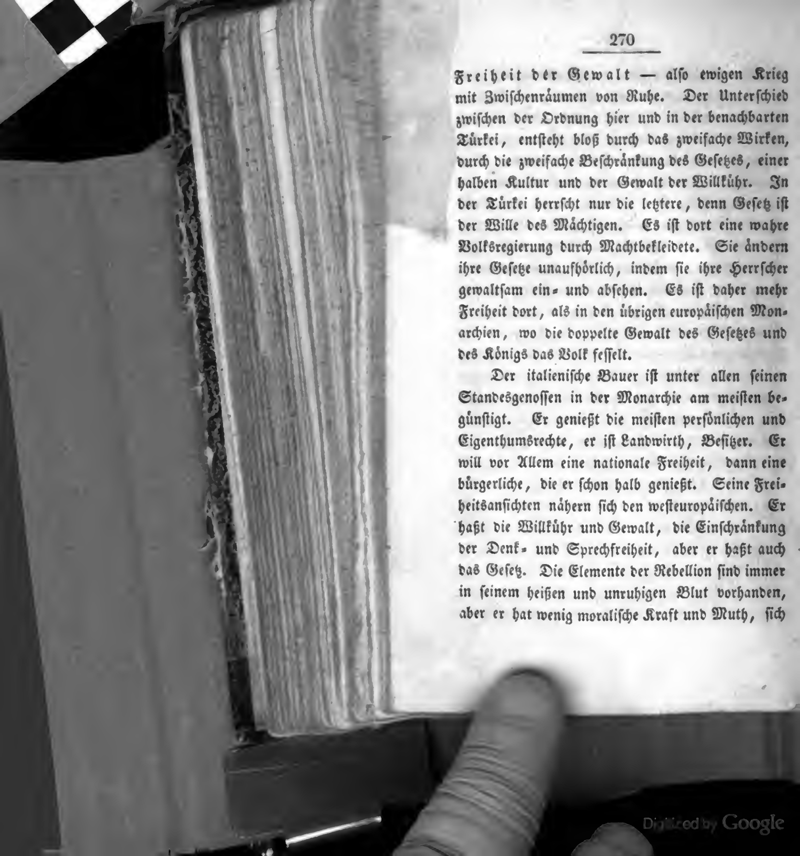
da er des Lesens unkundig ist. Die Aussprüche des Priesters auf der Kanzel und die Anordnung der Obrigkeiten sind die einzigen Maßstäbe seiner Pflicht, denn sein Verstand ist nicht selbstständig. Die neueren Regierungen haben mit Mühe meistens durch Beförderung der deutschen Sprache die intellektuellen Kräfte des Volks zu erheben gesucht und ihre phisische Lage verbessert, indem sie die grausame Willkühr der Grundbesitzer und die Leibeigenschaft aufhoben. Dadurch ist das Volk um einen Schritt weiter gekommen, aber nicht um ein Haarbreit weiter als sie es wünschte. Namentlich hat der polnische Bauer alle Ursache seine Regierung zu verehren, denn sie befreite ihn theilweise von den Anmaßungen der Edelleute, und vernichtete das herzlos despotische Sistem des alten Königreichs in dieser Provinz. Dennoch konnte es ihr nicht ganz gelingen, das Volk zu emancipiren und in seinen Rechten den Teutschen gleich zu stellen. Der Schritt wäre zu schnell, zu gewaltsam gewesen.

Der magyarische Bauer steht intellektuell auf derselben Stufe, er hat aber eine Freiheitsidee, wiewohl ebenfalls eine falsche. Er versteht unter Freiheit wenn er Ultra ist, die kompletteste Gesetzlosigkeit und Faustrecht; oder, wenn er gemäßigt ist, die Unabhängigkeit von fremder Einwirkung, die

Selbstständigkeit der Nation. Er erkennt den Edelmann als seinen natürlichen Herren, und folgt lieber einen willkührlichen Befehlen als dem Gesetz, von dem er keinen Begriff hat. Der Wunsch desselben ist sein Gesetz und dieß allein achtet er. Mißhandlung erzürnt ihn und wenn er glaubt, daß ihm unrecht geschah, so verschmäht er, an das Gesetz zu appelliren, aber rächt sich selbst. Es ereignet sich nicht selten, daß ein grausamer, despotischer Grundherr bei nächtlicher Weile erschlagen wird, aber selten, daß ein Bauer seinen Herren vor dem Gesetz anklagt. Er hat seinen eigenen Ehrstolz, seine eigenthümliche Freiheitsliebe. Er duldet alle körperlichen Mißhandlungen ohne Widerstand, aber er fürchtet Gefängniß mehr als Alles. Er liebt seinen Herrn nicht wie der Pole, aber er fürchtet ihn. Es ist ein Kriegsverhältniß zwischen ihm und seinem Edelmann und er ist der Unterjochte, der Ohnmächtige, Entwaffnete. Als solcher findet er in seiner Lage nichts Schmachvolles, Unnatürliches; denn er unterwirft sich lieber der zeitweiligen Gewalt, als dem ewigen Joche des Gesetzes. Vorkommende Gelegenheit, sich an seinem Grundherren zu rächen und ein anderes Verhältniß der Gewaltherrschaft herzustellen, wird er nicht unbenutzt lassen. Es herrscht hier orientalische Natur und diese gebietet

Freiheit der Gewalt — also ewigen Krieg mit Zwischenräumen von Ruhe. Der Unterschied zwischen der Ordnung hier und in der benachbarten Türkei, entsteht bloß durch das zweifache Wirken, durch die zweifache Beschränkung des Gesetzes, einer halben Kultur und der Gewalt der Willkühr. In der Türkei herrscht nur die letztere, denn Gesetz ist der Wille des Mächtigen. Es ist dort eine wahre Volksregierung durch Machtbekleidete. Sie ändern ihre Gesetze unaufhörlich, indem sie ihre Herrscher gewaltsam ein- und absetzen. Es ist daher mehr Freiheit dort, als in den übrigen europäischen Monarchien, wo die doppelte Gewalt des Gesetzes und des Königs das Volk fesselt.

Der italienische Bauer ist unter allen seinen Standesgenossen in der Monarchie am meisten begünstigt. Er genießt die meisten persönlichen und Eigenthumsrechte, er ist Landwirth, Besitzer. Er will vor Allem eine nationale Freiheit, dann eine bürgerliche, die er schon halb genießt. Seine Freiheitsansichten nähern sich den westeuropäischen. Er haßt die Willkühr und Gewalt, die Einschränkung der Denk- und Sprechfreiheit, aber er haßt auch das Gesetz. Die Elemente der Rebellion sind immer in seinem heißen und unruhigen Blut vorhanden, aber er hat wenig moralische Kraft und Muth, sich



in einen Kampf zu begeben. Er duldet die österreichische Oberherrschaft und das porco tedesco nur aus Schwäche und Feigheit, und wird jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen, sich davon zu befreien. Er hängt an seinem Glauben, denn er bietet ihm fortwährende Verzeihung und nährt sein immer bewegtes Gemüth. Ausschweifung aller Art charakterisirt alle Italiener auch in ihren Ansichten von der Freiheit. Alle ihre Revolutionen tragen dieß Gepräge. Wenn die Gährung einmal zum Ausbruche kommt, so werden alle Stände davon fortgerissen werden, denn alle sind darüber einig, daß die Freiheit in der Unabhängigkeit von Oesterreich bestehe. Die Erbitterung gegen die Teutschen im Lande, welche die Zügel der Regierung führen oder unter Waffen stehen, die Provinz zu beschützen und bewachen, ist um so größer, da die Teutschen, i biondi tedeschi, von den Frauen des Landes nicht mit demselben Patriotismus gehaßt werden.

Die Bürgerkaste ist in Bezug auf die keimenden Freiheitsideen von ganz anderem Geiste beseelt. Der teutsche Bürger in Oesterreich spricht schon mit freiem Muth von den Mißbräuchen der Gewalt, welche sich die Regierung so oft zu Schulden kommen läßt, von dem geringen Gewicht ihrer Stimmen, von dem Mangel an Denk- und Preßfreiheit, der



abhängt, die Steuer des Bürgers zu taxiren. Der böhmische und mährische; der steiersche und kärntnersche Bürger theilt so ziemlich die Gesinnung des österreichischen. Der Tiroler weicht von der des Bauern wenig ab.

In den slawischen und magyarischen Ländern ist der Bürgerstand sehr schwach und niedergedrückt. Er sehnt sich nur nach der Lage des teutschen Bürgers und hängt, namentlich in Ungarn, mehr an der ihn beschützenden Regierung, als an seiner Nationalität und herkömmlichen Verfassung, welche ihn zum Sklaven macht. Von der Freiheit hat er nur sehr unvollkommene Begriffe — nur das weiß er, daß er sich nicht wohl befindet. Glücklicherweise schützt ihn seine Unwissenheit vor gänzlicher Verzweiflung, denn er weiß nicht viel von der bürgerlichen Freiheit der Westeuropäer.

Bürger und Bauern zusammen bilden die große Masse des Volks, und diese hat in der österreichischen Monarchie kein gemeinschaftliches Interesse. Jahrhunderten ist es zwar gelungen, einige gesellschaftliche Verhältnisse in dem Staatenbunde zu vereinigen, ja sogar einen Schatten von gewissem kaiserlich-österreichischen Nationalstolz hervorzubringen, aber dieser ist nur mit der gemeinschaftlichen Anhänglichkeit an das regierende Fürstenhaus, mit Augen-

dienerei und kindlichem Zutrauen, nicht aber mit den wahren Interessen vereinbar. Daher in dem ganzen Länderverbande keine große Gesammtidee der Freiheit, keine gemeinschaftliche Tendenz des Volkswillens, keine Nationalität und moralische Kraft. Der in den österreichischen Ländern herrschende Patriotismus ist kein nationaler, sondern ein serviler der Unterwerfung, der Treue und des Gehorsams, denn die Völker Oesterreichs haben kein gemeinschaftliches Gesammtinteresse, kein gemeinschaftliches Besitzthum, keine gemeinschaftlichen Rechte und keine gemeinschaftliche Sprache. Ein natürliches Ganze bilden nur die teutschen Länder, allenfalls Böhmen und Mähren, welche, von teutscher Sprache und teutscher Sitte durchdrungen, auf ihre Nationalität verzichtet haben, dazu gerechnet. In einem solchen Staate können die Freiheitsideen keine gemeinschaftlichen Fortschritte machen, denn Oestreichs Völker denken nicht aus einem Nationalverstande, fühlen nicht aus einem Herzen. Es giebt daher kein österreichisches Volk und keine öffentliche Stimmung. Die einige Nationalkraft ist die Regierung, welche Alles repräsentirt und der Monarchie Oesterreich Reichthümer, Gebrechen, Sisteme in sich vereinigt.

Der deutsche Adel zeichnet sich in Oesterreich durch Bildung, Humanität, und edle Gesinnungen

aus. Der niedere Adel trennt sich nicht vom Bürgerstand und macht keine Ansprüche. Seine Interessen sind die seines zufälligen Standes, denn er bildet keine Körperschaft und folgt keiner vorzugsweisen Standeswahl. Es kann daher nur von dem höheren und reichen Adel die Rede sein. Dieser ist humaner und liberaler gesinnt als im übrigen Deutschland und theilt manche Wünsche des Volks. Gewohnheit hat ihn gelehrt, dieses als sich subordinirt zu betrachten, aber er macht seine Bevorrechtung selten mit Arroganz geltend und verlangt nicht mehr Huldigung als man ihm freiwillig bringt. Die Freiheitsidee hat ihn nicht angefochten und obwohl er eingesteht, daß die Völker nicht unrecht haben, wenn sie alle Bevorrechtungen zerstören wollen, obwohl er einsieht, daß die bestehende Ordnung vom Uibel ist, so betrachtet er doch dieses Uibel als ein nothwendiges, unvermeidliches, und die Idee von der Vollkommenheit eines gesellschaftlichen Zustandes nur als ein Chimäre überspannter Köpfe, welche im Leben und in unserer Zeit unausführbar. Im Uibrigen bekümmert er sich wenig um die Politik, lebt seinem Vergnügen, opfert seinem Hang zum Luxus oder arbeitet in einem höheren Berufe, wenn Zufall und Protektion ihm einen solchen aufbürdete. Wissenschaften und Künste werden von ihm begün-

stigt, Ackerbau und Gewerbe befördert, Arme und Nothleidende unterstützt. Adelsstolz ist bei ihm nur in geringem Grade, meistens in einem Vehikel vorhanden; nur die Damen, von der Natur mit weniger Geisteskraft begabt, halten noch viel auf ihren Stammbaum, auf ihre Abkunft, noblen Sitten und feinen Ton. Ich habe Adelige gefunden, welche über ihre Stammbäume lachten und es vorzogen, von ihren bürgerlichen Freunden bei ihren Vornamen genannt zu werden, aber ihre Weiber sahen es stets ungern, wenn sich ihre Gatten mit Bürgerlichen „gemein" machten und würden um keinen Preis ein bürgerliches Mädchen zu ihren Zirkeln zugelassen haben. Ungewöhnliche Ausnahmen giebt es jedoch viele, unter den Männern nähmlich, wenige unter den Weibern. Uibrigens besteht das Ansehen des teutschen Adels in Oestreich nur in dem äußeren Glanz, den er um sich verbreitet. Wer weder reich ist noch ein Staatsamt bekleidet, wird nicht sehr geachtet. Der Adel ist in solchen Fällen ein wahres Unglück für seinen Besitzer, denn er würdigt ihn herab zum Gespötte. Ich habe in Wien einen verarmten Grafen gekannt, der als Marqueur in einem Kaffeehause servirte und einen anderen in Tirol, der als Schmiedemeister für einen guten und fleißigen Handwerksmann galt. Beide machten aus



ihrem Adel gewöhnlich ein Geheimniß und letzterer versicherte mir, daß er es weit ehrenvoller finde, sein Brod mit einer Profession zu erwerben, als Gott und die Welt zu betrügen, Schulden zu machen und falsch zu spielen, wie es andere verarmte Kavaliere thun.

Der ungarische Adel verdient kein ähnliches Lob. Roh, unwissend und stolz verschmäht er die Vernunftlehren der neuen Zeit und verharrt trotzig bei einem politischen Glaubenssystem, welches auf unsere Zeit paßt wie eine Allongeperüke auf das Haupt eines heutigen Staatsmannes. Er behauptet, der Bauer sei von der Natur zum Elend angewiesen und er als geborner Soldat, als Held bestimmt, das Vaterland zu vertheidigen und in demselben Herr zu sein. Freiheit ist für ihn die Nationalunabhängigkeit des Landes von Oestreich und jeder anderen fremden Oberherrschaft, und diese allein erscheint ihm wünschenswerth, da die Regierung als Beschützerin des Volks auftritt und so die Vorrechte des Adels schmälert. Diese ungarische Freiheit hat jeder Edelmann stets im Munde und vertheidigt sie auf dem Landtage mit stürmischem Eifer. Seine Begriffe von Recht und Unrecht sind eben so falsch und basiren sich lediglich auf die Konstitutionsakte. Die Satzungen derselben sind

ihm heiliger als die heiligsten Gesetze der Natur, selbst wenn sie in dem offenbarsten Widerspruch mit den natürlichen Menschenrechten stehen.

Der polnische Adel, edler und humaner als der ungarische, von feiner Sitte und Bildung, ist weiter fortgeschritten mit dem Geiste der Zeit und läßt die Reformen der Regierung, welche die Wohlfahrt des Volks bezwecken, ohne Widerstand geschehen. Er erkennt die Wahrheit der Bestimmung des Menschen zur größtmöglichen Freiheit an, sieht mit Bewunderung und Begeisterung die Bewegung im europäischen Westen, aber ein Blick auf den traurigen Zustand des polnischen Volks, seine Unwissenheit und geringe Civilisation belehrt ihn, daß hier die Freiheit kein Asyl finden könne. Man hat sich oft verwundert über die in Galizien herrschende Ruhe und Zufriedenheit, im Gegensatz zu der fortwährenden fürchterlichen Stimmung im russischen Antheil. Hierin zeigt sich die moralische Uiberlegenheit Oestreichs in Vergleich mit Rußland, denn die hiesige Regierung wußte durch Humanität, Milde, Mäßigung und Klugheit eine Provinz zu behaupten, welche von einer so stolzen, freiheitliebenden Nation bewohnt wird. Oesterreichs Kaiserhaus hat keinen Großfürst Konstantin in seiner Familie, und behandelt seine Acquisitionen nicht mit der barbarischen, plumpen und

unsinnigen Rohheit, womit Rußland seine Oberherrschaft geltend macht, es betrachtet seine neuen Provinzen nicht als Eroberungen, sondern sucht sie durch Vertrauen und rechtliche Gleichstellung der großen Länderfamilie einzuverleiben. Der Adel genießt dieselben Freiheiten und Rechte wie in den anderen Provinzen und auch das Volk sucht man auf gleiche Kulturhöhe zu erheben, um es zu gleichen Genüssen tüchtig zu machen. Oesterreichs innere Politik ist menschlich, wenn auch nicht immer weise und groß. Der polnische Adel erkennt dieß dankbar an, und obgleich er gerne von der Selbstständigkeit Polens träumt, von den Diensten, welche Polen Oesterreich erwiesen, stolz spricht, so zieht er doch sein Wohlbefinden unter dem fremden Szepter einem Wagniß ungewissen Erfolgs für eine Nationalidee vor. Teutsche Sprache und Sitte verbreitet sich immer mehr im Lande, und der zahlreiche Adel steht nicht wie der ungarische seiner Regierung mit Mißtrauen und Erbitterung entgegen.

Der italienische Adel im lombardisch-venetianischen Königreich ist seiner Regierung nicht so wohlgewogen. Er ist entweder bigott wie das Volk oder freigeisterisch, machiavellisch, oder ultra-liberal. Man unterstützt die Freiheitsideen, aber nur aus Widersetzlichkeit gegen die Regierung, nicht aus Tugend. Ein

großer Theil — vielleicht der größte, wünscht die alte Aristokratie der venetianischen Republik zurück, Unterdrückung des Volks und neue Begünstigung der Pfaffen, welche stets dem Adel behilflich waren, und brauchbare Werkzeuge für seine ehrgeizigen Projekte abgaben. Weil die Regierung nicht die Wohlfahrt der zahlreichen Principe's und Conti's begünstigt, weil sie sich unterfängt, auch das gemeine Volk in Schutz zu nehmen, haßt man und konspirirt gegen sie. Napoleon allein wußte diesen Meuterern zu imponiren durch eiserne Strenge, aber das Sistem Oesterreichs macht kein Glück bei den Italienern.

Die Staatsbeamten allein sind von einem Geiste beseelt und hegen in allen Provinzen gleiche Gesinnungen. So lange sie jung und unbesoldet sind, so lange in ihnen die Manneskraft frisch und thätig ist, findet man sie mürrisch, unzufrieden, geneigt Alles zu tadeln was die Regierung unternimmt. Sie sprechen gegen ihre Freunde freimüthig von den zahlreichen Uibelständen, Mißbräuchen, Ungerechtigkeiten und Thorheiten in der Verwaltung, von dem unbilligen Protecktions- und Anciennetätssisteme, von der ungerechten Bevorzugung der Adeligen und von den Mängeln der österreichischen Verfassung und einer wünschenswerthen Revolution; aber so bald sie einige Male die Erfahrung gemacht ha-

ben, wie gefährlich solche Aeußerungen selbst gegen Freunde sind, sobald sie einsehen gelernt haben, daß ihr ganzes Lebensglück von einem einzigen unbedachtsamen Wort abhängt, weichen sie von der jugendlichen Offenheit ab und verschließen ihre Freiheitsideen so lange in ihrer Brust, bis sie dort entfernt vom Lichte der Welt einschlummern auf immer bei der nächsten glücklichen Wendung ihrer Verhältnisse, bei ihrem ersten Avancement und der ersten Vergrößerung ihres Gehalts. Hierdurch werden sie bestochen und wenn sie erst gealtert sind und es zu einer äußerst bequemen und einträglichen Stelle gebracht haben, dann genießen sie selbst die süßen Früchte der Ungerechtigkeit, die sie als Jüngling geschmäht hatten. Ihre Geschäfte übergeben sie dann ihren Untergebenen und führen über dieselben eine flaue Kontrolle, welche nicht hinreicht, zahllose Fehlgriffe und Willkührlichkeiten zu verhüten. Das Sistem der Anciennetät hat sie empor gebracht nach einer langen Jugend voll Mühe und Verdruß — daher suchen sie nun in Genuß und Ruhe nachzuholen, was sie versäumt haben. Ihr Amt betrachten sie als ein gutes Brod, denn der eingeführte blinde Gehorsam und strikte Beobachtung aller vorhandenen Vorschriften und Verordnungen überhebt sie alles Nachdenkens über die edlere Bedeutung

ihrer Stellung. Die einzige Leidenschaft des Alters ist die nach Ruhe und einer gewissen Gravität strebende und diese wird in hohem Grade befriedigt. Daher finden wir alle höheren Staatsbeamten von blinder Verehrung der bestehenden Ordnung ergriffen, welche ihnen ein sorgenloses ruhiges Alter, eine ehrenvolle Stellung, vielleicht auch einige Orden oder das Adelsprädikat eingebracht hat. Durch diese Maschine bewegt sich das so komplizirte Staatsgetriebe und nichts befördert mehr den einförmigen gleichmäßigen Gang aller Geschäfte, als dieses Sistem, welches alle Brauseköpfe von dem Staatsruder entfernt hält und dasselbe nur Männern anvertraut, welche ihr ganzes Leben bis zum entnervten Greisenalter bei dem alten Schlendrian zugebracht haben. Die Staatsbeamten Oesterreichs sind daher von einem Geiste beseelt, wie ungefähr die Dienerschaft eines großen und guten Herren, der sie gut bezahlt und behandelt und daher allgemein verehrt wird. Man bestrebt sich mit Eifer, allen seinen Wünschen zuvorzukommen, jeden Wink zu benutzen um seine Dienstwilligkeit zu bethätigen und gegen Jedermann sich im enthusiastischen Lob desselben zu erschöpfen. Wie weit entfernt diese herrschende Demuth und Unterwürfigkeit sei von dem wahren Patriotismus, der nur die Interessen des Vaterlandes

im Auge hat und demselben überall nützlich zu sein sich bemüht, ist leicht zu ermessen.

Die geringeren Beamten fügen sich zum Theil aus Noth, zum Theil aus Bequemlichkeit und Furcht unter das eiserne Joch der Bureaukratie. Sie genießen einen mäßigen Sold, aber sie sind nicht die gehetzten Schweißhunde einer liberalen konstitutionellen oder republikanischen Verfassung, sie haben keine Aussicht ihre Talente geltend zu machen, aber sie sind auch keiner Gefahr preis gegeben, ihr Ansehen, ihre bequeme Stelle zu verlieren und revangiren sich für die Despotie, welche auf ihrem Nacken liegt damit, daß sie selbst wieder ihren Untergebenen das Gewicht ihres amtlichen Ansehens fühlen lassen. Sie kriechen im Staube vor dem Präsidenten oder Hofrath, aber sie genießen die Süßigkeit, ihren Untergebenen mit gleichem Stolz imponiren zu können. Sie sind keine freien Männer, Staatsbeamten, sondern Knechte in ihrer Stellung zu Vorgesetzten, aber dagegen auch Herren ihrer Untergebenen. Durch dieses doppelte Verhältniß wird die Kränkung ihres Stolzes ausgeglichen und sie ertragen willig die Ungleichheit der Rechte, da sie wissen, daß es viele Menschen gibt im Staate, die noch weniger haben als sie. Dazu kommt noch die Aussicht auf fortwährende Vergrößerung der Rechte, des Einflusses und der Macht.

Wichtiger noch als die gebieterische Stellung der höheren Staatsbeamten über ihre Untergebenen, ist die Superiorität des ganzen Amtskörpers über dem Volke — eine Preference, deren jeder Kanzellist und Amtsdiener genießt. Der demüthige Bürger oder Bauer naht sich nur mit bescheidener Bitte den Hallen der Behörden, und ist gewohnt, schon vor dem Amtsdiener submiß den Hut zu ziehen. Ein freundliches unterthäniges Wort sichert ihm dessen Verwendung und bringt ihn zu dem gnädigen Schreiber des übergnädigen Herrn Hofrath. Dieser empfängt ihn barsch, befragt ihn herrisch um sein Anliegen und meldet dann weiter. In dem Maße als ihm diese verschiedenen Würdenträger durch sein Betragen gewogen werden, hat er einen günstigen oder ungünstigen Bescheid zu erwarten. Wohlangebrachte Geschenke, Souveränd'ors beim Hofrath, Thaler beim Kanzellisten und Zwanziger beim Amtsdiener unterstützen sein Gesuch am Kräftigsten. Dagegen ist es die gewisseste Manier, seine eigene Sache zu verderben, wenn man seine Würde nicht vergißt und den geraden Weg geht. Wer da dem Amtsdiener trocken seinen Namen nennt um angemeldet zu werden, muß sich auf langes Antichambriren gefaßt machen; ernstliches Dringen führt ihn dann zum unhöflichen Kopisten, der

erbittert über des Mannes unartige Eilfertigkeit ihn mit Grobheiten empfängt. Wer sich auch hier noch unterfängt den Beleidigten zu spielen wird, wenn er vom geringen Stande, fest gehalten und eingesperrt, oder wenn er von höherem Stande, dem gnädigen Herrn Hofrath nach einer gewiß ungünstigen Anmeldung vorgeführt, um dort ein Gewitter amtlicher Entrüstung auszustehen.

Auf diese Weise, durch strenge Aufrechthaltung der Amtswürde vom Präsidenten abwärts bis zum Amtsdiener wird die Trennung der Beamten von dem Volke bewahrt und verhütet, daß jene einsehen, die Sache, welche sie führen, sei die Sache des Volks und ihre eigne, denn ihr Interesse ist nicht das des Bürgers. Sie sind Vertreter der kaiserlichen Autorität und kleiden sich in ihren Glanz und in ihre Macht, aber nicht die Diener des Staats und der Gesellschaft, welche sie bezahlt. Daß unter diesen Herren alle Freiheitsideen in ihrem Keime erstickt werden müssen, bedarf keiner weiteren Versicherung.

Ein ähnlicher Geist herrscht im Militär. Wie das Sistem der Organisation der Staatsämter, so ist das im Militär, auf den Stolz und die Herrschsucht der Menschen äußerst bedachtsam und sicher begründet. Jeder der ausgehobenen Rekruten betrachtet seine Standesveränderung für ein großes

Unglück, ihm und seiner Familie widerfahren. Die Schrecken, welche mit dem Militärrocke verbunden sind, heißen Aufopferung jeder persönlichen Freiheit, jeden Rechts, blinde Unterwerfung unter despotische und erniedrigende Behandlung, körperliche Strafen und schlechter Sold. Diese Schrecken ersticken allen kriegerischen Geist in der Bevölkerung und veranlassen Hunderte zur Flucht, zum Vagabondiren und zur Selbstverstümmelung. In den teutschen Provinzen kauft man sich los, wenn man reich ist, oder verstümmelt sich, flieht; in Ungarn entvölkern sich ganze Gegenden, wenn eine bevorstehende Rekrutierung ruchbar geworden ist. Man fängt die jungen Leute zusammen, zwingt sie unter den Stock und setzt ihnen eine weiße Mütze auf. Der alte Soldat sieht ruhig die Widerspenstigkeit der Rekruten, und beachtet sie weniger als den Körperbau, die Haltung und Lebensweise. Sie sind für ihn Remonten wilde, unbändige Pferde, bei denen man nur auf Körper und Schönheit sieht, denn man ist gewiß, der Stock wird sie bändigen und gute Soldaten aus ihnen machen. Wirklich thut der Stock und die Furcht vor ihm Wunder. In dem Augenblick, wo das Schicksal der Unglücklichen gewiß ist, befleißigen sie sich einer vollständigen Resignation. Die schmucke Kleidung der

Soldaten, die glänzenden Waffen und die Furcht der Civilisten vor ihnen, haben ihren Reiz, auch die blanken Silbergroschen der Löhnung wirken mächtig auf den Bauer, der oft jahrelang kein Silber sieht. Die alten Soldaten wissen ihrerseits den Ankömmlingen die Annehmlichkeiten des Militärstandes herauszuheben, den Civilstand verächtlich und ihnen begreiflich zu machen, eine Schildwache stehe anstatt des Kaisers auf ihrem Posten. Hierdurch lassen sich die wunderbaren Metamorphosen erklären, wenn man Rekruten, welche noch vor Kurzem der Verzweiflung nahe waren, plötzlich mit tollem Jubel auf Leiterwagen jauchzend davonjagen sieht, um an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen.

Die alten Soldaten sind in langjährigem Dienste zu einem lebendigen Dienstreglement geworden, welches nicht ein Mal Selbstdenken, vielweniger Freiheitsideen zuläßt. Die Macht der Gewohnheit hat sie gelehrt, alle Selbstständigkeit des Willens und der Meinung zu entbehren, und ihre Ehre in prompter Erfüllung ihrer Dienstpflichten zu suchen. Nur in einigen teutschen und italienischen Regimentern regt sich hier und da einiger, wiewohl sehr schwacher und zweideutiger Bürgersinn, der jedoch durch die militärische Disciplin leicht unterdrückt

wird. Er giebt sich fast nur in dem häufigeren Verkehr der Soldaten mit Civilpersonen kund, während in allen slawischen und magyarischen Regimentern ein solcher sorgfältig vermieden wird. Nach dem Dienstreglement und anderen Instruktionen gereicht es nämlich keinem Militär zur Empfehlung, wenn er Bekanntschaft und Verbindung außer seinem Stande sucht. Bei dem herrschenden sogenannten militärischen Geiste, der in einer Abstraktion von allen bürgerlichen Verhältnissen und einer Geringschätzung des Civilstandes besteht, gibt es auch nur wenige, denen man nachsagen kann, sie stünden in irgend einem freundschaftlichen Verhältnisse mit Bürgern. „Civilist" wird fast in der ganzen Armee für ein Schimpfwort gehalten. Ein Civilist hat nach der Meinung der meisten Militärs keine Ehre, und kann beschimpft und mißhandelt werden. Die Welt des österreichischen Soldaten ist daher nur die Armee, und in dieser beklagt er sich über nichts, als die häufige Willkühr und Protektion, welche Leute von Verdienst übersieht, Reiche und Günstlinge hingegen befördert. Demnach wünscht der österreichische Soldat keine Reform und keine andere Veränderung, als Krieg, um Karriere machen zu können.

Der Geist unter den Offizieren ist fast derselbe, nur wenig veredelt. Es findet sich hier dieselbe, wo nicht größere Verachtung des Civilstandes und ein sonderbar konstituirtes Ehrgefühl, welches Diensteifer vor allen Dingen gebietet. Das Schicksal des Bürgers kümmert den Offizier wenig, denn er ist von demselben getrennt — ja meistens seiner eigenen Familie entfremdet, die er nur dann sucht und berücksichtigt, wenn er mit seiner Börse brouillirt ist. Derselbe Militärgeist aus dem Dienstreglement verbietet dem Offizier irgend eine Beleidigung zu dulden, obgleich das Duell streng untersagt ist. Ein beschimpfter Offizier wird kassirt, ein Duellant ebenfalls. Die leiseste Berührung der Uniform kann einem Civilisten die größten Unannehmlichkeiten zuziehen, eine empfangene Maulschelle kann der Offizier ohne weiteres mit seinem Degen rächen, ohne eine dem Mord angemessene Strafe befürchten zu müssen. Alle diese Verhältnisse haben dazu beigetragen, die Armee der Sache des Bürgerthums zu entziehen und dieselbe mehr zur Beschützung des Thrones gegen innere und äußere Gefahr, als zur Vertheidigung des Vaterlandes bestimmt.

Der katholische Klerus ist dem Throne am meisten ergeben und predigt dem Volke unaufhörlich Treue und Gehorsam. Josephs Zeiten, welche

seine Macht und Reichthümer geschmälert und ihn gegen den Regenten eingenommen hatten, sind vorbei; mehrere Klöster sind wieder eingesetzt, die Prozessionen und Wallfahrten erlaubt, der Schulunterricht wieder großentheils in Händen der Klöster, das Ansehen des Priesterthumes wieder hergestellt. Der Beruf des katholischen Priesters allein entfernt ihn schon von allen Freiheitsideen und wenn er auch im Inneren überzeugt ist, wie sehr die Menschenrechte von der unumschränkten Monarchie gemißhandelt werden, so ist er durch denselben darauf angewiesen, seine bessere Uiberzeugung in politischen Dingen neben der in religiösen zu verschließen.

Dieß ist in flüchtigen Andeutungen der Zustand des Volksgeistes und seiner Hemmnisse in allen Ständen und Kasten. Im übrigen Teutschland gibt es außerdem noch eine politisch-wichtige Kaste, die der Studenten und Universitäten, aber in Oesterreich hat diese weder Einfluß, noch selbstständige Meinungen. Die Organisation der Lehranstalten verhütet mit ängstlicher Sorgfalt, daß sich die Studenten als eine Körperschaft betrachten und so von einem Geiste durchdrungen würden. Die Regierung gibt sich alle Mühe zudem, die jungen Ge-

müther vor gefährlichem Hochmuth zu bewahren, indem sie den Studenten alle Vorrechte entzieht und sie bürgerlich herabsetzt. Daher sucht sich ein jeder Studirender bald von der Last der herrschenden Schuldespotie unter arroganten und gravitätischen Professoren, welche von ihnen unabhängig dastehen, zu befreien. Die öffentliche Meinung, welche Studenten geringschätzt, vollendet die ängstliche, peinliche Lage der Armen. Strenge Gesetze halten sie zu ununterbrochenen Besuch der Kollegien und allsonntäglichen der Kirche an, fordern ihnen zu gewissen Zeiten Beichtzettel (d. i. Bestätigungen der Priester über abgelegte Beichte) ab und verbieten ihnen alle Zusammenkünfte und Gelage. Zur überflüssigen Vorsicht haben die Professoren noch unter ihren Schülern Spione und Aufseher, welche jedes Wort belauschen. Auf den Kathedern selbst werden nur praktische Dinge gelehrt, ein wenig Logik, Philologie, die Landrechte und Medizin. Das wichtigste aller Studien, die Geschichte, wird nur als außerordentlicher Gegenstand nach einem vorgeschriebenen Lehrbuche tradirt, wahre Philosophie gar nicht. In so gedrückter und erniedrigter Stellung vermag sich unter den Studirenden keine gemeinschaftliche Idee zu entwickeln.

Geschichtlich kann die Entwickelung der Frei-

heitsideen, in so weit sie wirklich vorhanden sind, aus den Zeiten Josephs II abgeleitet werden. Dieses kleine Dezennium schließt die moralische Revolution Oesterreichs ein und keine Provinz, welche damals schon dem Staate einverleibt war, blieb von ihr unberührt. Das lebendige Motiv derselben war Joseph, der größte österreichische Fürst. Er selbst lehrte das Volk, der König sei nur der erste Diener des Staats, und schämte sich nicht seiner selbstwilligen Erniederung, die ihn nur desto höher stellte in den Augen seiner Zeit.

Unter allen Nationen, welche der österreichische Szepter beherrscht, war die ungarische am meisten dem Manne der Freiheit abgeneigt, der damals den Thron annahm, aber diese Nation war nicht der Gesammtkörper aller Individuen, sondern die angemaßte Autorität der Edelleute. Joseph, der die niedrigen Stände zu erheben und zu befreien suchte, der das Volk von dem Joche einer souveränen Religion befreite, die Leibeigenschaft aufhob und die Abgaben gerecht und gleichmäßig vertheilte, erregte durch sein humanes Regierungssistem die ersten Ideen von Menschenrecht und Freiheit. Es war ein Funke der Zwietracht in die Mitte des Volkes gestreut und die zu Boden gedrückten Bauern und Bürger fingen an zu denken und ihre Unter-

die unzufriedenen Ungarn, den Böhmen begreiflich zu machen, der König betrachte alle Provinzen als Eigenthum, über welches er frei schalten könne, er respektire keines Standes Rechte und Eigenthum, und bediene sich zu seinen theilweise guten Zwecken ungerechter Mittel, verfahre übrigens mit einer übertriebenen Hast, welche allein schon tausend Mißgriffe herbeiführen müsse, so daß seine ganze Regierung wie ein böser Traum voll Angst und Noth vorüberstürme! Solche kleinherzige Ansichten aus niedrigem Eigennutz, Eitelkeit und Anhänglichkeit am Alten, konnten in Böhmen nicht mehr durchgreifen, denn Josephs Werke standen groß und herrlich hier gediehen, und widerlegten alle jene boshaften Beschuldigungen. Böhmen machte unter Leopold keinen so entsetzlichen und gewaltsamen Rückschritt, wie Ungarn, daher erhielt sich die Geistesrichtung des Volks und Adels, welche ihr Joseph gegeben hatte, und die Freiheitsidee kam wenigstens nicht in Verfall. Böhmen befand sich nun im Vergleich mit früheren Zeiten ziemlich wohl und war daher gegen jede gewaltsame Revolution, wobei Alles wieder aufs Spiel gesetzt worden wäre, eingenommen. Es blieb dem Kaiserhause treu ergeben unter Leopold und Franz, obgleich sich die Gemüther oft bei vorkommenden Anlässen rücksichts-

loser Gewaltherrschaft empörten. Solche Ereignisse waren die Entsetzung des Bischofs von Leitmeritz wegen Nachsicht gegen kirchliche Neuerungen, die Entfernung des allgemein geachteten geistreichen Bolzano wegen zu freien Vortrags rc.

Fast ganz Italien befand sich unter österreichischem Einfluß oder direkter Oberherrschaft. Toskana regierte Leopold wie ein weiser, milder Hausvater. In Leopold dem Kaiser erkannte man den Weisen von Florenz nicht wieder. Ferdinand, wiewohl ohne edlere Motive, schränkte doch die Macht des Klerus ein, indem er aus Eigennutz seinen Reichthum schmälerte — überall in Italien offenbarte sich der rege Weltbürgersinn. Die Italiener blieben Leopold treu ergeben, aber sobald der Liebling vom Throne verschwand, erwachte der Nationalhaß der Italiener gegen die Teutschen. Der Geist der Revolution drang ein, und der Adel wurde zuerst von ihm ergriffen.

Oesterreich verlor Italien, gewann es wieder, aber auf immer waren durch die heftigsten Störungen die Gemüther dem Kaiserhause verloren. Waffenherrschaft vermehrte den Ingrimm und häufte den Flammenstoff, der früh oder spät zum Ausbruch kommen muß.

Unwillig beugten sich die Polen unter österrei-

chische Herrschaft; allein die Art und Weise, wie sie sich geltend machte, versöhnte sie mit ihr. Gallizien verlor seine Unabhängigkeit als ein Theil des polnischen Reiches, aber die Freiheitsidee gewann. Oesterreichs Regiment wurde humaner geführt als Rußlands, ja selbst humaner als des ehemaligen Königreichs Polen. Die Verordnungen der Regierung unter Leopold über Adelsvorrechte, Kirchenwesen, Justiz, Steuern, Gewerbe, Bauerschaft, Volkserziehung und Lesefreiheit trugen zwar den gehässigen Charakter der Fremdartigkeit, aber die Zeit hatte den Widerwillen der Nation überwunden und sie mit der neuen Regierung befreundet. Der Bauer und Bürger wurden dankbar gesinnt gegen dieselbe, und Oesterreich hat nicht so leicht einen Abfall der Provinz zu erwarten, wenn nicht das wehmüthige Sentiment der Rückerinnerung an ehemalige Selbstständigkeit bei günstigerer Gelegenheit, als die letzte polnische Insurrektion war, die Oberhand gewinnt über berechnende Vernunft, welche die Polen stets freundlich stimmen muß für ein Sistem, das, wiewohl nicht liberal, doch nicht das Gepräge wilder Despotie an sich hat, wie die Regierungsformen aller slawischen Staaten.

Die teutschen Länder, unter allen am meisten fortgeschritten in intellektueller Hinsicht, waren un-

ter Joseph am empfänglichsten für die Freiheitsidee. Man muß jedoch selbst hier unterscheiden zwischen Oesterreichern, den gebildetsten, freisinnigsten, Steiermärkern, und Kärntnern, welche minder gebildet, minder energisch, und Tirolern, welche ebenfalls an Nationalintelligenz etwas zurückstehen, dafür aber von energischer Vaterlandsliebe beseelt sind. Die Oesterreicher, von jeher begünstigt unter ihren Herrschern, erfuhren zuerst die seegensreichen Wirkungen des josephinischen Sistems. Joseph erhob ihre Bildung und ihren Wohlstand auf eine gleich hohe Stufe, vermehrte ihre Eigenthums- und Personen-Rechte, führte Denk- und Sprechfreiheit ein. Der Gegensatz des josephinischen Regiments und der kleinen misanthropischen Despotie mehrerer teutschen Fürstenhöfe, welche für Diamanten und Geld das Blut ihrer Unterthanen an die Engländer zum Kampf gegen die Freiheit Amerika's verkauften, wirkte günstig für das neue Sistem und befestigte das Freiheitsprincip in den Gemüthern. Joseph's Nachfolger suchten sie wieder davon abzubringen, aber man kann behaupten, daß Oesterreich keinen Rückschritt gemacht hat.

Oesterreich als Staat, Regierung oder Kaiser, was Alles Eins ist, huldigt keiner Freiheitsidee. Sein Sistem ist komplizirt aus Pietät, altem Her-

kommen, Friedensliebe, einiger Humanität und strenger politischer und religiöser Orthodoxie. Die Regenten betrachten ihre erheiratheten, ererbten und erkämpften Ländereien als ihr Familiengut, und das Volk darin hat keine Stimme, denn es giebt nur Unterthanen, Kinder des patriarchalischen Regiments. Alles Staatsinteresse konzentrirt sich im Interesse des Kaiserhauses, welches die Wirthschaft führt und im Innern und nach Außen mit Waffenmacht beschützt. Im ritterlichen Mittelalter, als die Völker noch Kinder waren, als Aufklärung nur in den höchsten Ständen und bei Priestern herrschte, war dieses Sistem gut; aber die große Völkerfamilie ist herangewachsen und das alte steife Sistem paßt nur noch, wie die Ruthe für einen erwachsenen Sohn. Jeder Vater begiebt sich seiner Vormundschaft, wenn die Kinder Männer geworden sind, aber die österreichische Regierung will gegen die Gesetze der Natur ankämpfen, indem sie ihre väterliche Autorität noch immer behauptet. Wie sie ihr Sistem befolgte in inneren und in äußeren Stürmen, entwickelt die Geschichte in Thatsachen. **Oesterreichs Regierung ist ein moralischer Methusalem, der stets nach einerlei Grundsätzen handelt. Nur unter Joseph's Regierung war diese Person kurze Zeit anderer Meinung, aber**

nach dem Sturme eines kurzen Dezennium erwachte der alte Geist wieder aus seinem „bösen Traum," und ist seitdem wach geblieben.

Rudolph von Habsburg, der fromme Mönchsdiener, stiftete mit seinem Stamme auch die demselben eigenthümliche Pietät. Die Hierarchie ward hierdurch mit der Aristokratie verbunden und beide unterstützten sich brüderlich. Diese strenge Pietät hat sich auf eine furchtbare Weise kund gethan im Kampfe gegen die Hussiten, gegen die Religionsfreiheit, in Verfolgung der Katholiken, in Jesuitismus und Pfaffenherrschaft. Mit der Pietät des österreichischen Kaiserhauses war auch dessen aristokratische Machtvollkommenheit, welche überall Unterwerfung und Unterthänigkeit des Volks prätendirt, verbunden, und sie wirkte gewaltig in den blutigen Kriegen gegen die helvetische Freiheit, in den schrecklichen Gerichten über Insurgenten während des Bauernkrieges. Priester und Adel unterstützten die Sache des Regentenhauses mit Eifer, denn sie allein waren begünstigt und bevorrechtet. Maximilian und Joseph II allein wichen ab von dem Sisteme ihrer Vorgänger und Nachfolger, aber beide büßten für den Frevel mit frühzeitigem, wahrscheinlich unnatürlichem Tode.

Frankreich gegenüber, zeigten sich Oesterreichs

Staatsmaximen in drei Jahrhunderten in ihrer wahren, deutlichen Gestalt. Die teutsche Kaiserwürde, die spanische Sippschaft, die italienischen Lehen und die Erwerbung der Niederlande, waren die Zankäpfel, welche die Weltgeschichte zwischen zwei feindliche Sisteme warf, die noch jetzt grimmig gegenüber stehen. Wie Hunde hetzte dieser mächtige Feind die Protestanten, Schweden, Türken, die Insurgenten Thurn und Tekely auf den mächtigen Koloß Oesterreich, und zapfte ihm sein Herzblut ab. Einige Heirathen stellten zwar auf kurze Zeit die Feindseligkeiten ein, aber es waren nur Waffenstillstände in der Geschichte, in welcher nur der Kampf unterbrochen, nicht aber seine Elemente aufgehoben wurden. Die französische Revolution stellte sie wieder einander gegenüber und sie sind in dieser Stellung geblieben, wenn auch die Waffen aus Erschöpfung ruhten.

Großbritannien hegte nicht minder feindselige Principe, aber die geographische Lage der Länder und andere Umstände, verhinderten eine ähnliche Befehdung. Zudem unterdrückte der englische Eigennutz und Handelsgeist alle Gewissensfragen, und brachte neue diplomatische in Anregung. Aus diesen Interessen ging die Ansicht hervor, daß England der natürliche Verbündete Oesterreichs sei,

allein die Kriegsereignisse der neuen Zeit zeigten oft, daß diese Ansicht nicht richtig ist. Oesterreich hat mit seinem Sisteme keinen anderen natürlichen Verbündeten, als Rußland, und dieser Staat allein war es, der sich mit Glück Oesterreich anschloß.

Oesterreichs Regierungssistem zeigt sich noch unverhüllter im Inneren. Die Priesterschaft erfreut sich des entschiedensten Einflusses auf Volk und Hof. Mehrere Klöster der Piaristen und Benediktiner erhielten das Recht teutsche, lateinische, philosophische und theologische Lehranstalten zu errichten; kurz, die höhere Volksbildung ist in ihren Händen, wie einst unter den Jesuiten, welche nun wieder in Dalmatien und Gallizien aufgenommen sind. Helvetische und schwäbische Mönche, welche aus diesen Ländern verjagt worden waren, fanden in Oesterreich ein schönes Asyl, und die Ligorianer ex societate Jesu, (prima, wie der Volkswitz sagt) brachten neuen Fanatismus in das Land. Sogar die religiöse Marktschreierei und das Possenspiel des wahnsinnigen Fürsten von Hohenlohe, wurde in Oesterreich geduldet. Die gesunkene Gewalt der Kirchenherrschaft wieder herzustellen, begründete man sogar eine Bildungsanstalt für Priesterzöglinge durch welche man der priesterlichen Autorität und Energie wieder aufzuhelfen dachte. Ein ein-

flußreicher Pfaffe, Frint, äußerte sich damals über den moralischen Zustand Oesterreichs folgendermaßen. (Man kann daraus nicht nur die pietistischen Grundsätze der Regierung erkennen, sondern auch den Gesichtspunkt daraus abnehmen, aus welchem Oesterreich die neue Welt betrachtet. Es ist der des offenbaren sittlichen Verfalls der Menschheit, welcher ein Strafgericht, eine Sündfluth über die Völker bringen wird.)

„Die Irreligion zerreißt alle Bande, welche Menschen an Menschen zu ihrem eignen Glücke knüpfen, sie zerreißt die Bande, welche die einzelnen Menschen sanft, heilig und fest in Familien, und diese in Staaten vereinigen. Und in unseren Tagen sind wirklich alle diese heilsamen Bande durch Irreligiosität und Sittenlosigkeit theils gelockert, theils gänzlich zerrissen. Nicht mehr das Band der heiligen Pflicht bindet die dienenden Klassen an ihre Herrschaften, sondern nur noch der bloße Egoismus, welcher jeden Betrug, jede Pflichtverletzung, jede Treulosigkeit erlaubt, so lange es vortheilhaft ist oder scheint. Die Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes hat seine Würde vergeben, rein sinnlich ist die Erziehung der Kinder, der Ehestand verfallen, der Egoismus allgemein und eben so allgemein der Durst nach uneingeschränktem Sinnengenusse, und nach

einer ganz unabhängigen Freiheit. So kann, (?) so darf (?) es nicht bleiben. Der christliche Lehr- und Priesterstand bekam aus den verfallenen Familien, aus dem Schoose einer schlechten Erziehung, großentheils nur ausgeartete und verdorbene Kandidaten, welche, nachdem sie in den vorhergehenden Studienjahren in Sittenlosigkeit und Unglauben fortgelebt hatten, in den wenigen (vier) Jahren der theologischen Studien unmöglich mehr so umgebildet werden konnten, daß sie brauchbare, weise, gläubige und fromme Priester hätten werden können. Aus Mangel besserer Subjekte ließen sich doch manche Oberhirten verleiten, gegen die Warnung des Apostels, 1. Timotheus, 5, 22. auch solchen Menschen die Hände aufzulegen, deren Beruf zum Priesterthume nichts weniger als entschieden war. Oft mögen wohl eifrige und gewissenhafte Bischöffe von Heuchlern hintergangen worden sein, welche, sobald sie die heiligen Weihen empfangen hatten, den geborgten Schafpelz abwarfen und ohne Schur als das erschienen, was sie wirklich waren, reissende Wölfe?... Dadurch ist die Zahl apostolischer Männer in den neueren Zeiten im geistlichen Stande so sehr zusammen geschmolzen, daß die noch vorhandenen (Frint et Compagnie) durchaus nicht mehr im Stande sind, dem ungeheuern Strome des Zeitver-

derbens Einhalt zu thun. Ihre Zahl dürfte kaum größer sein als gerade erforderlich ist, um eine bessere Zukunft vorzubereiten. Diese Erscheinung ist allerdings sehr traurig, und sehr bitter diese Wahrheit". —

Die Protestanten wurden anfänglich mit Eifer verfolgt, später tolerirt und ihnen die Bewilligung zu eigenen Bethäusern ertheilt. In neuerer Zeit ging man so weit, in der Hauptstadt eine protestantische Lehranstalt für die reformirte und evangelische Konfession zu errichten. Diese hohe Gnade war aber nichts weiter als ein schlauer Kunstgriff, denn abgesehen davon, daß diese protestantische Anstalt dem Geiste der Protestation fast in jeder Beziehung entsagen mußte, daß ihr von der Regierung Pietisten und geheime Jesuiten vorgesetzt wurden, war dieser gnädige Beschluß schon darum ein höchst ungnädiger, weil damit das Verbot für die Protestanten verbunden war, fernerhin ihre Söhne an fremden Universitäten bilden zu lassen.

Eine der mächtigsten Stützen des österreichischen Sistems bildete der Adel. Um den adeligen Nachwuchs in gleichem Geiste zu erhalten und zugleich für die Besetzung der wichtigsten Aemter durch taugliche Adelige zweckmäßig zu sorgen, errichtete Maria Theresia die Adelsschule in Wien, das sogenannte

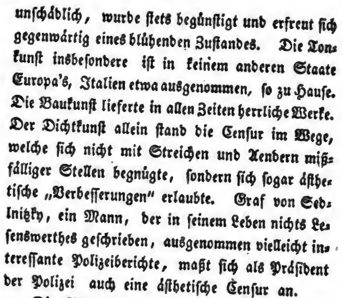
Theresianum. Man bereitete darin die jungen Kavaliere für ihren künftigen Beruf vor, und gab den Austretenden sogleich Aemter, welche sie auf immer an die Aristokratie fesselten. In diesem Institute werden zukünftige Minister, Präsidenten, Gouverneure, Hofräthe gebildet, und damit die jungen Gemüther ja nicht von dem „Schwindel" unserer Zeit ergriffen würden, übergab man das Institut den Piaristen. Anfangs wollte man es sogar mit den Exjesuiten versuchen, aber die Junker befreiten sich bald von denselben, indem sie einen Oberaufseher zu kastriren drohten. Joseph II. hob diese Anstalt auf, aber seine Nachfolger restaurirten sie. Die Tendenz derselben ist nun jesuitisch, unzweckmäßig und unpraktisch, da die Piaristen den Zöglingen wohl einige gelehrten Kenntnisse mittheilen, aber keineswegs jene Weltbildung geben können, welche ihrem Beruf entspräche.

Gewerbsfleiß und Ackerbau werden von der Regierung ausschließend befördert, da die Vervollkomnung in diesen Zweigen theils auf die Vermehrung der Einkünfte und Staatsmittel vortheilhaft wirkt, theils der Volksbildung eine unschädliche Richtung giebt und die unruhigen Geister beschäftigt. Fast nur auf diesem Weg kann ein Oesterreicher seinem Vaterland selbstständig nützlich sein, daher auch

Diensteifer die einzigen anerkannten Verdienste. Wissenschaftliche Bildung wird nur von der Artillerie verlangt, in der übrigen Armee gilt sie nichts, und es wird nur Diensteifer prätendirt. Der gemeine Mann wird nur ausnahmsweise und sehr selten Offizier. Die sogenannten Kadetten sind die einzigen Aspiranten auf Offiziersstellen. Ein Soldat muß nicht denken, sondern gehorchen; muß an Entbehrungen aller Art gewöhnt sein, und aufs Kommando ins Feuer gehen. Ein Mann von Kenntnissen wird ein Schulfuchs gescholten, ein Anderer, der Kaffee des Morgens trinkt statt Branntwein, der seiner Familie schreibt ohne Geld zu brauchen, der die barbarischen Militärstrafen mit Abscheu sieht und den Anblick von Spießruthen zerfleischter Rücken nicht ertragen kann, heißt ein altes Weib. Dieß ist leider der Geist, der in den österreichischen Truppen herrscht und von der Regierung begünstigt wird. Adelige und Offizierssöhne werden im Militär am meisten begünstigt, Kadetten allein werden mit Sie angeredet und unterliegen keiner körperlichen Strafe. Die Rekrutirung leidet an vielen Gebrechen und Mißbräuchen, und wird mit beispielloser Willkühr betrieben. Die Offiziere lassen sich gerne bei derselben gebrauchen und die Obersten schicken ihre Günstlinge dazu, weil sich dabei schöne

Gelegenheiten darbieten zur Arrangirung ihrer Finanzen. Von der Militärpflicht sind so viele ausgenommen, daß die Last des Dienstes fast ausschließend auf die niederen Stände und Armen fällt. In dem neuen Konskriptionssisteme wurden zwar mehrere Ausnahmen aufgehoben, aber diese Maßregel war eine neue Ungerechtigkeit. Die Studirenden und Absolvirten unterlagen nämlich der Militärpflicht, denn man wollte mit Gewalt die Anzahl der Studirenden vermindern, denn die Regierung sah es als ein großes, gefährliches Uibel an, daß diese immer wuchs. Das Spielen und Loosen der Militärpflichtigen ist ebenfalls aufgehoben und das Glück ganzer Familien in die Willkühr der Konskriptionsbeamten gestellt. In den ungarischen Ländern wurde diese Willkühr zur Barbarei, da jeder Gutsherr willkührlich Jedermann, der ihm mißfiel, zu lebenslänglichem Militärdienste verdammen konnte. Es ist so weit gekommen, daß ein Vater nur mit Kummer es sieht, wenn sein Sohn wohlgestaltet und gesund ist, da er befürchten muß, der Stütze seines Alters beraubt zu werden, so bald es einem mißgünstigen Beamten gefällt. Die rüstigsten Bursche gehen für den Ackerbau und die Gewerbe verloren, denn die starke Armee fordert viele Opfer.

Die Kunst, als den Staatsmaximen ebenfalls



unschädlich, wurde stets begünstigt und erfreut sich gegenwärtig eines blühenden Zustandes. Die Tonkunst insbesondere ist in keinem anderen Staate Europa's, Italien etwa ausgenommen, so zu Hause. Die Baukunst lieferte in allen Zeiten herrliche Werke. Der Dichtkunst allein stand die Censur im Wege, welche sich nicht mit Streichen und Aendern mißfälliger Stellen begnügte, sondern sich sogar ästhetische „Verbesserungen" erlaubte. Graf von Sedlnitzky, ein Mann, der in seinem Leben nichts Lesenswerthes geschrieben, ausgenommen vielleicht interessante Polizeiberichte, maßt sich als Präsident der Polizei auch eine ästhetische Censur an.

Die Schriftstellerei ist dem österreichischen Regierungssisteme ein Greuel, seitdem Pfaffen nicht die einzigen Schriftsteller sind. In den Staatsämtern dient es keinem Beamten zur Empfehlung, wenn er Schriftsteller ist; Geist und Talent werden mit Argusaugen bewacht, denn es ist ein seltener, bedenklicher Fall in praxi, daß ein Beamter Geist und Talent besitzt. Am thätigsten und strengsten erweist sich die Vigilanz des österreichischen Sistems bei Zeitschriften. Die politischen Zeitungen sind fast durchgehends als ein Monopol der Regierung zu betrachten, welches sie von ihren Günstlingen betreiben läßt. Der Inhalt derselben be-

schränkt sich in allen Provinzen auf Auszüge aus dem offiziellen österreichischen Beobachter, und der Wiener Zeitung. Keiner Privatperson wird die Begründung einer neuen politischen Zeitschrift bewilligt, und selbst literarische werden nur äußerst selten und nach langem Bedenken und sorgfältiger Prüfung des Planes und der Gesinnungen des Redakteurs bewilligt. Bei den selbstständigen, abgeschlossenen Schriften geht man nach dem Maße strenger oder gelinder zu Werke, nach dem sich der Inhalt der Politik, Philosophie und allgemeinen Kritik nähert. Die Censur streicht, was sie für übel findet, und hält Manuskripte oft Jahrelang an sich. Ansichten, welche von den bestehenden und wirksamen Grundsätzen der Regierung oder von den Lehren des katholischen Glaubens abweichen, werden eben so wenig geduldet, als eine Kritik der Staatseinrichtungen und aller amtlichen Verfügungen. Den Medizinern ist die Ausübung des thierischen Magnetismus, die Lehre vom Organ der Seele, und jede materialistische Ansicht untersagt aus religiösen Gründen. Es ist dabei zu verwundern, daß man die Schriften eines Cüvier nicht untersagt, da doch daselbst unumstößlich dargethan ist, daß die Welt älter sei, als die Religion uns lehrt, daß man die Astronomie nicht verbietet, welche tausend eben so irreli-

giöse Lehren predigt. Ein Dichter, der nicht alljährig zehn Namens- und Geburtstagsgedichte den zahlreichen Mitgliedern der höchsten Familie zu Ehren fabrizirt, wird verdächtig und hat zu gewärtigen, daß er von jedem Censor gehudelt wird. Politische Schriftsteller existiren nicht, sondern nur blinde und eigennützige Panegyriker oder bezahlte Hofhistoriographen. Wissenschaftlichkeit wird in Oesterreich nur als ein Mittel betrachtet, die dem Staate nöthigen praktischen Beamten und Priester zu bilden — Gelehrte von Profession fehlen ganz, denn die Gelehrsamkeit ist in diesem Lande das schlechteste Handwerk. Die Buchhändler ernährten sich bisher vom Nachdruck, aber durch ein provisorisches Verbot ist dieser Erwerbszweig versiegt. Die Schriftsteller sehen sich durch den Censurzwang und die tristen Verhältnisse des österreichischen Buchhandels genöthigt, ihr Wissen und ihre Empfindungen in sich zu verschließen oder auszuwandern. So hat Oesterreich schon viele tüchtige und thatkräftige Männer verloren, als Peter Frank, Wolfstein, Joannes Müller, Wiebeking, Reinhold, Feßler, Gall, Schultes, Meißner, André, Feilmoser; in neuerer Zeit, Hormayr, Julius Schneller und die gemüthlichen Dichter Lenau (Nimptsch), Eduard Duller.

Das Schul- und Erziehungswesen ist nach demselben Geiste organisirt, und die öffentlichen Anstalten bezwecken nichts als praktische Abrichtung. Die Gymnasien unter den Piaristen sind schlecht genug bestellt, aber noch weit schlechter die höheren Lehranstalten. Auf den Universitäten sind sogenannte Zwangsstudien, Zwangsprofessoren und Zwangsprüfungen eingeführt, und die Universitäten gleichen mehr Zuchthäusern als Lehranstalten.

Oesterreichs Finanzsistem geht Hand in Hand mit dem großen Staatsgrundsatz unumschränkter Willkühr. Das Finanzpatent vom Jahre 1811 bewies es augenscheinlich, das die Regierung den Seckel der Unterthanen als den ihrigen betrachtet, den sie nach Gutdünken plündern kann. Die Bevölkerung verlor dadurch vier Fünftheile ihres Geldeigenthumes, und dieses selbst stand fast nur auf dem Papiere. Die Kriege gegen die Freiheit der Völker fraßen die Mittel der Regierung, und die österreichische Nation mußte buchstäblich Gut und Blut hinopfern für die Sache der Könige. Daß sie es wirklich gethan hat, beweist ihre Gutmüthigkeit und Ohnmacht. Frankreich hätte die Urheber solcher Diebstähle am Volkseigenthume guillotinirt — in Oesterreich wurden sie mit Ehrenstellen und Reichthümern überhäuft.

Bei allen diesen Zuständen und Uibelständen machte die Freiheitsidee in dem Gesammtkörper der österreichischen Staaten nur langsame Fortschritte. Sie zuckte durch die Gewitterstürme der Zeit nur wie ein leuchtender Blitz und verging wieder in Nacht. Seine Donnerkeile aber fielen ins Leere. Nur ein Mal suchte er die Elektrizität der Höhe des Thrones, aber der schützende Genius der Lothringer, die geheime Polizei leitete ihn ab. Ich meine die Verschwörungen zur Zeit der ersten französischen Revolution. Das Ziel derselben war weit, und nur mit entsetzlicher Gewaltthat zu erreichen in einem Staat, der unter Gewalt erliegt. Man konnte dem Koloß nicht offene Stirne bieten, man mußte miniren, untergraben. Der geistreiche Platzhauptmann Hebenstreit, der Magistratsbeamte Brandstätter, der Professor Riedl und der Kaufmann Hakel unterzogen sich nebst einer großen Anzahl Mitverschworener dem finsteren Geschäfte. Sie wollten den Thron umstürzen, die kaiserliche Familie ermorden und eine demokratische Regierung einführen. Dieser herzlose Plan war schlecht berechnet auf die Gemüthlichkeit der Oesterreicher, aber er war den terroristischen Lehren der damaligen Republikaner angemessen. Alle Häupter der Verschworenen standen früher in dem Rufe eines tadellosen Lebens und biederen Charakters, sie waren

von der Freiheitsidee bis zur Extravaganz. Ihr blutiges Vorhaben als eine Verirrung zu entschuldigen, fehlt es nicht an Gründen, denn Hebenstreit war, nach dem Urtheile Aller, ein Mann von Herz. Zudem fehlen bei dem ganzen geheimnißvollen Prozeß gegen ihn, wenigstens dem Publikum, alle Beweise, daß wirklich ein Attentat gegen die Regentenfamilie beabsichtigt war, und die Vermuthung Einiger, daß die Richter durch diese Beschuldigung die allgemeine Erbitterung auf diese Opfer der Freiheit zu lenken suchten, erscheint nicht ganz unwahrscheinlich. Aus psychologischen Gründen ergeben sich eben so viele Entschuldigungen, denn wir wissen aus der Geschichte, daß die Gemüther schnell von einem Extrem zum andern hingerissen werden. Die französischen Revolutionsmänner hatten damals, auch in Oesterreich, unter den Gebildeten, welchen die Schriften der Enciklopädisten nicht unverständlich waren, ihren Anhang gefunden, und man kann sagen, Enthusiasmus erregt. Man fand sehr häufig die große Enciklopädie, die Schriften von Voltaire, Bayle, Mirabeau, Rousseau, d'Alembert, Barth mit der eisernen Stirne, Thomas Payne rc. in den Büchersammlungen, welche schon unter Joseph II. mit liberalen Schriften angefüllt worden waren.

Der Rückschritt des Regierungssistems in Oesterreich, der Ausbruch der französischen Revolution und große Noth und Unzufriedenheit im Lande wirkten zusammen und bildeten für die Liberalen einen neuen, heftigen Impuls zur raschen und kühnen That. Sie wollten das Volk befreien und eine politische Ordnung stürzen, welche selbst in den Augen des Haufens durch hohes Alter sanktionirt war. Zur Erreichung dieses großen Zweckes war ihnen nicht leicht ein Mittel zu verbrecherisch und ungerecht, denn sie rechneten die tausend und tausend Verbrechen der unumschränkten Gewalt zusammen, welche sie mit einer einzigen, herzlosen That für die Zukunft verhüten wollten. Die Freiheit der Völker kann nur auf blutgedüngtem Boden wurzeln, dachten sie mit Robespierre. Unblutige Revolutionen, wie wir sie in der neuesten Zeit erlebt haben, waren ihnen undenkbar. Französische Emissaire unterstützten sie in ihrem Glauben, in ihren Projekten, und verstrickten die Verschwörer in ein weit über Europa verzweigtes Komplott. Durch dieses Einmischen der Fremdlinge, durch dieses diplomatische Komplottiren verlor das Unternehmen seine Nationalität, strebte über die Bedingungen des Gelingens hinaus und kleidete sich in das Gewand des Verbrechens. Die Jakobiner betrachteten die Könige alle als Erzfeinde

der Menschheit und verfolgten sie, wie gemeine Verbrecher. Der Heerd, auf dem die Grundsätze gebraut wurden, welche Europa revolutioniren sollten, war Frankreich, darum war alles französisch, was sie unternahmen und paßte nirgends hin. Es mochte wohl Einzelne in allen Ländern geben, welche von den jakobinischen Lehren hingerissen wurden, aber nimmermehr konnte man vernünftiger Weise annehmen, daß sie allgemeine Billigung finden würden. Die Revolution ist einer neuen Erfindung gleich zu achten, und leitet das Schicksal derselben — sie wird von den Zeitgenossen entweder gemißbilligt oder nicht beachtet. Spätere Zeiten erkennen erst ihre Nützlichkeit und genießen ihre Früchte. Es sind mehrere Menschenalter verflossen, ehe man gewisse unbequeme Kleidertrachten mit zweckmäßigen vertauschte, und es müssen Jahrhunderte vergehen, um den Völkern das begreiflich zu machen, was der Gesellschaft noth thut. Eine andere moralische Stellung hatte das französische Volk gegen das Haupt der Regierung, eine andere das österreichische. Der Kaisermord durch Meuchelei wäre eine Unthat, ein Verbrechen gewesen. Die Hinrichtung Ludwig XVI war ein Gericht, welches die Nation über den Verweser des Staats hält.

So falsch und unklug wie die moralische, war

auch die politische Tendenz des Projekts, so thöricht endlich und schlecht berechnet waren die Mittel zur Ausführung desselben. Die Häupter der Verschwörung waren nebst Hebenstreit der Dichter Brandstätter, der beim Wiener Magistrat angestellt war, der Professor Riedl, der bei Hof Zutritt hatte und das Vertrauen der fürstlichen Familie zum Verrath mißbrauchen sollte, und der Kaufmann Hackel, der die Geldgeschäfte besorgte. Durch ihre amtliche Stellung und Privatverhältnisse waren zwar diese Personen nicht ohne Einfluß im bürgerlichen Leben, aber ihre amtliche und Privatgewalt erstreckte sich nicht über die Linien Wiens, denn obgleich sie Mitverschworne hatten in allen Provinzen des Reiches, so fehlten ihnen doch solche, welche zugleich eine bedeutende Macht beschwören konnten. Keiner der Hauptverschworenen war eine hohe Militärperson, die doch in Oesterreich allein einer Revolution Nachdruck geben könnte, vorausgesetzt, daß eine Revolutionirung des Militärs denkbar wäre. Sie wollten eine demokratische Regierung einführen und vergaßen, daß erst das Leben demokratisch gestaltet sein müsse, wo eine solche Regierungsform eingeführt werden soll. Das Ansehen der Aristokratie ist in dem Volke noch nicht genug erschüttert, denn noch immer betrachtet sich der Bürger nicht als einen Stimmfähi-

gen und überläßt gerne und mit allen Zeichen der Achtung den Beamten und seinem Fürsten die Regierung. Der österreichische Bürger ist durch die Gewohnheit des Gehorchens bequem geworden und traut sich weder die Geistesbildung, noch die Kenntnisse zu, die seiner Meinung nach dazu gehören, um an der Regierung Antheil zunehmen. Er denkt, er müsse Jus, Latein, Griechisch, Hebräisch und hundert andere Dinge gelernt haben, um ein Wort mit sprechen zu können. Man sieht die Wahrheit dieser Beobachtung am deutlichsten in kleinen Städten, welche keinen organisirten Magistrat mit Staatsbeamten haben — sie wenden alles Mögliche an, die Regierung zur Konstituirung eines solchen zu bewegen. Zudem ist die Ständeeintheilung dem Bürgerthume hinderlich, da der Bürger nur eine Stufe über dem Bauer steht, der Stand der Honoratioren (Beamte, Professoren u. s. w.) höher geachtet wird und der Adel am höchsten. Uibrigens wird vielleicht in keinem Staate Europa's der Geldreichthum weniger geachtet als in Oesterreich, wo er nur Ansehen gewinnt durch Erkaufung eines Rangs oder des Adels. In einem demokratischen Staate aber diktirt der Reichthum die Landesgesetze.

Dem hebenstreitischen Projekte erging es wie den meisten Intriguen — es wurde entdeckt, und

Hebenstreit, Brandstätter und Hakel öffentlich hingerichtet; die minder Schuldigen erlitten eine weit härtere Strafe, sie wurden verurtheilt in Munkacz zu verfaulen. Napoleon erwirkte im Frieden von Campo Formio die Freilassung der wenigen, die Schmach und Elend, Kerkerluft und Mißhandlung noch nicht zu Grunde gerichtet hatte, aber ihre Anzahl war gering.

Eine ähnliche Verschwörung, actionalis conspiratio wurde in Ungarn entdeckt. Das Haupt derselben war der Bischof Martinowits, Mitverschworene und Direktoren Hajeoczi, Laczkowits, Graf Sigrai und Szentmariay. Das Prinzip derselben war ebenfalls demokratisch und hatte die besondere Tendenz, alle bevorrechteten Stände in Ungarn zu vernichten, den König selbst seiner Würde, vielleicht auch seines Lebens zu berauben. Beweise, daß auch diesen unglücklichen Reformator ein edler Zweck begeistert hatte, waren die Umstände, daß Martinowits allgemein geachtet und von den Königen Joseph, Leopold und Franz der Reihe nach wegen seiner Einsicht und kräftigen Beförderung des Gemeinwohls mit Gnaden und Auszeichnungen überladen worden war, daß endlich der größere Theil der Verschworenen aus Edelleuten bestand, welche durch die Huldigung, welche sie dem Freiheitsprinzip brach-

lichen Begünstigungen entsagten, ja selbst Gut und Blut daran wagten und verspielten, der Menschheit ihr gutes Recht zu erkämpfen. Die humanen Grundsätze dieser Reformatoren war in zwei Schriften: de homine et cive (erschienen unter dem Titel: Was ist der Mensch? Was ist der Bürger?) ausgesprochen. Die Leitung des Unternehmens war 4 Direktoren anvertraut, welche mit zwei und vierzig Mitverschworenen in allen Theilen des Königreichs Vorbereitungen trafen zum Umsturz. Der tückische Zufall vereitelte das Projekt durch einen tragikomischen Vorfall. Ein Bedienter benutzte nämlich einst die Abwesenheit des Bischofs, um dessen Ornat anzuprobieren. Eben als er mit der Vermummung zu Stande gekommen war und sich lachend im Spiegel besah, hörte er den Bischof sich der Thüre nähern. Zur Flucht war weder Zeit noch Ausweg da, weshalb er gezwungen war, sich in einen Schrank zu verbergen und zu erwarten, bis der Bischof sich wieder entfernte. Dieß geschah auch bald, nachdem Martinowits vorher eine Unterredung mit einem seiner Mitverschworenen gepflogen hatte, aus welcher der Bediente entnahm, daß hier von einem Komplott die Rede sei. Niedriger Eigennutz vermochte vielleicht den Burschen zum Verrath sei-

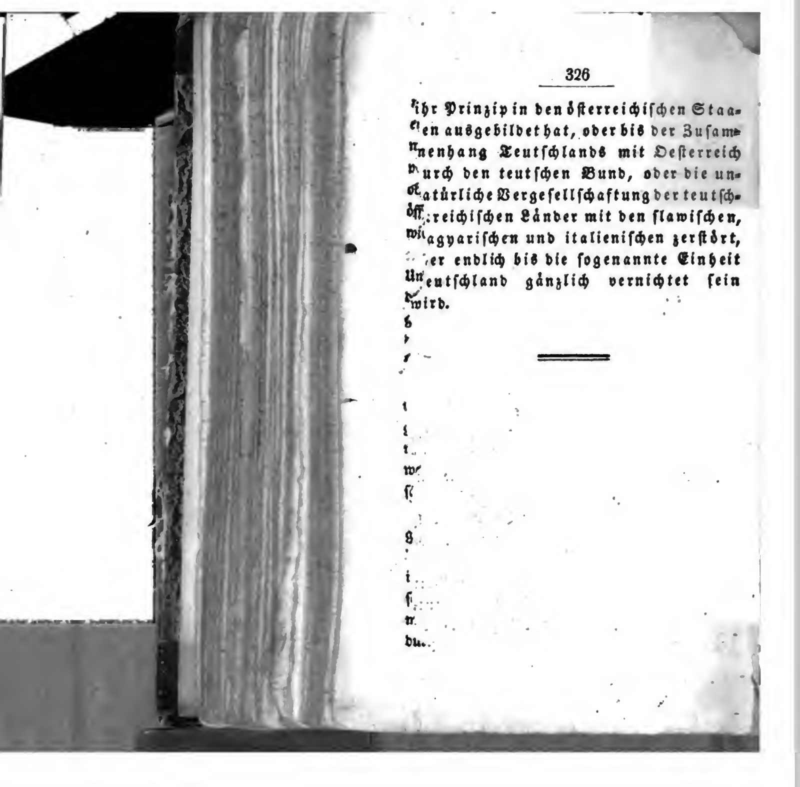
nes Herrn, da er erwarten konnte, daß die Polizei eine so wichtige Entdeckung nicht unbelohnt lassen werde. Der Bischof wurde sammt seinen Freunden verhaftet und durch das Schwert hingerichtet. Die oben erwähnten Schriften mußte der Scharfrichter öffentlich verbrennen und das bethörte Volk sah zu, wie man sein Recht einäscherte.

Diesen beiden Komplotten reihten sich noch die Umtriebe der Carbonaria an, aber diese waren anderen Geistes und verdienen eine besondere Würdigung. So viel wurde durch diese Ereignisse gewiß, daß nicht Jedermann in Oesterreich an der Aristokratie hängt, daß es muthige und geistvolle Männer giebt, die nur Gelegenheit erwarten, um sich durch Thaten als Vertreter der Freiheit anzukündigen. Wie fern oder nahe aber diese Zeit ist, in welcher Oesterreichs thatkräftige Männer auftreten werden als Reformatoren, wage ich nicht vorauszusagen.

Oesterreichs äußeres Staatssistem steht in dem genauesten Zusammenhang mit den im Inneren befolgten Maximen und leider ist es in Europa noch immer so gewichtig als diese. Im außeröstereichischen Teutschland haben sich zwar die Freiheitsideen weiter entwickelt, denn sie sind begünstigt worden durch die letzten Kriegsereignisse und neue Verfas-

fungen, aber nie wird die teutsche Freiheit ihr zwitterhaftes Wesen verlieren, ehe Oesterreich selbst vor Grunde aus reformirt oder zerstört worden ist. Teutschland ist die Zunge an der Wage des europäischen Gleichgewichts, während Oesterreich und Frankreich als mächtige Gegengewichter in den Schale liegen — sie neigt sich bald auf diese bald auf je Seite, je nachdem die Zeit die Pfunde in den Sch len verringert oder vermehrt. Die Einwirkun Frankreichs auf Teutschland ist mehr magnetisch, jene von Oesterreich das der sinkenden Schwere. So lange es Regierungen giebt, monarchische Regierungen in Teutschland, kann diese Einwirkung nicht aufgehoben werden — denn die kleineren und unmächtigen Fürsten des teutschen Reiches stehen unter der Vormundschaft der alten Austria, und es liegt in ihrem Interesse, sich von dieser nicht loszureißen, denn sie beschützt ihre Autorität Preußen neigt sich am meisten zu dem österreichischen Sisteme und sucht manche Institute desselben nachzuahmen, wie z. B. die Zensur und Polizei.

Ich glaube daher, daß die Freiheit in Mitteleuropa, namentlich in den teutschen Staaten, nicht eher bedeutende Fortschritte machen wird, als bis [illegible]



ihr Prinzip in den österreichischen Staaten ausgebildet hat, oder bis der Zusammenhang Teutschlands mit Oesterreich durch den teutschen Bund, oder die unnatürliche Vergesellschaftung der teutsch-österreichischen Länder mit den slawischen, magyarischen und italienischen zerstört, oder endlich bis die sogenannte Einheit Teutschland gänzlich vernichtet sein wird.

